1785
f'
9
Coburger Landes-Bücherei

S. 184

W. Jury del. & sc. 98.

Moralische Erzählungen

von

August Lafontaine.

S. 409

Vierter Band.

Berlin 1798.
in der Vossischen Buchhandlung.

Jättnig sc. Berlin

Moralische

Erzählungen

von

August Lafontaine.

Vierter Band.

Die Strafe im Alter,

oder

die Folgen des Leichtsinns*).

Heidelberg.

Hier bin ich, lieber Freund. Was ich hier noch soll? Es ist Liebe meines Vaters, daß ich hier bin; und so nehm' ich es. Er hat hier studiert, er ist hier glücklich gewesen: das soll sein Sohn hier auch thun und seyn. Und

*) Diese Reihe von Briefen steht schon in einzelnen Heften der Flora, einer Monatsschrift, die ich bei dieser Gelegenheit meinen Landsmänninnen empfehle, und die in dem nördlichen Theile von Deutschland bekannter zu seyn verdient, als sie es ist. — Hier finden die Leser übrigens diese Briefe beträchtlich verbessert. L.

machen wir es nicht eben so? nennen wir nicht den Ort, wo wir geboren wurden, wo wir unsre Jugend verlebten, den Aufenthalt unsres Glückes? Beruhet denn Vaterlandsliebe auf einer andern Empfindung, als auf diesem feinen Egoismus, der die Quelle, aus der seine Freuden und Leiden geflossen sind, für die einzige Quelle der Freuden und Leiden hält? Genug, es ist Liebe meines Vaters, daß ich hier bin: daran halte ich mich; und so entsag' ich gern dem Wunsche, die zwei Jahre, die ich hier seyn soll, auf Reisen zuzubringen.

Gewiß, Lieber, man ist hier nicht ungern. Freilich treibe ich nicht, was ich hier treiben soll: das Deutsche Recht; wenigstens nicht mit dem Eifer, den mein Vater verlangt, da er noch immer nicht die Idee aufgegeben hat, mich bei den höchsten Reichsgerichten anzustellen. Ich treibe hier nichts, oder alles — wie Sie wollen; ich genieße. Mit meinem Dichter — lassen Sie um des Himmels willen meinen Vater den Brief nicht sehen! — in der einen Tasche, und mit meiner Flöte, die

ich nie so fühlend geblasen habe, wie jetzt, in der andern, verlasse ich die Stadt, und versenke mich mit Leib und Seele in die reitzenden Gebirge, welche sie umgeben. Da lieg' ich in einem Weinberge, dessen junge dunkle Blätter eben hervorkeimen, sehe diese von Tage zu Tage wachsen, lese, blase und schreibe eins um das andere. Was ich schreibe? Ja, lieber Himmel! nichts, nichts; Thorheiten, unbedeutende Einfälle. Jetzt z. B. ein Liebeslied an das Mädchen, das da im nächsten Weinberge den Weinstock beschneidet. Ich beneide die Rebe um die Thränen, die sie unter der Hand des Mädchens vergießt, beneide die Blumen, die sich um ihre Füße schmiegen, wenn sie, mit den abgeschnittenen Reben auf dem Kopfe, nach Hause eilt. Dann schreibe ich ein Lied an die Gegend, die mich so lieblich umfängt; dann eins an die Hütte, die oben im Weinberge steht, und die ich als mein Eigenthum betrachte. Da wohn' ich, in meinem Traume, mit Weib und Kind. Der Weingarten ist mein; die Hütte, die ganze Gegend, von dem Orte an, wo ich ruhe,

über den Rhein hin bis an die Vogesen, mein! Ich bin niemals reicher gewesen.

So lieg' ich, habe den reichen, königlichen Fußteppich der Landschaft vor mir, unter mir; und er ist mein. Ich lasse mein Auge umher schweifen, und es ermüdet nicht. Sogar, wenn der Abend mich zur Stadt zurückruft, scheide ich nicht, ohne sehnende Blicke in die Gegend zu werfen, die den ganzen Tag mein Auge beschäftigte. Dann geh' ich heute wieder am schmalen Ufer des Neckar hinauf in das Gebirge. Da, rings umfangen von Wald und Hügeln, unter dem Laubdache, unter der Blüthendecke von tausend Fruchtbäumen, mitten in einer Heerde Lämmer, die ihr Futter zwischen meinen Füßen wegfressen und zutraulich den Blumenkranz aus meiner Hand stehlen: da schlägt mir die Brust von einer süßen, lieblichen Wehmuth. Ich theile brüderlich meine Flasche Wein mit dem Hirten, und esse dazu von seinem schwarzen Brote, mit einem Vergnügen, durch das mir jeder Bissen zu einem festlichen Mahle wird. Wenn dann die Sonne brennt, gehe ich in das Ge-

birge, an meinen Lieblingsort. Da lagere ich mich unter einer kühlen Linde, an der wunderschönen Quelle, fange mir meine Forelle aus dem klaren Bassin, esse, und tauschte nicht mit einem Fürsten.

So leb' ich, und bin wie neugeboren. Ich fühle wieder in meinem Herzen jene allmächtige, über alles siegende Kraft meiner früheren Jugend: diesen thätigen, kräftigen Müßiggang, in welchem das Herz mit sich selbst kämpft, immer siegt, immer schafft, mit der Vorsehung um die höchste Güte ringt, immer die edelsten Thaten thut, jeden Menschen umfaßt, für jeden Kummer Hülfe, oder doch Thränen hat, und in der beseligten, gesegneten, glücklichen Menschheit sein eigenes Glück erkennet. Diese Tage sind mir zurückgekommen, und ich danke dem Himmel dafür. Nicht ein einziger jener kleinlichen Gedanken, jener Bilder, die meine Phantasie sonst füllten, zeigt sich mehr. Was wollt' ich damals? Ein Haus machen, nichts weiter. Trümeaux, seidne Tapeten, ein Wagen aus Paris, Assembleen, Koncerte, eine reiche Tafel, die Bewunde-

rung von zwanzig Schmarotzern — darauf arbeitete ich hin. Ich vergaß alle Menschen, und dachte nur auf mich. Der Geitz, die Ehrsucht, die Eitelkeit spornten mich; und da lebte ich nur halb.

Ich danke dem Himmel und meinem Vater, daß sie mich in die Natur verbannten. Jetzt bin ich wieder ein Mensch geworden. Mein Vater würde das nicht billigen; aber er komme hierher, wo ich sitze und Ihnen schreibe; er höre die hundert Nachtigallen im Gebüsche zu dem Rieseln der Quelle schlagen, die, wie geschmolzenes Silber, aus der Mauer des Felsens sprudelt! An dem Tische, an welchem ich schreibe, stehen zwei Kinder mit fröhlichen Augen, und noch fröhlicherem Herzen, und essen die Milch, die ich übrig ließ. Ihre muntern Spiele um mich her, die heitere Geschäftigkeit, mit der sie mir aus dem Hause ihrer Eltern das holen, was ich brauche; ihre Liebe zu mir, die meine Liebe zu ihnen mir erworben hat; die herzliche Dankbarkeit der Mutter, womit sie mir, wenn ich gehe und komme, die Liebe zu ihren Kindern zu belohnen

sucht: — das sehe mein Vater, und dann wag' er es, mir die freudenlose Arbeit des ganzen Tages unter traurigen Akten, und wenn sie auch den Besitz eines Landes beträfen, dafür unterzuschieben! Nein, das Lächeln der Mutter ist mehr werth, als das allergnädigste Lächeln unsers Fürsten, wie diese Gegend mehr werth ist, als die schönste Dekoration seiner Oper.

Heidelberg.

Ich falle aus einem Extrem in das andre, sagen Sie. Glauben Sie denn, ich wüßte das nicht? Doch Sie konnten das aus meinem Briefe nur errathen; denn geschrieben habe ich Ihnen nicht, was ich treibe, was jetzt die Kräfte meiner Seele spannt. Ja, ich springe von einem Endpunkte zum andern; oder vielmehr, ich falle, so oft ich kann, in die Lage zurück, zu der ich geboren wurde, zu der meine feine, meine lebendige Organisation mich bestimmte. Und, wenn ich mit Ihnen rechten will — denn Vorwurf soll doch wohl

die Bemerkung in Ihrem Briefe seyn? — warum soll ich das nicht? Was scheint Ihnen daran so wunderbar?

Sie erinnern Sich der Zeiten noch recht gut, sagen Sie, da ich mich mit eben dem Eifer in den Strudel der Gesellschaften stürzte, mit dem ich mich jetzt in die Gebirge verkrieche. — Ja, mein guter Herr; zugegeben! Aber soll der Reisende, der, um seine lange Weile zu verjagen, ein paarmale mit den Matrosen auf dem Verdecke des Schiffes tanzte, beim Anblicke des Ufers nicht die Arme darnach ausstrecken? und soll er, wenn er es erreicht hat, es nicht mit Thränen grüßen, seine Hütte da aufschlagen, und sie mehr lieben, als das Schiff? — Denken Sie doch nur zurück an die Zeit, die wir in Göttingen lebten! Wie oft mußten Sie mich nicht zurückholen von einem elenden Dorfe, das nichts Schönes hatte, als etwa einen sonnigen Hügel mit ein Paar Linden, und eine Aussicht von da hinab in das Fruchtgefilde, oder auf ein Weidenthal! Was hielt mich ganze Monate in Münden? Wahrhaftig, keine Gesellschaften, kein Liebes-

handel. Nein, die reitzende Natur, das liebliche Thal an der Weser, die Schattengänge im Gebüsche, die Schalmei des Hirten, der Wald auf der Höhe, und die in ihm weidende Heerde. Ich ließ Sie ruhig nach Kassel reiten; und während Sie dort auf der Redoute zwischen den Masken schwärmten, schwebte ich heiter auf einem kleinen Nachen in dem Rohre des Flusses auf und ab, und wollte nichts mehr.

Damals besuchte ich die Gesellschaften, ohne sie gerade zu lieben; mein Herz hing an der Natur, und wird ewig an ihr hangen. So leb' ich jetzt, und — wohl gemerkt! — so muß ich leben, weil ich so erzogen bin. Meine Kindheit verfloß auf einem Gütchen, das nur die Bedürfnisse einer kleinen genügsamen Familie befriedigte. Hier lehrte man mich den Schatten eines kleinen Gebüsches, das Morgenroth, den Abendhimmel, eine Weinlaube, einen Bach, der unser Gärtchen umspielte, über alles lieben. Für die Arbeit auf diesen wenigen Morgen Landes, für das Leben in dieser lieben Hütte, wurde ich von

meinen Eltern erzogen. Meine Mutter fand hier ihr Glück, und verließ es mit thränenden Augen, als mein Vater mit seiner Arbeitsamkeit und seinem Ehrgeitze sich endlich in die Stadt, und unter das Auge seines Fürsten gedrängt hatte. Wir verließen unsern stillen, ruhigen Aufenthalt; und die Zufriedenheit meiner Mutter blieb unter dem Kranze von Bäumen, der unser Haus umgab. Ihre Blicke, ihre Seufzer kehrten immer wieder dahin zurück, und ich mischte meine Seufzer in die ihrigen. Ich war ein Jüngling, als ich in die Stadt kam. Weder die Bilder von Ehre und Ruhm, die mein Vater mir täglich vormahlte, noch die Freuden, zu denen das junge Herz so leicht hinreißt, konnten mir meine ruhigen Tage auf dem Lande ersetzen. Meine Träume waren das Landleben, und nicht die hohen Aemter im Staate, zu denen mein Vater mich bestimmte. Ich opferte meine Wünsche auf, weil ich mußte, weil ich meinen Vater liebe; doch habe ich sie noch nicht vergessen. Jetzt muß ich diese Wünsche unterdrücken; aber die große Welt, in der ich

gezwungen leben soll, hat davon keinen Vortheil. Ich fange an sie zu hassen, ob ich gleich entschlossen bin, ihre Fesseln zu tragen, weil die Hand meines Vaters mir diese Fesseln anlegt.

So genieße ich denn hier jede Minute, als ob es die letzte seyn würde. Wie der Liebende in der Stunde des Scheidens das geliebte Mädchen nicht aus den Armen läßt, so kann ich mich von dem Busen der Natur nicht losreißen. Ihre Vermuthungen sind richtig; ich bin ganz, was ich bin. Da wohn' ich jetzt über der Stadt aufwärts am Neckar, in einem Stübchen, das kaum mich, einen Tisch, ein Paar Stühle und ein Paar Bücher faßt. Meine Hütte ist nur durch einen schmalen Fahrweg von dem Flusse getrennt, und lehnt sich hinten an den Felsen voll Bäume. Da sitz' ich, still, verborgen, einsam, und lese. Ein Geflecht von Zweigen, das ich mit meinen eigenen Händen gemacht habe, ist mein Stuhl, ein Baumstamm mein Tisch. Unter mir, den Weg am Flusse hinauf und hinab, gehen Wanderer, Arbeiter, Damen

aus Heidelberg. Mir gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, habe ich eine Mühle, eine Kirche, und weiter hinauf ein Dorf. Links hinab liegt Heidelberg mit seinem Gewühl, in der Schluft der beiden Berge, aus denen der Neckar hervorströmt; und nun, zwischen den beiden weit geöffneten Bergen, sehe ich in die reiche Landschaft hinaus, welche gegenüber, jenseits des Rheins, von den Vogesen geschlossen wird.

Nach meinen Geschäften fragen Sie? — Könnt' ich Ihnen doch beinahe nicht antworten! Meine Zeit geht hin: das ist alles; und mehr zu fordern, sind Sie eigentlich nicht berechtigt. Aber ich werde hier mit jedem Tage besser; und das will viel sagen. Da saß ich Abends auf meinem Amphitheater von Buchen, und blies meine Flöte. Mein Spiel zog aus den benachbarten Hütten erst die Kinder, dann auch die Alten, in die Gegend, wo ich immer sitze. Man horchte, man plauderte unter mir; und so machte meine Flöte mir Bekanntschaft. Dann ging ich den Weg am Flusse hinauf; und nun grüßte mich hier ein

Nachbar, dort eine Nachbarin. Sie wußten, daß ich der Herr wäre, der die Flöte so gut bläst. Nach einigen Tagen redete mich schon ein Nachbar an, und fragte, wohin ich wolle. Die Kinder standen umher, betrachteten die Flöte, die mir aus der Tasche hervorsah, und wiesen zischelnd mit den Fingern darauf. Der Vater verbot ihnen das, und, aus Dankbarkeit dafür, nahm ich die Flöte hervor, blies ein Weilchen, und ging dann meines Weges. Den andern Tag hielt man mich, als ich vorbeikam, schon an, brachte mir einen Stuhl, und plauderte. Die Mädchen standen in der Ferne, näherten sich aber, so wie ich sie anredete, und die Bekanntschaft war gemacht.

Ich kenne jedes Mädchen aus den benachbarten Hütten, und das umliegende Gehölz ist voll von meinen Bekannten. Hier hebe ich einem Mädchen eine Last Gras, mit der es sich vergebens quält, auf den Kopf; dort vertheil' ich mein Weißbrot, oder eine Schale voll Milch, unter die Kinder. Kurz, ich lebe hier in einer Welt voll Liebe und Vertrauen. Da sitz' ich mit einem alten Mütterchen, höre

ihre langgedehnten Klagen, und oft, mein Lieber, geh' ich Abends mit der Gewißheit schlafen, daß man in der nächsten Hütte für mich betet, weil es mir gelungen ist, ein Unglück zu verhüten, oder einen Kummer zu endigen. Daran aber nehmen Herz und Kopf einen gleich schönen Antheil, und wenn auch eine durch das Alter verdorrte Lippe für uns betet.

Das ist mir genug, und muß mir genug seyn. Denn — seltsam! ist es Leichtsinn oder Jugendstolz? — ich habe die Bemerkung, von der Zeit an, da ich mich unter diesen armen arbeitenden Menschen aufhalte, öfter gemacht: die Kinder im Hause, selbst die erwachsenern, kennen entweder die Noth der Eltern nicht, oder glauben nicht daran, oder halten die Hülfe für so natürlich, daß sie es nicht der Mühe werth finden, nur einen bittenden Blick darum zu thun. Da stand ein Alter vor mir, hielt seine Mütze in den gefalteten Händen, und erzählte mir in rührenden Tönen seine Noth. Seine Frau vergoß Thränen, und bestätigte seine Klage durch tiefe Seufzer. Am Tische saßen die beiden Töchter dieser Unglück-

lichen; und auf ihren Gesichtern war nicht eine Spur von Leiden, von Mitgefühl. Ich gab den Alten. Sie brachen nun in Dank, in Lobeserhebungen aus, wie das gewöhnlich ist; die Mädchen aber saßen da, als ob sie Fremde wären: sie dankten mir mehr für einen freundlichen Blick, den ich ihnen gab, für ein Wort, das ich mit ihnen sprach, als für alles, womit ich ihrem Mangel abgeholfen hatte. Ach, die Natur hat sie zu keiner Noth geschaffen; sie sind zur Freude da: das empfinden sie. Ihr unerfahrnes Herz hält die Wohlthat, die Hülfe, für Schuldigkeit. Sie fühlen, daß sie dasselbe, daß sie noch mehr thun würden. O du edler Trotz eines natürlichen Menschenherzens! Ach, welch eine Menge Unglück; ach, wie viele mit Härte verweigerte Bitten mögen dazu gehören, einen Menschen so weit zu bringen, daß er vergißt, für sich selbst zu beten, und daß er seine Arme für einen andren Menschen zum Himmel aufhebt, der nur das Gebot der ewigen Liebe — und wer weiß, wie kärglich, wie stolz! — erfüllte!

Heidelberg.

An das Staatsrecht denk' ich kaum mehr; der Winter wird mich indeß wieder hinein treiben. O die Weinblüthe, lieber Freund, die Weinblüthe! über die sollte ein ehrlicher Mann wohl noch mehr vergessen. Ich komme nicht mehr aus den Weinbergen. „Sinnlich?" Wohl! will ich denn mehr als ein Mensch seyn? Und, wenn wir zusammen rechnen, so hat doch wahrhaftig meine Sinnlichkeit noch keinem Menschen eine Thräne, und meiner Börse noch kein Goldstück gekostet. O Lieber, mein Vater besucht Gesellschaften, und hat Gesellschaften, die vielleicht Jahraus Jahrein Tausende wegnehmen. Und diese Tausende — Himmel! diese Tausende — Doch still! Aber so laßt mich hier auf meine Weise leben. Glaubt Ihr denn, ich hätte hier keine Feste? Ich habe in diesen drei Monaten hundert Thaler erspart, und sie zwei Mädchen in meiner Nachbarschaft zu ihrer Aussteuer gegeben. Beide sind jetzt frohe Bräute, und danken ihr Glück mir. —

Weiter. Ich gehe nun mit diesem Gefühl in den so lieblich duftenden Weingärten umher, schwelge mit dem Geruche in dem Opferrauche des Frühlings, schwelge mit dem Gesicht in der schönsten Landschaft; lese dabei zuweilen, wenn ich vor lauter Glück kann, meinen edlen, menschlichen, schwärmenden, herzlichen Plato; und Ihr sagt mir: ich soll mehr meiner Bestimmung leben? Lieber Gott! ist denn Reichs- und Staatsrecht irgend eines Menschen Bestimmung? Wahrhaftig, ich ärgerte mich, um Euch nicht verlachen zu müssen.

„Sinnlichkeit!" Nun wohl denn! ich bin sinnlich; aber ich fühle auch, daß es in der Welt besser wäre, als es ist, wenn es recht viele solcher Sinnlichen gäbe, die sich an dem Glück einiger Bräute, an einem duftenden Weingarten, und an den so wünschenswerthen Träumen eines Philosophen genügen ließen — sollte das Staatsrecht auch verloren gehen, wie die Kunst Aqua Toffana zu machen.

Heidelberg.

Sie sind schon abgereist, mein Lieber, schreibt mir meine Schwester; und meine Wünsche folgen Ihnen. Sie sind zufrieden, schreibt sie mir weiter. Nun denn! und wenn ich auch Ursache zu klagen hätte, ich will schweigen, will die Zufriedenheit meiner Freunde wie meine eigne betrachten, will . . . O, es ist seltsam, daß man so oft nicht glücklich seyn darf, wenn das Glück sich einem anbietet; daß ich erst in dem dicht gedrängten Kreise der Thoren umhergehen, und jeden fragen muß: scheinet das, was mich glücklich macht, auch dir ein Glück? und daß ich, wenn sie Nein sagen, Glück und Ruhe fahren lassen soll, um den Thoren kein Thor zu seyn.

Ist es nicht so? Das leidige Schicksal, oder — doch nein; das leidige Schicksal! — immer gut genug, wenn man getrost auf das Schicksal schiebt, was unsere Thorheit verschuldet! Sehen Sie, ich wollte sagen, was des Menschen Bestimmung ist. Doch wohl: glücklich zu seyn als Gatte, Vater, Bürger, Mensch, und so weiter? Noth hin-

dert Tausende und aber Tausende, das eher zu werden, als bis die edelsten Kräfte, die besten Jahre dazu, verschwunden sind. Der Mann ist vierzig Jahre alt, wenn die Vorsehung ihm ein Aemtchen zuwirft, bei dem er es wagen darf, einem Mädchen seine Hand anzubieten. Einen Schritt vom Grabe wird er Vater; er sieht sein Glück in dem Augenblicke keimen, da er es verlassen muß. Gatte wird er, wenn er — Doch ich mag nicht darüber reden. Werfen Sie nur einen Blick auf die Ausschweifungen der jungen Männer! Die glühende Natur treibt sie vorwärts; die Furcht hält sie zurück: der Kampf ist schrecklich. Wie leicht muß es da nicht der allerverächtlichsten Kreatur werden, den verlangenden Jüngling zu verführen, und Tugend, Kraft und Geist in ihm auf immer zu vergiften! Man kann nicht Vater, nicht Gatte, nicht Mensch seyn. Nun, man wird, um doch etwas zu seyn, ein eitler Fratz, ein ehrsüchtiger Geck, ein Geitzhals, oder ein Bösewicht.

Glauben Sie mir, das ist die Grube, worin sich eine Menge Verbrechen erzeugen.

Und natürlich! Geben Sie dem Jünglinge, der nun mit allen Kräften der Seele nach Liebe verlangt, ein Weib; und dann sehen Sie hin, welche Tugenden Sie von ihm fordern können, und welche er Ihnen geben wird! Er kennt die Wollust nicht: sein Weib hat sie in Liebe verwandelt; er kennt die Trägheit, den Luxus, das Umherschwärmen in Gesellschaften nicht. Seine fröhlichen Kinder gewöhnen ihn in der Zeit der jugendlichen Kraft zum Arbeiten, zum Sparen; die Freuden in dem Kreise der Kinder lehren ihn Zärtlichkeit. Mit der Kraft des Jünglings wird er, muß er, die Kälte des Hausvaters verbinden. Er hat die Tugenden zweier Alter, und keins ihrer Laster. Selbst wenn seine Gattin stirbt, oder ihre Reitze verliert, bleibt er keusch; seine funfzehnjährige Tochter ist die Bewahrerin, der Schutzgeist seiner ehelichen Treue. In den schönsten Jahren seines Mannsalters zwingt ein neues Menschengeschlecht, seine Enkel, ihn zu neuen Tugenden, und macht auch sein häusliches Glück wieder neu. Zwar haben seine Kinder nun sein Haus

verlassen; doch seine Enkel stellen den fröhlichen Tumult um ihn wieder her, und er lebt zum zweiten male.

Welch ein Leben! Freund, o welch ein Leben! Ich habe die so reitzende Scene absichlich nur leicht entworfen, und Ihnen von tausend Zügen, die meine Phantasie und mein Herz mir angaben, immer nur Einen gezeichnet. Warum sollte ich auch ganz schildern, was ich fühlte! Welcher Mensch hätte nicht Herz, nicht Menschlichkeit genug, diese Grundzüge des Gemähldes mit dem Reichthume der Farben, welche die Natur darbietet, auszustatten!

Und nun stellen Sie den gewöhnlichen Mann dagegen! — Durch Ausschweifungen, durch die niedrigste Wollust von zwanzig Jahren, an Geist und Körper entnervt; durch den Mangel an häuslichem, an natürlichem, an menschlichem Glück zu Ehrgeitz, Eitelkeit, Schwelgerei, Kälte gegen Menschenwohl und so weiter getrieben — sinkt er endlich in den Arm eines Weibes: er ohne Charakter, ohne Liebe, ohne Hoffnung; sie ohne Zutrauen zu seinem Herzen, seiner Keuschheit, seinen Jah-

ren. Sehen Sie, da ist der unbarmherzige Würgengel der menschlichen Tugenden und des menschlichen Glückes!

Ich kenne den leidigen Trost wohl, mit dem man alle diese dringenden Vorstellungen abweist: „das ist nun einmal nicht anders!" Nun ja! Aber so sollte man wenigstens den ruhig klagen lassen, der so tief fühlt, daß es anders seyn kann, anders seyn muß. Und könnte es denn mit mir nicht anders seyn? Das Vermögen meiner Mutter reichte ja für zehn Familien hin; an dem zehnten Theile wollte ich mich begnügen lassen, mir hier eine Hütte mit einem Weinberge kaufen, ein Weib nehmen, meine Reben schneiden, mein Feld bauen, und glücklich seyn. Doch was schwatz' ich! Da geh' ich jetzt, in dem Gefühle meines Alleinseyns, umher, und rufe mir hundertmal, Unglück weissagend, zu:

Uxor in æternum vivo mihi viva negatur,
Et domus, et fidæ dulcia membra domus *).

*) Ewig bleibt mir im Leben versagt die lebende Gattin,
Und ein trauliches Haus, liebliche Kinder darin.

Heidelberg.

Sie haben nicht übel gerathen, mein Freund. Wirklich hat meinen Brief eine Begebenheit veranlaßt, eine Begebenheit, die mich sehr interessirt, ja — was Sie vielleicht noch nicht gedacht haben — die vielleicht die Angel seyn wird, um welche künftig mein ganzes Leben sich dreht. Sie können nicht läugnen, daß ich mit meinen Behauptungen Recht habe. Im Allgemeinen, sagen Sie; nur wollen Sie erst die Begebenheit selbst hören, um ihre Sentenz darnach einzurichten. O, lieber Gott! was kümmern doch die Gerechtigkeit Person, Ort, Zeit, Umstände? Nein, nein! ich weiß ja, wenn die Natur nicht gerade den Gang geht, den Mode, Thorheit, Decenz, Eitelkeit, Stolz — und was sonst noch alles! — vorschreiben, so ist sie verurtheilt, die arme, ewige, heilige, allmächtige Natur, und ihr Prozeß ohne Gnade verloren. Nein, nein; wenn sie sich nicht wenigstens mit einigen Lümpchen der Mode behängt, so schlägt man die Hände über dem Kopfe zusammen, und ruft: wehe! wehe! Ich weiß, daß ich verur-

theilt bin; denn ich habe ja keinen Fetzen der Kunst, mit dem ich die Blöße der Natur bedecken kann.

So hören Sie denn, und rufen Ihr Wehe! Es ist nichts als eine von den Begebenheiten, die einem jungen Menschen zu Tausenden aufstoßen, und die nur bei einem, der, wie ich, nicht wohl im Hirne verwahrt ist, eine solche Wirkung hervorbringen können.

Ich fahre an einem schönen Tage nach Schwetzingen, einem Garten des Kurfürsten, der einige Stunden weit von hier liegt. Da schweife ich mit einem alten Soldaten, der mein Führer ist, im Garten umher; als ich mich dann so ziemlich zu finden weiß, gebe ich dem Manne sein Trinkgeld, und lasse ihn gehen. Außer mir war nicht ein einziger Mensch im Garten. Ich setze mich hier, werfe mich dort an einer Fontäne nieder; zeichne hier eine Gruppe Bäume, lese dort einige Zeilen, oder Seiten. Endlich denke ich an die Rückkehr. Ich gehe aufs Gerathewohl, verirre mich in Gedanken, und werfe mich endlich mechanisch in dem Eingang eines

dunkeln Laubengebüsches nieder. Die angenehme Dunkelheit, die ungestörte Stille um mich her versetzen mich bald in eine von jenen Minuten, in denen man unbeschäftigt, ruhig da liegt, und für alles um sich her keine Sinne hat. Auf einmal hör' ich hinter mir einen Seufzer. Ich sehe mich um, und erblicke im Winkel auf einer kleinen Bank ein junges Mädchen, das mich ängstlich ansieht, jetzt aber den scheuen Blick zu Boden schlägt, und hoch erröthet.

Ihr Erröthen hält mich ab, sie zu betrachten. Ich lege mich nieder, wie ich gelegen hatte, und höre aufs neue einen Seufzer. Als ich wieder zurücksehe, macht das Mädchen dieselbe Bewegung, wie vorher. Nun fällt mir ein, daß ich ihr durch meine Lage den Ausgang aus dem Gebüsche versperrt habe. Ich stehe langsam auf, und gehe einige Schritte vorwärts, um ihr Freiheit zu geben; aber sie kommt nicht zum Vorschein. „Sie seufzte,“ denk' ich jetzt; „war es etwa ein Seufzer der Noth?“ Ich kehre zurück, und trete wieder in den Eingang des

Gebüsches. Das Mädchen war aufgestanden, setzte sich aber, als sie mich so nahe sah, mit Verlegenheit wieder auf die Bank.

Wir sahen einander an. Nun mußte ich etwas sagen. „Ich glaubte, Ihnen fehlte etwas.“ Sie blickte mir flüchtig ins Gesicht, erröthete, riß, um sich ihre Verlegenheit zu erleichtern, ein Paar Blätter ab, öffnete die Lippen, und schwieg. Jetzt hatte ich Zeit, das Mädchen zu betrachten. Es war ein liebliches längliches Gesicht, auf dem noch die ganze Unschuld des Kindes ruhete. „Oder lag ich Ihnen etwa im Wege, mein Kind?“ fragte ich unwillkührlich. Sie nickte mit dem Kopfe, ohne aufzusehen, und ihre Finger spielten mit den Blättern.

Ich machte ihr jetzt in dem Eingange Platz. Sie stand langsam auf, als ob sie sich bedächte, und ging neben mir weg. In der Thür schlug sie die Augen nur ein wenig auf, blickte mich eine Secunde lang an, machte eine kleine Verbeugung, und ging. Ich sah ihr nach, setzte mich dann auf die Bank, auf der sie gesessen hatte, und lächelte über das

furchtsame Kind, das von mir eingesperrt gewesen war. Nach einigen Minuten zeigte sich das Mädchen wieder in dem Gange, der zu der Laube hinführt, und schien sehen zu wollen, ob ich noch da wäre. Als sie mich erblickte, verschwand sie wieder. Das fiel mir auf; doch blieb ich sitzen. Nach einiger Zeit stand sie hinter einem Gebüsche, und betrachtete mich durch die Zweige. Bald war sie hier, bald dort, und sie schien unruhig zu seyn. Ich wurde aufmerksamer. Was will sie von mir? fragte ich mich, und vermuthete, was ein junger Mensch in einem solchen Falle immer vermuthet.

Als sie sich um das Gebüsch wegschlich, stand ich auf, und schlich ihr auf meiner Seite entgegen. Sie hatte das Gesicht immer nach der Laube hin gewendet, und schlich so in meine Arme. Ich faßte ihre Hand, und sie erschrak sehr heftig. „Wollen Sie mir etwas sagen, liebes Kind?" Sie schüttelte den Kopf. „Oder wollen Sie in die Laube zurück?" — Ja, in die Laube! antwortete sie leise. — „So kommen Sie!" sagte ich, und

wir gingen neben einander. Als wir in den Eingang traten, sprang sie auf die Bank zu, nahm ein kleines Schnupftuch auf, das sie vergessen hatte, und hielt es mir mit einer leichten Verbeugung hin, als ob sie sagen wollte: das war es!

„Also," fragte ich, „das hatten Sie vergessen?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber, warum kamen Sie denn nicht, und holten es sich?" Sie lächelte. „Nicht wahr, Sie fürchteten sich?" Sie lächelte wieder. „Aber warum denn?" — Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, sagte sie. „Nicht? Nun so lassen Sie uns einmal den Versuch machen, Kleine." Ich nahm ihr das Schnupftuch aus der Hand, ging in die Laube, setzte mich auf die Bank, und sah sie lächelnd an. Das Mädchen stand in dem Eingange, und betrachtete mich halb lachend, halb freundlich. „Nun?" sagte ich. Sie trat die Paar Schritte langsam zu mir, hielt mir die Hand hin, und ich legte ihr das Schnupftuch hinein. Sehen Sie wohl? sagten wir Beide zu gleicher Zeit. Nun ging ich mit der Kleinen hinaus, und neben ihr

her. Im Gehen fragte ich sie: ob ich denn das erstemal so fürchterlich gewesen wäre, und so etwas. Sie blickte von Zeit zu Zeit an mich herauf, lächelte, sagte ja und nein, und so kamen wir in die Haupt-Allee.

Hier begegnete uns der Gärtner mit einem Körbchen Kirschen, und ich ließ es mir von ihm geben. Meine Kleine wollte fort. „Nein,“ sagte ich, und nahm ihre Hand; „wir sind ja nun gute Freunde, und die müssen alles mit einander theilen.“ Ich setzte mich mit ihr auf eine Bank, suchte die schönsten Kirschen aus, und legte sie ihr auf die Schürze. Während wir aßen, fragte ich nach ihrem Nahmen, ihren Eltern, ihren Umständen, ihren Verwandten; und die Kleine plauderte zuletzt sehr offenherzig. „Die übrigen Kirschen?“ sagte ich, und zeigte auf den Korb. „Hören Sie, Luise, die nehmen Sie Ihren Geschwistern mit.“ Sie steckte die Kirschen ein; dann standen wir auf, und gingen, die Allee hinunter, aus dem Garten.

Hier wohn' ich! sagte die Kleine auf einmal, und hüpfte zwei Kindern von zehn und

eilf Jahren, die vor der Thüre standen, entgegen. Ich habe euch etwas mitgebracht, sagte sie freudig. Sie holte die Kirschen mit einem dankbaren Blicke auf mich hervor, und vertheilte sie. Ich sagte: gute Nacht, Luise! und ging die Straße hinunter. Sie sah mir, so lange sie konnte, mit freundlichen Blicken nach. Als ich eben in mein Wirthshaus treten wollte, neigte sie sich noch einmal, und hüpfte in ihr Haus.

Sie finden an der Begebenheit nichts; und ich fand wahrhaftig eben so wenig daran. Als ich auf dem Zimmer war, schon nach einigen Minuten, hatte ich das Mädchen rein vergessen. Selbst in meinem Taschenbuche, worin ich noch denselben Abend aufzeichnete, was ich gesehen hatte, und worin manche kleine, vielleicht noch tausendmal uninteressantere, Anekdote steht, finde ich unter dem Datum dieses Tages nicht einmal den Nahmen des Mädchens. Wie gesagt, ich hatte es rein vergessen.

Es war ein Kind von vierzehn Jahren; aber nach der süßen Unschuld in ihrem Gesichte

sichte, hätte man sie für zwölf=, und nach ihrer Figur für sechzehnjährig halten sollen. Sie hatte ein sehr schönes blaues Auge, und die dunkeln Augenbraunen erhoben die weiße Farbe ihres Gesichtes. Ihre Kleidung war einfach, aber sehr reinlich. Nach ihr zu urtheilen, schien sie die Tochter eines Handwerkers zu seyn. Ihr Vater lebte nicht mehr, und war „Hofmann" gewesen. Ich verstand das Wort nicht; und aus ihren andren Aeußerungen konnte ich nur so viel errathen, daß er den Landbau getrieben hatte. Ihre Mutter und zwei Geschwister lebten noch. Das war alles, was ich an diesem Tage erfuhr.

Am folgenden Morgen ging ich wieder in den Garten, und ließ mir meinen Kaffee dahin nachbringen. Ich hatte das Mädchen so ganz vergessen, daß auch das Haus, bei dem ich vorüberging, mich nicht an sie erinnerte. Etwa zwanzig Schritte weit vom Hause hörte ich ein freundliches, begrüßendes „Ach!" Ich sah auf, und das Mädchen stand mit einem Teller voll Weißbrot, das sie geholt hatte, vor mir. „Sieh da! sieh da, meine liebe

Kleine," sagte ich, und bot ihr die Hand; „treffen wir uns schon wieder?" — Ja, erwiederte Luise freundlich; es ist, als sollten wir uns immer begegnen. — „Nun," sagte ich lachend, „wenn das des Himmels Wille ist, so gebe er, daß ich Sie immer so froh und so unschuldig wiederfinde, wie gestern und heute!" — O, ganz gewiß! ganz gewiß! erwiederte das Mädchen, und nickte dabei versichernd mit dem Kopfe. Jetzt sah sie mich lächelnd an; dann wendete sie das Auge auf ihr Haus, und stand, als ob sie gehen müßte. „Sind Sie so eilig, Luise?" fragte ich, und ließ ihre Hand fahren. — Ja; die Kleinen zu Hause! antwortete sie, und zeigte auf den Teller. Aber, setzte sie leicht und schnell hinzu: wenn Sie ein wenig warten wollen, so . . . — Nun schwieg sie. „Gut Luise, ich will warten, so lange Sie wollen. Gehen Sie jetzt nur."

Sie ging nicht, und sah mich ein wenig verlegen an. Ich hatte mein Vergnügen an der Verlegenheit der Kleinen, und war neugierig, wie sie sich herauswickeln würde. Da-

mit sie keine Zeit hätte, ihr Versprechen zurückzunehmen, (was sie, wie ich an ihrer Miene sah, zu thun Lust hatte) schob ich sie fort. Sie ging, und sah sich im Gehen einigemale verstohlen nach mir um. In der Hausthür blieb sie stehen, und mit einer Miene, als ob sie mir noch etwas sagen wollte. Ich stellte mich aber, als ob ich es nicht bemerkte; nun trat sie hinein, und ich ging einige Minuten auf und ab. Sie kam nicht, wie ich es vermuthet hatte; indeß die Neugierde, ob sie endlich kommen würde oder nicht, bestimmte mich, geduldig zu warten. Es mochte etwa eine Viertelstunde verflossen seyn, da trat sie furchtsam, roth wie eine Rose, in ihre Thür, und wagte es kaum mich anzublicken.

Ich hatte, als ich sie sah, ein sehr angenehmes Gefühl. Wie viele Mühe mochte es ihr nicht gekostet haben, in die Thür zu treten! Dafür war ich ihr Dank schuldig. Ich ging zu ihr, und sagte mit einem Händedrukke: „O, das haben Sie unvergleichlich gemacht! Denn," setzte ich mit Herzlichkeit hinzu, „ich habe nicht einen einzigen Bekannten

in ganz Schwetzingen; und allein seyn . . .“ — Nein, das kann ich auch nicht gut, unterbrach sie mich; und das Scheue in ihrem Gesichte lös'te sich wieder in die vorige Arglosigkeit auf. — „Ich wünschte,“ sagte ich, und jetzt wirklich in Ernst: „ich wünschte, liebes Kind, daß ich Sie diesen Vormittag im Garten anträfe. Wenn Sie nur halb so gern in meiner Gesellschaft wären, als ich in der Ihrigen — (sie machte eine kleine Verbeugung mit dem Kopfe) —: so gingen Sie mit mir ein Stündchen darin spazieren.“ — Ja, sagte sie wieder eben so eilig; da müßt' ich mir erst meine Arbeit holen.

Ich nahm sie wieder beim Worte, ehe sie umlenken konnte. „Thun Sie das. Ich erwarte Sie da, wo wir gestern die Kirschen aßen; und sollte ich auf Sie warten bis diesen Abend, bis morgen — ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie kommen.“ — Ach nein, nein! rief sie, und trat die Stufe herunter, mir nach. Ich sagte, als ob ich ihr Nein nicht gehört hätte: „gewiß, ich warte auf Sie!“ und so ging ich eilig.

Man brachte mir meinen Kaffee, und ich bestellte noch eine Portion. So setzte ich mich in der Allee an meinen Tisch, und erwartete mit Sehnsucht, ob sie kommen würde. Ungefähr nach einem Stündchen kam sie von oben aus dem Garten die Allee zu mir herunter, und hatte ihre jüngere Schwester neben sich. Ihr langsamer Gang, ihr niedergeschlagenes Auge verriethen eine kleine Unruhe. Ich ging ihr entgegen. „Sieh da! wir treffen uns schon wieder!“ sagte ich, als ob ich nicht mehr an ihr Versprechen dächte. Das schien sie zu beruhigen. Sie lächelte (wie es schien, über meine Vergeßlichkeit), setzte sich zu mir, und fing an zu stricken. Ich schob ihr eine Tasse Kaffee hin, und gab der kleinen Schwester ein Stück Kuchen. Nun brachte ich ein Gespräch in Gang, und dabei trank sie die Tasse aus. „Wollen Sie mir einschenken?“ fragte ich, und schob ihr meine Tasse hin. Sie erröthete, legte ihr Strickzeug auf den Tisch, und schenkte mir ein.

Das Gespräch hob von neuem an. Nach einiger Zeit stand ich auf. Wir gingen im

Garten umher, und ihr Zutrauen mehrte sich mit jedem Schritte. So kamen wir an die Moscheh, in deren Arkaden an den Wänden morgenländische Sentenzen stehen. Wir lasen sie mit einander. Eine dieser Sentenzen hieß ungefähr: „Schweigen ist besser als reden etc.; der Tod ist das Beste von allem.“ Das versteh' ich nicht, sagte sie. Schweigen soll besser seyn als reden? (Sie schüttelte den Kopf und betrachtete die Schrift.) — „Nun, zuweilen, Luise, ist doch Schweigen gewiß besser, als Reden. Sehen Sie, zum Beispiel, als ich diesen Morgen von Ihrer Hausthür wegging, hatten Sie schon auf der Zunge, daß Sie nicht kommen wollten. Allein Sie schwiegen, Sie kamen; und ich habe nun dadurch einen so angenehmen Morgen. Da war doch Ihr Schweigen besser, als wenn sie geredet hätten; wenigstens für mich besser.“ — O, ich bin auch vergnügt, erwiederte sie. Aber, fuhr sie fort, das hat der Mann doch nicht gemeint: das Schweigen, wenn man sich schämt oder sich fürchtet, wie es mir ein Paarmal mit Ihnen gegangen ist? Was meint der Mann denn mit seinem Schweigen?

Ich suchte es ihr so gut zu erklären, wie ich konnte; sie schüttelte aber den Kopf, und sagte: es ist doch nicht wahr; nur kann ich nicht sagen, warum es nicht wahr ist. Hier weiß ich es wohl! setzte sie hinzu, und legte die Hand auf das Herz. Ich half ihr durch einige Fragen nach, und suchte ihre Gefühle in Gedanken, in Worte zu verwandeln. Sie begriff mich bald. Nun ja, sagte sie; das meine ich: denn, wollte man nur da reden, wo es höchst nothwendig ist, so wären wir ... — „in Ewigkeit nicht mit einander bekannt geworden,“ fiel ich ein; „so hätte ich Sie nicht lieb gewonnen, und alles das bliebe ungeschehen, was aus unserer Bekanntschaft noch erfolgen kann.“

Ich blickte ihr bei diesen Worten ins Gesicht. Sie sah auf Eine Stelle, als ob sie nachdächte, was noch daraus entstehen könne. „Nun, was meinen Sie, Luise? was kann wohl noch aus unserer Bekanntschaft entstehen?“ — Sie sah mich an. — „Haben Sie sich nicht auf etwas besonnen? Oder ist hier Schweigen besser als Reden?“ — Nein, er-

wiederte sie; ich weiß wirklich nichts, was aus unserer Bekanntschaft noch entstehen könnte.

„Nicht? Sehen Sie, Luise, Sie könnten in Noth kommen, in Armuth versinken, Ihre Mutter verlieren. Ihre Anverwandten wollten sich Ihrer nicht annehmen, und Sie wüßten nirgends hin. Nun fiele ich Ihnen ein. Sie kämen zu mir . . .“

Ja, aber würden Sie mich denn aufnehmen? fragte sie mit einem hellen und freundlichen Blicke.

„Mit Freuden, liebes Kind, mit Freuden. Ich wollte meinen letzten Bissen mit dir theilen, mit meinen letzten Kräften für dich arbeiten, um jede Noth von dir abzuhalten.“

Ich weiß selbst nicht, lieber Freund, wie es zuging, daß ich bei dieser Vorstellung in solche Hitze gerieth. Meine Frage, meine Auseinandersetzung der Frage, war eine bloße Schäkerei gewesen. Wahrscheinlich hatte die Unschuld, mit der die Kleine mich fragte, ob ich sie aufnehmen würde, und das Zutrauen zu mir, das in ihrem hellen Auge schwebte,

diese Wirkung auf mein Herz gethan. Schon als sie selbst noch sprach, ergriff ich sie mit beiden Händen, zog sie näher zu mir, und drückte sie mit Rührung an mich. Ihr Auge hing mit seelenvoller Freude an meinen Blikken. — Aber ich brächte dann auch meine Geschwister mit, sagte sie mit einem herzlichen, arglosen Zutrauen, und sah nach ihrer Schwester, die umher hüpfte.

„Also würden Sie zu mir kommen, Luise?" fragte ich. „Versteht sich, wenn Sie unglücklich wären!"

Sie erwiederte lächelnd: ich weiß ja nicht einmal, wo Sie wohnen, und wer Sie sind!

„Der Himmel gebe nur, daß Sie es niemals nöthig haben!" sagte ich aus Herzensgrunde. „Es würde mir nahe gehen, sehr nahe, wenn diese schönen, hellen Augen je voll Thränen ständen. Nein, Luise, der Himmel behüte Sie davor!" Sie blickte mich verwundert an, und jetzt stiegen ein Paar Thränen in ihre Augen; doch sie trocknete diese mit den kleinen, runden Fingern ab, und sogleich war ihr Gesicht wieder hell und heiter.

Luise! Luise! rief die Kleine auf einmal; da schlägt es schon eilf! — Luise erschrak. „Schon eilf? So muß ich gleich fort!“ — Sie bot mir die Hand. Adieu, Luise! sagte ich, faßte sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie wand sich ängstlich los, sagte adieu, nahm die Hand ihrer Schwester, und eilte durch die Arkaden in einen bedeckten Gang.

Auch ich ging langsam, mit vollem Herzen, nach Hause. Ich glaubte, sie würde am Fenster oder an der Thür seyn; aber sie war nicht da. Auf meinem Zimmer versank ich in sonderbare Träume. Das schöne Mädchen war nichts als unschuldig, aber dies auch in einem hohen Grade. Ihren Verstand mußte ich für gänzlich unbebauet, doch für natürlich rein, erklären. „Was ließe sich nicht alles aus diesem Mädchen machen! aus dieser einfachen, unschuldigen Seele!“ das war der erste Gedanke, den ich deutlich dachte; und meine Phantasie bildete ihn in schnellen Sprüngen weiter aus. Jetzt unterrichtete ich Luisen, jetzt sah ich sie mit allen Talenten der Kunst,

der Bildung geschmückt. Ich war entschlossen, mich des Mädchens anzunehmen, so entschlossen, wie man es seyn kann, wenn die Phantasie aufgeregt ist. Und wer weiß, dachte ich zuletzt, was noch alles aus unserer Bekanntschaft entstehen kann!

Ich wollte nach Tische die Mutter besuchen, und hatte einen Plan überdacht, der seltsam genug war. Doch allmählig verflog das Feuer meiner Phantasie, und meine natürliche Furchtsamkeit machte der Ueberlegung Raum. Zwar gab ich die Idee nicht auf, Theil an dem Mädchen zu nehmen; aber ich konnte nicht mit mir selbst einig werden, welchen. Oder ich war wohl zu furchtsam, einen entscheidenden Schritt zu wagen. So ging unter Ueberlegungen, Entschlüssen und Zweifeln die Zeit hin, und die Stunde meiner Abreise kam näher. Ich packte schon meinen Mantelsack, als mir auf einmal einfiel, daß mir das Mädchen im Garten beim Plaudern erzählt hatte: sie ginge morgen nach Heidelberg, um ihre Anverwandten dort zu besuchen.

Sogleich packte ich wieder aus, und war entschlossen, mit ihr zu reisen. Ich lief nun, wie ein Thor, zehnmal in den Garten, und zehnmal wieder zurück, an ihrem Hause vorbei. Im Garten setzte ich mich jedesmal nieder, und war fest überzeugt, daß sie nun kommen würde. Wenn ich eine Weile vergebens gewartet hatte, lief ich zurück, und glaubte, sie müsse vor der Thüre stehen. Aber auch da war sie nicht. Als es Abend wurde, lag ich in meinem Fenster, und belauerte ihr Haus. Sie ließ sich auch da nicht sehen; und meine unruhige Erwartung nahm nicht eher ein Ende, als bis es so dunkel war, daß ich nichts mehr auf der Straße unterscheiden konnte. Ich Thor, wurde sogar einigemale böse auf das Mädchen, das mich so vergebens hoffen ließ.

Am folgenden Morgen lag ich schon vor Sonnenaufgang im Fenster, und sah unverwendet nach dem Hause. Endlich ging die Thür auf, und Luise trat hervor. Eine ältliche Frau, ihre Mutter, sagte noch einige Worte zu ihr, steckte ihr das Halstuch noch

einmal zurecht, und gab ihr einen herzlichen Kuß. Luise ging nun, mit einem kleinen Bündel in der Hand, die Straße hinunter, dem Thore zu. Ich ließ sogleich mein Kabriolet anspannen, sprang fröhlich hinein, nahm zitternd die Zügel, und eilte, so sehr ich nur konnte, hinter Luisen her. Nach einer Viertelstunde sah ich sie in dem Schatten der schnurgeraden Pappelallee vor mir hin gehen, und in einigen Minuten hatte ich sie eingeholt.

Ah, sieh da! sieh da, Luise! rief ich, und hielt an; schon wieder? — Als sie mich erblickte und erkannte, rief sie mit freudigem Erstaunen: „Ei! Sie sind es? Eben dachte ich daran, wie schön es wäre, wenn Sie mir hier wieder begegneten.“ Ich bat sie, sich zu mir zu setzen. Sie that es nach einigem Weigern; und nun ließ ich den Gaul so langsam gehen, wie er nur immer Lust hatte.

Wohin wollen Sie denn, mein Kind? fragte ich sie jetzt. — „Nach Heidelberg. Und Sie?“ — Auch nach Heidelberg; ich wohne ja da. — „So? Sie wohnen da?“ (Ihr

Gesicht wurde wie verklärt.) „O, das ist mir lieb, recht lieb. Und daß wir uns hier wieder so haben treffen müssen! Wenn Sie eine halbe Stunde früher weggefahren wären, so säße ich nun nicht bei Ihnen im Wagen! . . . Sehen Sie," hob sie auf einmal wieder an, und legte mir die Hand auf den Aermel: „auch das ist noch aus unsrer Bekanntschaft entstanden!"

Und wer weiß, wer weiß, was noch alles . . . —

„O ja!" unterbrach sie mich; „ich habe gestern den ganzen Nachmittag darüber gesonnen, was noch alles aus unsrer Bekanntschaft entstehen könnte."

Nun Luise, und was haben Sie denn herausgesonnen? Erzählen Sie mir das einmal recht umständlich.

„Ja, herausgesonnen habe ich eigentlich wohl nichts; denn daß meine Mutter sterben könnte, daran wollte ich nicht denken. Ich dachte nur an unser Gehen im Garten mit einander."

Aber, Luise, wenn wir nun einander heute

zum letztenmale sähen! wenn ich in eine andre Gegend käme!

„Ja, dann würde ich doch immer denken, Sie müßten mir irgendwo einmal wieder begegnen.“

Und würden Sie das gern sehen, Luise?

„O, von Herzen gern!“ sagte sie betheuernd.

Da habe ich mein Blatt wieder überlesen. Ich mußte dabei lächeln; Sie werden lachen, und ganz gewiß sagen: es sind Possen. — Damit Sie anders fühlten, müßte ich Ihnen bei jedem Worte, das Luise sprach, ihr Gesicht mahlen können: das Leben der fröhlichsten Heiterkeit, der rührendsten Unschuld in ihren Augen, das seelenvolle Lächeln ihrer frischen Lippen, die Ruhe in ihrem Nachdenken, die unbeschreiblich arglose Unbefangenheit, mit der sie dachte, sprach und sich bewegte. Ich müßte im Stande seyn, Ihnen die Musik ihrer reinen Stimme, die so leichte, und doch so affektvolle Modulation ihrer Töne, von der Freude bis zur Rührung, hinzuzaubern,

Ihnen das Gesicht zu mahlen, mit dem sie einem kranken, nur mit den Augen bittenden Greise das Geld reichte, das ich ihr gab. Kurz, Sie müßten an meiner Stelle gewesen seyn, um zu fühlen, was ich bei diesen einfachen, herzlichen Gesprächen fühlte.

So plauderten wir mit einander fort. Ich prüfte, so gut es mir in meiner höchst interessanten Lage, bei der Stimmung meines Herzens, möglich war, ihre Seele von allen Seiten, und erstaunte über die Reinheit dieser Seele. Jetzt wurde mein Entschluß fest, das Mädchen nicht sinken zu lassen, es möchte mir auch kosten, was es wollte.

Schon war ich im Begriff, Luisen das hier gleich auf der Stelle zu sagen. Ich umfaßte sie, und drückte sie an mich. Meine Brust war so voll, mein Auge wollte überfließen von den Thränen der frohen Rührung, der schönsten Menschlichkeit. Was mich bei diesem Leben aller meiner Empfindungen abhielt, meinen Entschluß auszuführen, weiß ich bis diesen Augenblick selbst nicht. Ich ließ das Mädchen nach einigen Sekunden wieder

aus

aus meinen Armen, blickte in ihr offnes, helles Auge, und wurde wieder heiter und ruhig.

Jetzt sahen wir Heidelberg. „Ach, mein Himmel,“ hob Luise nun auf einmal an; „wir sind schon da! Und doch . . . ja . . . ich hab' es vergessen.“ — Sie war ein wenig unruhig; und als ich die Ursache wissen wollte, sagte sie mir, ihre Mutter hätte ihr befohlen, ja bei der Hitze den Weg nicht in einem Striche zu machen. Sie sollte auf der Hälfte des Weges in einem Dorfe einkehren, wo ein Verwandter von ihr wohnte, da bis gegen Abend bleiben, und dann in der Kühle die andere Hälfte des Weges gehen. „Nun komm' ich noch Vormittags an!“ so schloß sie mit Kopfschütteln.

Liebes Kind, Sie sind gefahren; und da erhitzt man sich nicht. — „Ja, das wohl; aber . . .“ — Ich bemerkte, daß sie etwas auf ihrem Herzen hatte, und wollte gern wissen, was. „Ja, nun wird meiner Mutter Schwester fragen: mit wem bist du denn gefahren? und dann weiter: wie bist du mit dem Herrn bekannt geworden?“ — Nun,

Sie sagen, im Garten. — „Ja, das werd' ich freilich sagen. Aber, sehen Sie nur, ich weiß wohl, wie wir Beide mit einander so bekannt geworden sind, daß ich mit Ihnen durch die ganze Welt fahren wollte; doch . . . Wenn ich erzählen könnte, wie es so eigentlich gekommen ist, so würde meiner Mutter Schwester nichts dazu sagen; aber . . .“ — Sie schüttelte wieder den Kopf.

Nun, liebes Kind, so erzählen Sie doch, wie es zugegangen ist.

„Ja, wissen Sie das denn so recht?“ fragte sie mich, im Tone des Rechthabens. „Sonst, wenn man mit einander bekannt wird, spricht man; aber wir — sagte sie mit einem kleinen Seufzer — sind so . . . so innerlich bekannt geworden, so heimlich. Ich weiß ja noch nicht einmal, wie Sie heißen!“

Nun, so sagen Sie nur, Sie wären so innerlich mit mir bekannt geworden.

„Ja, da wird meine Base fragen: wie ist das, so innerlich?“

Nun, Luise, was würden Sie ihr dann antworten? Sagen Sie es mir einmal. Ich helfe Ihnen vielleicht heraus.

„Lieber Gott! ja, da in der Laube sprachen wir fast kein Wort, und schon ein Paar Augenblicke nachher aß ich Kirschen mit Ihnen. Aber hier (sie legte die Hand auf die Brust), hier war es mir, als ob wir schon viel, recht viel, mit einander gesprochen hätten. Und — man kann, glaub' ich, auch ganz still seyn, und einander doch recht gut verstehen. So wie den Morgen. O, als Sie so geschwind von mir weggingen, wußten Sie wohl, daß ich eigentlich gar nicht in den Garten kommen wollte. Es dauerte mich nur, daß Sie so allein seyn würden; und da kam ich. Aber kann ich so etwas wohl meiner Mutter oder sonst jemanden sagen? Ich soll mit keiner unbekannten Mannsperson sprechen; und jetzt — denken Sie nur! — jetzt bin ich gar den ganzen Morgen mit Ihnen gefahren. Meine Base würde mich auslachen, wenn ich ihr sagte: ich kennte Sie so gut."

Nun noch eins, Luise. So gehen Sie mit zu mir, und bleiben bis gegen Abend. Freilich, sagen dürfen Sie es nicht, daß ich Sie in meinem Wagen mitgenommen habe;

denn man würde Ihnen nicht glauben, daß wir so gute Freunde sind. Da können Sie zugleich sehen, wo ich wohne. Besuchen werden Sie mich doch, so lange Sie in Heidelberg wohnen: nicht wahr? — Sie antwortete nicht, und sah vor sich nieder. Mir war daran gelegen, sie bei mir zu haben; ich drang deshalb mit Bitten in sie. Noch immer schwieg sie nachdenkend; endlich sagte sie: „ja, ich will es! . . . Aber dann" — setzte sie gerührt hinzu — „dann müssen Sie meiner Base auch sagen, daß wir uns kennen; denn es ist meiner Mutter Schwester, und sie hat mich sehr lieb, und lügen mag ich nicht."

Am Thore gab ich mein Kabriolet ab, und führte nun das Mädchen hinter der Stadt weg durch die Weinberge. Ich suchte sie heiter zu erhalten, machte sie aufmerksam auf die schöne Gegend, und erzählte ihr, als wir bei den Ruinen des alten kurfürstlichen Schlosses waren, die wunderbarsten Rittergeschichten. Unter solchen Gesprächen kamen wir endlich zu meinem Häuschen, und ich führte sie auf mein Zimmer. Hier schien sie fremder

und scheuer zu werden. Wie ich glaube, waren ein Paar Köpfe von Gips, mein Bett mit einer seidenen Decke, ein Kleid mit goldnen Epaulets, das an der Wand hing, und die guten Möbels Schuld daran. Sie besah alles der Reihe nach sehr aufmerksam, und schien ihre Vorstellung von mir mit dem allen zu vergleichen; denn sie betrachtete von Zeit zu Zeit auch mich mit gleicher Aufmerksamkeit. Ich las unterdessen einige Briefe, die ich auf meinem Schreibtische gefunden hatte. Endlich blieb sie vor einem Kupferstiche nach der Angelika Kaufmann stehen, auf dem Julie sich an Romeo's Seite ersticht, und hielt ihre Augen fest auf ihn geheftet.

Ich hatte auf der kleinen Reise einen simpeln grauen Frak getragen; und wahrscheinlich mochte sie von meiner Kleidung auf meinen Stand geschlossen haben, ohne weiter zu untersuchen, — wie man gewöhnlich den ersten Eindrücken traut. Als ich vor meiner kleinen Hütte stehen blieb, und ihr sagte: hier wohne ich; maß sie die Hütte mit den Augen, und fragte sehr freundlich: hier? Und

als sie dann mit mir die enge Treppe hinauf-stieg, drückte sie mir die Hand mit einer so holden, hingebenden Freundlichkeit, daß ich sie hätte umarmen mögen. Sie tritt, dachte ich, mit dir in dein Eigenthum; und eine geheime Ahnung, daß sie mir, daß ich ihr angehöre, erregt diese zärtliche Freundlichkeit. Ich hatte mich aber geirrt. Sie fand durch die kleine Hütte, in die ich sie führte, die Vorstellung, daß ich von ihrem Stande wäre, bestätigt: das war es.

Kaum hatte sie einige Blicke in meinem Zimmer umhergeworfen, so überzog sich ihr Gesicht mit einer fremden Kälte, mit einer — betrübten Scheu, möcht' ich fast sagen. Ich wollte ihre Empfindungen auf keine Weise stören, und ihr schönes Herz sich selbst herausfinden lassen; deshalb nahm ich meine Briefe. Jetzt war ich fertig. Nun, Luise, seyn Sie mir willkommen! sagte ich, und bot ihr meine Hand. Sie legte die ihrige langsam hinein, und sah schüchtern umher. Ich fing an zu erzählen; aber ich konnte die vertrauliche Unbefangenheit schlechterdings nicht

wieder herstellen. Sie war ganz augenscheinlich ungern bei mir, und ein Paarmal kam sie von weitem sogar auf die Vorstellung, mich jetzt zu verlassen und zu ihrer Mutter Schwester zu gehen. Ich that indeß, als merkte ich nichts von ihren Aeußerungen, die hierauf hinzielten, und es gelang mir, sie immer davon zurückzubringen.

Nun kam mein Essen. Ich glaubte, sie würde itzt Umstände machen; allein sie setzte sich ruhig mit mir zu Tische. Während der Mahlzeit mußte ich ihr den Kupferstich von Romeo und Julie erklären. Ich erzählte ihr die Geschichte, so lebendig ich konnte. Anfangs hörte sie mit einer angenehmen Miene zu, und aß dabei. Nach einiger Zeit ließ ich sie durch einige Wendungen voraussehen, daß die Geschichte einen traurigen Ausgang haben würde. Jetzt legte sie die Gabel weg; ihr Gesicht wurde gespannt, und das Interesse darin nahm zu. Sie schlug ihre Augen nieder, sah mich nicht mehr an, blickte schnell nach allen Seiten, und holte längere Athemzüge. Ich glaubte, sie würde mich

durch ein Wort des Mitleidens, oder durch einen Seufzer, unterbrechen; aber sie sah nur vor sich nieder, und blickte dann verstohlen auf den Kupferstich, der ihr gegenüber hing. Als ich endigte, entfloh ein ganz kleiner Seufzer ihren Lippen; und ich meinte nun, sie würde sprechen. Doch nein. Ich mußte ein anderes Gespräch anfangen, und sie schien zuzuhören; so wie ich aber auf eine Antwort drang, merkte ich an dem Tone ihrer Stimme, und an der Antwort selbst, daß sie bewegt war, und nicht zugehört hatte.

Ich mußte hinausgehen. Als ich wieder in das Zimmer trat, stand sie vor dem Kupferstiche, und betrachtete ihn — wie mich dünkte, mit nassen Augen. Ich fragte sie Einiges über ihre Empfindung; allein sie gab mir nur abgebrochne Antworten. Ihre Heiterkeit war weg; sie beschäftigte sich mit dem Kupferstiche, oder mit der Idee, mich zu verlassen. Nun mußte ich etwas thun. Ich sagte lächelnd: fürchten Sie sich wieder, Luise, mir gerade herauszusagen, daß Sie gern gehen möchten? (Ihr Auge wurde heiter.) Sie

wissen ja, daß ich Ihnen alles zu Gefallen thue. — „Ach ja!“ fing sie mit einem Seufzer an, der ihre Brust erleichterte; „ich möchte gern itzt gleich gehen.“ — Itzt gleich! sagte ich so freundlich und so leicht hin, wie ich konnte, und nahm meinen Hut. Aber wann sehen wir uns wieder? — Sie lächelte zweideutig, und ich sah offenbar, daß sie sich Zwang anthat. „Wenn wir uns einmal wieder begegnen,“ antwortete sie mit beklemmter Stimme. — Das heißt, liebes Kind, Sie haben nicht Lust, mir wieder zu begegnen?

Sie schwieg und sah beschämt zu Boden; doch verrieth sie ihre Gedanken, ohne es zu wollen. „Wer sind Sie denn?“ fragte sie, und sah auf meinen Rock an der Wand, als wollte sie mich vor einer Unwahrheit warnen. — Wer ich bin, liebes Kind? sagte ich mit Innigkeit, und faßte ihre Hand; ich bin, was du bist: ein Mensch; und gewiß, Luise, ein guter Mensch, der um deinetwillen, wenn es seyn müßte, den Rock da, den du betrachtest, ablegen, anstatt der Feder den Pflug ergreifen, anstatt . . . — Mit Einem ängstli-

chen Ach! Ach! über das andere, und mit überraschter Schüchternheit unterbrach sie mich; vielleicht, weil meine Heftigkeit sie ängstigte. Ich ließ ihre Hand fahren, und mäßigte mich. Glauben Sie mir, Luise, fuhr ich fort; ich bin Ihr Freund, ein redlicher Mensch, der Ihnen um keinen Preis in der Welt etwas zu leide thun könnte. Sie sah mich an, reichte mir die Hand, nahm ihr Bündelchen, und wollte aus dem Zimmer.

Aber, Luise, ist es Ihnen denn ganz gleichgültig, ob Sie mich jetzt zum letztenmale sehen? Versprechen Sie mir, daß Sie mich besuchen wollen. — „Wenn ich kann, so will ich es thun;" sagte sie, und gab mir die Hand darauf. — Können? Luise, das Mädchen hier (ich zeigte auf Julien) konnte ja für den Jüngling, den sie liebte, sterben.

Ich trat ihr jetzt mit Vorsatz nahe. Die neue Idee, welche die Vergleichung des unglücklichen Paares mit uns Beiden, ihr über unser Verhältniß geben mußte, sollte mich einen Blick in ihr Herz thun lassen. Sie antwortete mit einem ganz kleinen Seufzer, trat wie-

der vor den Kupferstich, betrachtete ihn lange, und sagte endlich, indem sie mit dem Finger auf Romeo zeigte: „das war so schwer nicht!“

Ich konnte nicht fragen, was sie damit meinte; denn in diesem Augenblicke sagte sie adieu, und hüpfte zur Thür hinaus.

Jetzt erst kam ich zum Nachdenken über mich selbst. Ich fragte mich, wie auch Sie jetzt wohl fragen werden: was ist denn an dem Mädchen so Besonderes? Allein ich fühlte in meinem Herzen eine tiefe Empfindung für sie, und sagte mir tausendmal: wenn sie nun auch nichts mehr ist, als unschuldig und schön — kann ein Mann mit seinem Weibe eine bessere Aussteuer bekommen, als diese? Unschuld, Schönheit, Liebe, und ein offner, reiner Geist — wehe dem Manne, der mehr will! Ich warf meine Blicke auf die Mädchen von gleichem Alter in den so genannten besseren Ständen. Diese Blicke vollendeten meine Neigung zu Luisen, und machten mir selbst meine verborgensten Wünsche deutlich. Ich haschte meine Phantasie in ih-

rem schnellsten Fluge, zwang sie, vor dem Nachdenken still zu halten; und immer war der letzte Gedanke: ich wäre ein glücklicher Mann, wenn ein solches Mädchen meine Gattin würde! Mehr wollt' ich nicht wissen, nicht denken. Ich hielt mich in den Gränzen dieses Gedankens; und als der Entschluß, Luisen auf immer zu der Meinigen zu machen, mir wie ein heimlicher Feind immer näher kam, glaubte ich, genug zu thun, wenn ich die Augen zudrückte und mich durch ein lärmendes Allegro auf meiner Flöte betäubte.

Mein Vater fiel mir ein, sein Plan mit mir, meine Bekannten, die Welt, der Spott, der mich verfolgen würde. Ich übertrieb sogar alle diese Vorstellungen; und dennoch — warf ich mitten unter diesen schwarzen Bildern die Flöte nieder, breitete meine Arme aus, und rief, mich selbst überraschend: „sie soll die Meinige seyn!" Nun bildete ich tausend Plane, wie mein Wunsch erfüllt werden, wie ich meinen Vater täuschen, oder ihn rühren könnte. Es war Mitternacht, als ich aus diesen Träumen zu mir selbst kam.

Am folgenden Morgen suchte ich das Haus auf, wo Luisens Mutterschwester wohnte. Ich fand es bald, und nahm nun meinen Platz gegenüber in einem Wirthshause an einem Fenster. Da saß ich, und hütete die Hausthür. Luise kam nicht. Ich hatte da schon drei Tage gehofft, und sie ließ sich noch immer nicht sehen. Endlich trat sie eines Morgens hervor, und ein kleiner Knabe begleitete sie. Zwanzig Schritte von dem Hause redete ich sie an. Sieh da, Luise, sagte ich scherzend; begegnen wir uns schon wieder? — „Ach nein!“ erwiederte sie in großer Bewegung, mit bebender Stimme, und mit Augen, die so eben naß werden wollten: „sagen Sie das nicht! Von Ihnen geht es mir nahe! Adieu!“ Und nun faßte sie auf einmal des Knaben Hand, kehrte schnell um, und ging wieder in ihre Wohnung.

Was ist das? fragte ich mich laut, legte die Arme kreuzweise über die Brust, blieb stehen, und sah ihr nach. Was ist das? — Der Ton ihrer Stimme war sehr rührend, bedaurend, mitleidig; in ihrem Auge lag

Furcht, Schrecken, — Abscheu, möcht' ich sagen. Aber dann schlug sie das dunkelblaue Auge gen Himmel, und in diesem einzigen Momente schien es mir, als ob die Flamme der Liebe darin glänzte. „Sagen Sie das nicht!" Auf das Sie legte sie den Accent; und sah mich dabei an, mit einem Blicke — mit einem solchen Blicke trennt sich nur die Geliebte von dem Geliebten. Sie hob auch die Hand dabei auf. Ich hätte geschworen, sie wollte mir sie geben; und doch sank sie wieder. Dann schlug sie den Blick gen Himmel, und sagte: „von Ihnen geht es mir nahe!"

Seit drei Tagen laure ich vergebens auf sie. Aber ich sehe sie wieder, ich sehe sie wieder: das sag' ich Ihnen! Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme, würde mitten im Taumel der höchsten Freude, mitten in dem Kampfe des Schmerzes, ihr Bild, und den lebendigen Wunsch, sie wieder zu sehen, in meiner Seele erhalten. Ich sehe sie wieder, das sag' ich Ihnen!

Nun wissen Sie die Begebenheit, die mir

zwei Nächte gekostet hat. Ich habe sie Ihnen, wie ein Dritter, und wie eine fremde Begebenheit, erzählt. Sie werden spotten, glaub' ich. Aber ich bitte Sie mit des Mädchens Worten: „Thun Sie das nicht; vor Ihnen geht es mir nahe."

Was Sie, was die ganze Welt auch reden und thun mögen — ich sehe das Mädchen wieder, und wäre es auch nur, um ihr zu sagen, daß ich . . . daß ich . . . Ach! leben Sie wohl!

Heidelberg.

O mein Lieber, Sie sagen mir nichts Neues. Ich bin bestrickt, weil ich mich bestrickt besser fühle, wie das mit jedem jungen Menschen der Fall ist. Mein Herz, meine Sinnlichkeit, hat das Urtheil über das Mädchen gesprochen. Der Zufall spielte mich so seltsam in ihre Arme, gab der kleinen Begebenheit so etwas Heimliches, Dunkles, Patriarchalisches, Romantisches; und das trifft die Phantasie und das Herz jedes Jünglings. Meine Eitelkeit,

die des Mädchens Wohlgefallen an mir so fein beschäftigte; mein Müßiggang bei dem schönen Frühlingswetter; mein Herz, das sich durch meine Lektüre schon vorher allen Eindrücken geöffnet hatte; die Neigung jedes Jünglings, den Sonderling zu machen: das alles kam zusammen, um zu bewirken, was ich Liebe nenne. Sie sehen, ich weiß, was Sie denken. Ich kenne die Fäden sehr wohl, aus denen meine Empfindung für das Mädchen gewebt ist. Was hab' ich Ihnen denn von Luisens Tugenden gesagt? Nichts. Was von ihrem hohen Geiste? Nichts, gar nichts! Und je mehr ich überlege — was für Tugenden kann denn die reinste, fleckenloseste, demüthigste Unschuld haben? Ach Freund, ich glaube, man spricht nur da von Tugenden, und nennt jede bei ihrem Nahmen, wo man eben so viele Fehler damit bedecken will. Unschuld, eben Unschuld, ist der schöne, reitzende Schleier, welcher die Tugenden dem Auge entzieht. So hüllt sich ein Engel in einen milden Glanz, und verbirgt die göttliche Gestalt: man sieht ihn nicht; man ahnet sein

Daseyn,

Daseyn, nur an dem sanften Lichte, und betet. Was will ich denn? was soll ich denn wollen? Was heißt die Frage: welche Tugenden hat deine Geliebte? Kann eine großdenkende, stolze Seele, ein edles, erhabnes Weib, mich glücklich machen? Wer wird das läugnen! Aber muß sie mich glücklich machen? Nein; denn es ist ein sehr denkbarer Fall, daß der Mann durch ein solches Weib unglücklich wird. Gehen Sie so alle Charaktere, alle Tugenden durch; mein Glück bleibt dabei noch immer zweifelhaft. Ich will ja keine Frau, in deren Charakter sich irgend eine Tugend hervorhebt; ich will eine, die weiter keine Tugend hat, als ihre Liebe zu mir, als ihre bescheidne Unschuld, und eben darin auch Anlage zu jeder Tugend, durch die ich glücklich werden kann.

Wozu soll ich Ihnen denn noch Tugenden angeben, die ich nicht von einer Gattin verlange? Hat doch Luise die Tugend, die glücklich macht: ihre Unschuld, ihr reines Herz voll Empfindung! Und diese Tugend sprechen Sie selbst dem Mädchen nicht ab. Sie

zerlegen meine Empfindung in ihre Theile, und zeigen mir, daß sie die Folge von einer mannichfaltigen Täuschung meiner Sinne, meiner Phantasie und meines Instinktes ist. Gut; ich läugne das gar nicht. Aber wer heißt Sie nun die Folgerung: „also mußt du deine Empfindung unterdrücken!“ daraus herleiten? Hört der Regenbogen darum auf schön zu seyn, weil Sie mir zeigen können, wie er entstanden ist? Ich betrachte ihn deshalb doch mit leuchtenden Augen. Wenn allein Sinne, Phantasie und Instinkt Empfindungen hervorbringen können — wie wollen Sie es wagen, meine Empfindung zu tadeln? Oder soll ich begehren, was ich nicht begehre? das lieben, wogegen ich kalt bin? das wollen, was ich nicht wollen kann? Meine Vernunft wird mein Herz nicht zum Schlagen bringen; sie soll nur die Schläge des Herzens beurtheilen. Will sie mehr, soll sie mehr, so bin ich, bei aller Vernunft, ein Fanatiker, der mit dem schärfsten Dolche nach der Glückseligkeit des menschlichen Lebens zielt. — Wohl! meine Phantasie, mein Herz, meine Jugend, meine

Sinne haben das Urtheil für das Mädchen gesprochen, und meine Vernunft bestätigt es; doch, um auch meinem bittersten Feinde keine Waffen in den Händen zu lassen, will ich nicht eilen, es auszuführen. Mag die Zeit das Uebrige thun.

Das Andre, was Sie mir rathen? — Ja, lieber Freund, das ist leichter gesagt, als gethan. Ich schicke nach meinem Wagen, pak-ke meine Sachen ein, fahre acht und vierzig Stunden, werfe mich meinem Vater in die Arme, erzähle ihm meine Begebenheit, lasse mich für die Aufopferung meiner Liebe einen guten, edlen, männlichen Jüngling heißen, und warte dann ab, welch ein Mädchen das Schicksal oder mein Vater mir zum Glück oder zum Unglück meines Lebens bestimmt hat. O, das klingt so leicht! Man hat zur Ausführung nur Hände und Beine nöthig. Glauben Sie mir, wer das kann, der könnte auch ohne alle Gefahr hier bleiben.

„Ich an Ihrer Stelle?" Ja, Freund, wä-ren Sie an meiner Stelle, und das Herz schlüge Ihnen so stark, wie mir, und alle Ih-

re Sehnsucht, alle Ihre Wünsche hingen mit solcher Kraft an dem Mädchen, Herz und Vernunft wären so im Einklange, wie bei mir: wer weiß, was Sie an meiner Stelle thäten, anstatt daß ich hier Briefe schreibe und mich rechtfertige!

Heidelberg.

Ich werde seltsam gedrängt. O, daß man den Antrieben seines Herzens nicht mehr folgen darf! O, daß man bei Empfindungen, welche die Natur geheiligt hat, zaudern, zittern, schleichen, horchen, fragen muß! O, — lassen Sie mich auch noch das hinzusetzen, weil es wahr ist — o, daß man dem allerentsetzlichsten Verbrechen die Furiengestalt genommen hat! daß man ein unschuldiges, keusches Mädchen verführen, aber nicht heirathen darf, wenn es nicht Rang oder Gold besitzt! — Oder wären die Empfindungen der Liebe nicht natürlich, nicht heilig? sehe ich auch hier wieder mit dem Auge der Leidenschaft? Habe ich etwa darum nicht Recht, weil es Menschen giebt, die nicht einmal Menschen genug sind,

ein schönes Mädchen schön zu finden, und immer nur an Gold, an Herkunft denken?

Ich bekam Luisen nicht wieder zu sehen, so emsig ich auch ihre Thür bewachte. Sie ging nicht aus, und zeigte sich auch nicht einmal am Fenster. Gleichgültigkeit gegen mich war das nicht. Lockung? O pfuy! Wahrscheinlich hat ihre Verwandtin unser Verhältniß erfahren, dachte ich, und Luise bleibt gezwungen zu Hause.

Ich eitler Thor! ich wollt' es der Zeit überlassen. — Es schmeichelte mir, Ihnen am Ende schreiben zu können: das Mädchen kann ohne mich nicht leben. Ich fand einen Triumph darin, Luisen für weniger unschuldig halten zu können. Meine Hoffnung zu diesem boshaften Triumphe wurde aber jeden Abend kleiner, da ich nach Hause schleichen mußte, ohne sie gesehen zu haben. Endlich verschwand die Hoffnung gänzlich. Jetzt eilte ich der Zeit vor. Ich war entschlossen, ihre Verwandtin zu besuchen, ihr zu sagen, daß ich Luisen liebte, und daß ich, wenn mein Vater, wenn die Umstände es erlaubten, sie

heirathen wollte. Um betriegen zu dürfen, betrog ich mich erst selbst. Das Mädchen heirathen? Es war etwas in mir, das sich dem Gedanken widersetzte; und dieses Etwas — nicht der Gedanke an meinen Vater, wie ich ganz bestimmt fühlte — lag in mir selbst. Fürs erste wollte ich nur meine Begierde befriedigen, das Mädchen wieder zu sehen. Ich suchte einen Vorwand, einem festen Heirathsversprechen auszuweichen; den fand ich in meinem Vater, und freuete mich, daß ich ihn gefunden hatte. Aber bald sah ich, daß es so nicht gehen würde. Böse bin ich nicht, betriegen wollte ich das Mädchen nicht; und dennoch — betrog ich.

Ich schickte meinen Bedienten nach dem Hause, wo Luise wohnt, ließ mir ein Zimmerchen miethen, das zufälliger Weise offen stand, und bezog es am Abend, in einem Ueberrocke, den Hut in das Gesicht gedrückt. Als ich über die Schwelle trat, zitterte ich, weil mein Herz mir sagte, auf welchem Wege ich war. Ich bezog mein Stübchen, dessen Fenster auf den Hof hinaus gingen; und mit Hülfe eines Glases sah ich noch diesen

Abend Luisen mir gegenüber auf einem Zimmer im Hinterhause. Sie saß am Fenster, hatte ein Licht vor sich stehen, und nähete. Ich löschte mein Licht aus, um sie desto unbemerkter betrachten zu können. Sie stand endlich auf, und ging in die Kammer, sich schlafen zu legen.

Am folgenden Morgen war ich früh wieder hinter der Gardine, um zu lauern. Luise kleidete sich reinlich an, frühstückte, setzte sich wieder ans Fenster, arbeitete, sprach mit der alten Frau, und scherzte mit dem Knaben. Ich sah in allen drei Gesichtern die größte Zufriedenheit, und in allem, was sie thaten, eine Harmonie, eine so heitere Ruhe, ein so sprechendes Wohlwollen für einander, daß ich die Stirn darüber runzelte. So stand ich bis um zehn Uhr. Einigemale sah ich die Tante dem Mädchen mit einem Blicke der reinsten Liebe die Wangen streicheln. Ich wurde nachdenkend, und mitten in dem Laufe meiner Gedanken fiel mir Miltons Satan ein, der von der Spitze des Berges die ersten Menschen belauscht, und ihre Liebe, ihr Glück

betrachtet, um es zu zerstören. Nun ließ ich die Gardinen zusammenfallen, durch deren Oeffnung ich blickte, und warf mich unmuthig in meinen Stuhl; aber das furchtbare Bild war nicht wegzubringen: immer stand Satan vor mir, und lauerte, um die Zufriedenheit der glücklichen Menschen zu vernichten.

Jetzt hörte ich Luisens Stimme, und lief an die Gardine. Sie lehnte sich aus dem Fenster, um ihrer Tante, die mit einem Korbe am Arme ausging, noch etwas zu sagen. „Ha! jetzt!" dachte ich; und der Boden unter mir schien zu brennen. Die Tante ging. Ich wollte hinüber, und faßte schon den Griff der Thür; aber es war, als ob mir jemand zuflisterte: „Adam ging, und Satan flog zur ersten Mutter hinab." Ich hatte nicht den Muth, die Thür zu öffnen, warf mich, spottend über mich selbst, in einen Stuhl, sprang wieder auf, wollte gehen, und fühlte mich immer von jenem Bilde zurückgehalten. Endlich kam die Tante wieder, und ich erröthete vor Verdruß über mich selbst.

Nun fing ich an, meine Vorstellungen,

meine Furcht, meine Scham näher zu zergliedern; und mit einigen Spitzfindigkeiten entging ich meinen Gefühlen. O, jetzt weiß ich, wie man ein Bösewicht wird! —

Ich hoffte mit Ungeduld, daß die Tante Luisen noch einmal allein lassen sollte; aber sie blieb den ganzen Tag bei ihrer Arbeit. Am folgenden Morgen ging sie endlich wieder aus. Nun schlich ich leise, wie ein Verbrecher, in den Hof hinunter, die Treppe hinauf, vor Luisens Zimmer, und pochte an. Sie rief: herein! — Ich öffnete die Thür, und wurde mit einem Schrei empfangen, worin ich eben so wohl Freude, als Schrecken hörte. Luise war aufgesprungen, um mir (das sah ich ganz deutlich) entgegen zu kommen; und doch trat sie hinter ihren Stuhl zurück. Ich nahm alle meine Fassung zusammen, und sagte, so ruhig wie ich konnte: Luise, Sie haben mich zwar vergessen; doch . . .

„Nein, gewiß nicht,“ unterbrach sie mich erröthend; „vergessen habe ich Sie nicht.“

Aber Sie haben mich doch nicht besucht, Luise.

„Das hab' ich auch nicht versprochen!" erwiederte sie, mich scharf betrachtend.

O ja, auf unserer Reise nach Heidelberg mehr als zehnmal.

„Ja, damals wußte ich auch noch nicht, wer Sie sind!"

Und das wissen Sie jetzt? fragte ich lächelnd.

„Ja," antwortete sie zögernd, und wieder erröthend; „Sie sind ein Mann, der über meinem Stande ist."

Stand? Liebe Luise, eben darum wollt' ich Ihnen nicht sagen, wer ich bin. Ich befürchtete das, was ich nun sehe. Habe ich Sie denn darum weniger lieb, weil Sie nicht von meinem Stande sind? Glauben Sie mir, liebe Luise, das Herz weiß nichts von Verschiedenheit der Stände. (Ich nahm ihre Hand, und drückte sie auf meine Brust.) Fühlen Sie, Luise. Schlägt dieses Herz darum weniger, weil nicht Seide Ihren Arm bedeckt, weil Finger ohne Edelgesteine auf meinem Herzen liegen?

Sie sah einige Augenblicke vor sich hin, wie man es thut, wenn man sich besinnt,

oder genießt. Ich fühlte sogar einen leichten Druck ihrer Hand, als wollte sie sich überzeugen, daß mein Herz wirklich schlage. Sie zog nun ihre Hand weg, legte sie unter ihr Kinn, als ob sie bedächte, warf mir einen Blick zu, als ob sie eben anfangen wollte zu sprechen, seufzte aber nur ein: Ach! sah sich nach ihrem Stuhl um, griff nach ihrer Arbeit, und wendete sich dann wieder zu mir.

Liebe Luise, sagte ich, Sie sind unruhig. Ich ergriff ihre Hand, und legte meinen Arm um ihren Leib. Jetzt fing sie auf einmal an laut zu schluchzen, und zwar mit einer Heftigkeit, mit einer so innigen Betrübniß, so in sich und für sich selbst, als ob sie ganz allein gewesen wäre. Ich fragte einigemale, und sehr dringend, nach der Ursache ihrer Thränen. Sie wollte gern aufhören zu weinen, und versuchte es, ihre Augen zu trocknen; doch immer brachen ihre Thränen gewaltsam wieder hervor, und dabei blickte sie mich einigemale an. — Bei dieser Scene, die unter andern Umständen mein Herz in Mitleiden aufgelös't hätte, blieb ich kalt! — Während das Mädchen Thränen vergoß, überlegte

ich, was ich sagen, was ich thun sollte, um nicht die Frucht meiner Bemühung zu verlieren. Ich stellte mich, als trocknete ich mir das Auge, umfaßte sie, liebkosete ihr, küßte ihr die Thränen von den Wangen weg, und nannte sie hundertmal: meine Luise, meine geliebte Luise. Sie hörte endlich auf zu weinen. Nun sagte ich, und legte dabei die Hand auf die Brust: liebe Luise, es scheint, als ob ich die Ursache Ihrer Thränen bin. Sagen Sie mir: wodurch habe ich Ihr Vertrauen verloren? — Sie schien mit sich selbst zu kämpfen. Als ich meine Frage noch einmal wiederholte, sagte sie mit Kopfschütteln, wie zu sich selbst: „Schweigen, schweigen ist besser, als reden."

Als reden? als reden mit mir? mit einem Manne, Luise, der gern sein Leben für Ihr Glück, für Ihre Zufriedenheit hingäbe? Nun, Luise, wenn Sie nicht reden wollen, so muß, so will ich reden — etwas, das Ihre und meine Glückseligkeit betrifft. Aber nicht hier. Sehen Sie, dort in dem Zimmer, Ihnen gegenüber, wohn' ich. (Sie sah dahin, und

erblaßte.) Ich konnte, fuhr ich fort, nicht länger von Ihnen getrennt leben. Liebe Luise, ich habe Ihnen viel zu sagen. Sobald Sie ruhig sind, kommen Sie zu mir, gleich viel, zu welcher Stunde. (Sie sah mich erstaunt an, und schüttelte fast unmerklich den Kopf, als ob sie Nein sagen wollte.) Luise, fuhr ich fort: Sie wollen nein sagen; aber thun Sie es nicht. Was haben Sie auch bei dem Mißtrauen gegen mich von mir zu fürchten? Nur eine Stunde. Es sey die letzte, die wir einander sehen, wenn ich Ihr Zutrauen nicht wieder gewinne! Ach, Luise, wenn Sie dieses Herz von sich stoßen, wo wollen Sie auf der Erde ein andres finden, das Sie so zärtlich, so innig liebt! Sie müssen kommen; oder Sie machen mich unglücklich: und das wollen Sie doch gewiß nicht. — Ich machte eine kleine Verbeugung, und verließ sie schnell.

Nun saß ich auf meinem Zimmer, und ging mit mir zu Rathe. Ich wußte selbst nicht, was ich wollte. Es war ein Tumult der Sinnlichkeit in meiner Brust, bei dem ich leise Stöße meines Gewissens nicht be-

merkte. So wie ich Luisen kannte, hatte ich es ihr unmöglich gemacht, nicht zu kommen. Indeß war mein Triumph nicht ganz rein, und meine Unruhe wuchs, als ich die Rolle einstudierte, die ich bei ihr zu spielen hätte. Was konnte ich ihr sagen? Ich wollte sie bereden, ihrer Verwandtin meine Nähe zu verbergen, ihren Umgang mit mir heimlich fortzusetzen, und — Und? — Ueber dieses Und, über meine Absicht, ging ich so schnell weg, wie ein Mörder über das Grab des von ihm Ermordeten.

Mitten unter diesen abscheulichen Ueberlegungen öffnete sich meine Thür, und zu meinem Erstaunen trat Luisens Tante herein. In ihrem Gesichte lag Verlegenheit; aber ich selbst war wie zerstört, und zitterte, indem ich ihr einen Stuhl anbot. Als wir endlich saßen, machte sie einige vergebliche Versuche zu sprechen. Nun wollte ich anfangen; doch auch mir fehlte es an Worten. Unsre Lage wurde mit jedem Pulsschlage peinlicher; und, in der That, ich wußte nicht mehr, wohin ich sehen sollte, als ich einen Blick auf die Tan-

te warf und ihre Augen in Thränen schwimmen sah. Auf einmal sagte die Frau mit einem Tone, der das Mitleiden in jeder Falte meines Herzens erregte, mit gleichsam brechender Stimme: „O lieber Herr; wir bitten Sie, machen Sie uns nicht unglücklich!" Nach diesen Worten schwieg sie wieder.

Ich brauchte lange Zeit, ehe ich mich erholen konnte. Unglücklich? sagte ich. Glaubt Luise, daß ich sie unglücklich machen werde? Glaubt Luise das, oder ist es Ihre Meynung, liebe Frau?

„Leider," sagte sie mitleidig, „kennt das arme Kind die Welt noch nicht. O, liebster Herr," setzte sie flehend hinzu, und ergriff eine von meinen Händen: — „gewiß, Sie würden es bereuen; o, gewiß das würden Sie, wenn Sie uns unglücklich machten!"

Aber, mein Gott! will ich denn das? fragte ich empfindlich.

„Was wollen Sie denn?" (Noch immer bittend.) „Was wollen Sie denn?" — Ich schwieg fast ohne Besinnung. Sie fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Sehen Sie, lie-

der Herr, meine Schwester hat mir das Kind anvertrauet, weil es in Schwetzingen nicht sicher war. Ein Officier, der mit ihr in einem Hause wohnt, war hinter Luisen her. Ach, sie hätte mir das Kind nicht für ein Königreich gegeben; aber da gab sie es mir. — Und nun!"

Und nun? wiederholt' ich; und nun? Was ist denn nun?

„Werden Sie nicht böse, lieber Herr. Und nun, wollt' ich sagen. Dort hatte Luise eigentlich wohl nichts zu fürchten: denn sie konnte den Menschen selbst nicht leiden; aber hier ... Ihnen ... Lieber Gott! das ist es eben; Ihnen gäbe das arme Mädchen wohl das Herz aus der Brust, wenn Sie es verlangten. Seyn Sie barmherzig, liebster Herr, seyn Sie barmherzig! Ich könnte ja meine Augen nicht wieder gegen meine Schwester aufschlagen. Bedenken Sie, liebster Herr, wir haben nichts auf der weiten Welt, als unsere Kinder; und Sie, guter Gott, Sie haben so viel!"

Das alles sagte die Frau nicht etwa in

dem

dem gewöhnlichen heulenden Tone; nein, mit einer sanften Innigkeit, welche das Rührende in ihren Vorstellungen noch rührender machte. Ich ging einigemal unruhig, zweifelhaft auf und nieder. „Wir haben ja nichts als unsere Kinder:" diese Idee faßte mein Herz gewaltig, weil ich das Wahre darin so tief, so innig fühlte. Ich ergriff die Hand der Tante, und sagte in großer Bewegung: ich schwöre Ihnen, bei allem, was uns Menschen heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß ich Luisen nicht verführen will.

„Das lohne Ihnen Gott!" sagte sie fröhlich, und stand auf. „O, so ziehen Sie doch noch heute wieder von hier weg!"

Aber liebe Frau, wenn ich Ihnen betheuert habe, daß ich Luisen nicht verführen will, so heißt das nicht, ich will sie niemals wieder sehen. (Die Frau sah mich starr an.) Sie lieben das Mädchen; aber auch ich liebe es, und gewiß eben so rein, wie Sie.

„Aber nur unsere Liebe wird das arme Kind glücklich machen."

Die meinige nicht weniger. Sie haben

mich in einem falschen Verdachte, liebe Frau. Nicht Luisens hübsche Bildung hat mich zu ihr hin gezogen. Lassen Sie sich von ihr erzählen, wie ich mit ihr bekannt geworden bin; lassen Sie sich Wort für Wort wiederholen was wir mit einander gesprochen haben: und dann sagen Sie selbst, ob ein Mensch, der ein Mädchen verführen will, so spricht.

„Luise hat mir alles erzählt," erwiederte sie lächelnd.

Nun denn, so sagen Sie selbst! — Der Zufall führte mich mit der lieben Kleinen zusammen, und ihre Unschuld rührte mich. Was sie sagte, war so gut gesagt, daß ich daraus mit Gewißheit schließen konnte, ihre Anverwandten müßten besser erzogene Leute seyn, als die Uebrigen vom Bauern- oder Handwerker-Stande; — so wie ich es auch nun an Ihnen finde.

Die Frau lächelte und seufzte dann: „ach ja, unser Vater war Prediger."

Richtig also. Ich merkte es dem Kinde sogleich an, daß es von besserem Stande war,

als die Kleidung zu verrathen schien; und das rührte mich. Auf der Reise hierher lernte ich Luisen näher kennen. Es that mir in der Seele weh, daß dieses wohlerzogene und wohlgebildete Mädchen einmal die Frau eines rohen Handwerkers werden sollte. Mit einigen hundert Thalern läßt sich viel thun, dacht' ich. Deshalb sucht' ich sie auf, sogar hier; und jetzt, da ich die Anverwandtin des Mädchens kenne — jetzt sehe ich noch mehr, daß Sie in einem besseren Zustande zu leben verdienen.

Die Frau schüttelte bedenklich den Kopf, so freundlich sie auch war. „Freilich,“ seufzte sie: „wenn alles so wäre, wie es seyn sollte; aber — das ist noch so ungewiß. Nein, es ist besser, wenn wir bleiben, was wir sind. Luise könnte dabei unglücklich werden. Ich bitte Sie, lieber Herr . . .“

Ich dachte, fuhr ich fort, Luise hat Talente; wie leicht wird sie nicht das noch lernen, was ihr fehlt, um in einen höhern Stand treten zu können! Einige Monate Unterricht. Hilft es nichts, so kann es auch

nicht schaden, wenn sie klüger ist, als ihres gleichen. Sie selbst, Mütterchen, haben einen Sohn. Gewiß, es müßte Ihnen doch lieb seyn, wenn dies die Veranlassung wäre, daß Ihr Sohn einmal wieder würde, was sein Großvater war: ein Prediger, oder so etwas. Es ist sogar Ihre Pflicht, dafür zu sorgen, wenn der Himmel Ihnen eine Gelegenheit dazu zeigt.

Sie seufzte, und sah mich bedenklich an; doch kam wieder eine Art von Heiterkeit in ihr Gesicht. „Lieber Gott!" sagte sie, und faltete dabei die Hände: „freilich! und ganz arm sind wir nicht."

Nun sehen Sie wohl? fuhr ich fort. Bedenken Sie selbst. Ihr Sohn ist fleißig, studiert, wird ein gelehrter Mann; und ich stehe Ihnen dafür, daß er das wird: denn er hat die glücklichste Gesichtsbildung, die ich je an einem Knaben gesehen habe.

Die Mutter lächelte, und ihr Gesicht wurde immer heiterer, je mehr ich über diesen Punkt sagte. Endlich versprach sie, meinen Vorschlag zu überlegen. Wir nahmen freund-

lich von einander Abschied; und Sie sehen, daß ich gewonnen habe.

— — — —

Gewonnen? O mein Freund, mein theurer Freund! könnten Sie in dieses Herz blikken, wie es jetzt in dem durchbohrenden Gefühle meiner Betriegerei schlägt — Sie würden mich bedauern! Ich fing diesen Brief mit der Empfindung der tiefsten Scham an. Mein Gesicht brannte bei jedem Zuge meiner Feder; und in dem Laufe der Erinnerungen vergesse ich Scham, Reue, und alles, freue mich meiner gelungenen Betriegerei, und sage; „ich habe gewonnen!“ Wie schwach ist der Mensch! Nein, ich bin kein Bösewicht. Leben Sie wohl, leben Sie wohl. Gewiß, ich bin kein Bösewicht!

Heidelberg.

Was hab' ich im Sinne, Freund? O, was hab' ich im Sinne? Helfen Sie mir mein eignes Herz finden; halten Sie mir meine eigene Seele vor meinen Blicken fest, daß ich erfahre, was in ihr vorgeht! Bin ich ein

Thor? oder bin ich ein Bösewicht? — Hören Sie!

Mein letzter Brief an Sie, der boshafte Schluß, der sich unvermuthet aus meiner Seele stahl, machte mich aufmerksam auf mich selbst. „Ich habe gewonnen!" Wo ist der Schlupfwinkel in meiner Seele, der diese hämische Freude verstecken konnte?

Ich ging mit mir selbst zu Rathe, und folgte sorgsam meinen Begierden, meinen Wünschen, meinen Absichten bis dahin, wo sie sich in das stürmische Meer nahmenloser Empfindungen verbargen. Meine Seele wurde in einem doppelten Sturm umhergetrieben. Ich liebe das Mädchen: das war es beinahe allein, was ich fühlte. „Und was ist deine Absicht mit Luisen?" Ach, Freund, schon der Vorsatz, diese Frage zu untersuchen, kostete mir Anstrengung; meine Seele wollte immer mit Gewalt darüber wegschlüpfen, und ich zwang sie nur mit einer gewiß großen Kraft, sich selbst darüber Rede zu stehen. Wie mache ich Ihnen meinen Zustand deutlich?

Luisen verführen! Dieser Gedanke — aber

so wenig hell, daß er einer Empfindung ähnlich war — lag auf dem Grunde meiner Seele unbeweglich fest. Was ich auch thun mochte, immer kam die Idee: Luisen verführen! wieder zurück; sie mischte sich mit einer tiefen verborgenen Gewalt in alles, zerstörte meine festesten Vorsätze redlich zu handeln, und machte mich einmal über das andre schamroth. Ach! dieser Gedanke war der einfarbige, scheinlose Grund, auf den meine Seele alle Gemälde auftrug. Meine Großmuth war Heuchelei, Selbsttäuschung, meine Tugend ein Spiegelgefecht, und meine Vorsätze Spott; denn immer kam der Gedanke wieder: du willst Luisen verführen; ach! und die Mühe, die es mir kostete, diese Selbstuntersuchung fortzusetzen, überzeugte mich, wie fest er in meiner Seele lag. „Nein!“ sagte ich endlich laut, und sprang auf: „Luisen verführen? Nein, beim Himmel, nein! Lieber will ich meine Leidenschaft unterdrücken, und dies Herz zum Schweigen bringen, sollte es auch darüber aufhören zu schlagen.“ Wie aus meinem Innern herauf, tönte eine spottende

Stimme: „Luisen verführen!“ Ich zitterte vor mir selbst, und wollte die Stimme niederkämpfen; aber vergebens. „Nein!“ rief ich noch einmal, und trat an das Fenster, durch welches ich Luisen sehen konnte. „Nein!“ rief ich, und hielt ihr meine Arme entgegen: „Luise, ich sollte deine Unschuld, diesen himmlischen Reitz, zerstören? Nein, bei Gott! nein!“ Ich stampfte zornig mit dem Fuße, weil ich in eben diesem Augenblicke mir vornahm, zu ihr zu gehen, und sie — zu betriegen, wie ihre Verwandtin. Schon sann ich darauf, was ich ihr sagen wollte, um ihr nicht verdächtig zu werden.

Ich war entschlossen, zu Luisen hinüber zu gehen; doch hatte ich noch Stärke genug, mir das jetzt zu versagen. Nun verließ ich mein Zimmer, eilte in das Gebirge, und setzte mich unter die hangenden Felsen in der Dämmerung des dicksten Waldes. „Ach,“ sagte ich hier; „wenn in dem Kranze dieser Felsen eine Hütte stände, und du wärest meine Gattin, Luise — wie gern wollt' ich von der Welt vergessen seyn!“ — Meine Gattin! Und wa-

rum nicht auch in der Welt meine Gattin? — Ich verbarg mein glühendes Gesicht in beide Hände, als ich mir endlich gestehen mußte, daß ich mich schämte, die Tochter eines Bauern als meine Frau in die Welt einzuführen. Das war es, und nichts Andres. Glauben Sie mir, meinen Vater fürchtete ich in diesem Falle nicht. Ich fühlte, daß ich ein Mädchen von meinem Stande auch gegen seinen Willen heirathen würde. Das elende Geschwätz, das armselige Gezischel der Welt: „seine Frau ist ein Bauermädchen!" — um dieser armseligsten aller Armseligkeiten willen wollt' ich Luisen, diese reine unschuldige Seele, verführen!

O, es ist schrecklich an denen Menschen, die wir feine Welt nennen, daß sie dem Verbrechen seine häßliche Gestalt nehmen, und sie einer Handlung zuschreiben, welche nur die Mode beleidigt. Wer ein unschuldiges Mädchen aus den niederen Ständen verführt, und ihre Familie dadurch in das trostloseste Elend stürzt: der begeht kein Verbrechen; und die feine Welt sagt von ihm nur: der Wildfang!

Aber wer die Tochter eines Bauern heirathet, weil er sie liebt, und weil sie Liebe verdient: o, über den ruft die feine Welt ihr schreckliches Wehe! und ächtet den Unglücklichen auf ewige Zeiten. Ist es nicht so? Ich frage Sie: ist es nicht so? — Hören Sie weiter.

So dacht' ich, und setzte diese Gedanken fort. Es wurde immer heller in meiner Seele, und über alle meine Empfindungen verbreitete sich eine reine Zufriedenheit. Meine Unruhe verschwand, und ich sagte lächelnd zu mir selbst: „ich will Luisen heirathen!" Nun stand ich ruhig auf, und sagte noch einmal stolz, sehr stolz: „heirathen will ich sie!" Ich fühlte mich durch den Entschluß gehoben, mit Ruhe triumphirend; denn es war der Triumph der Wahrheit.

Auf dem Rückwege bildete ich den Plan aus. Luise bedarf noch einer leichten Nachhülfe der Kunst, nur noch weniger Pinselstriche, einige Härten zu verwischen; und das schönste Gemälde ist vollendet. Ich war fest entschlossen, das Luisen und ihrer Verwandtin sogleich zu sagen, dann ihre Ausbil-

dung unverzüglich anzufangen, und, wenn es seyn müßte, sie mir noch heute antrauen zu lassen. Jetzt blickte ich auf, und fand mich weit von der Stadt in den Weinbergen verirrt. Es war Abend. Ich eilte zurück, und dachte, als ich in das Haus trat: Luise, was wirst du sagen? So wie ich in den Hof kam, rief der Nachtwächter zehn Uhr, und das Licht auf ihrem Zimmer erlosch. Ich schlich auf das meinige, und war verdrießlich darüber, daß noch einige Stunden verfließen sollten, ehe ich sagen könnte: Luise, du bist glücklich!

Nach und nach verschwand mein Vorsatz wieder, und mit ihm die reine Heiterkeit meiner Seele. Ich suchte Gründe auf, es Luisen nicht zu sagen, und fand zehn für Einen. Damit wollte ich mein eignes Herz bestechen. Zuletzt rief ich aus: ich will es gehen lassen, wie es geht, und sie nicht unglücklich machen.

Am folgenden Morgen stand Luise mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit im Gesicht am offnen Fenster. Ich belauschte sie nur, weil ich nicht den Muth hatte, mich sehen zu lassen, und schlich zu ihr hinüber, als sie zu-

rückgetreten war. So wie ich die Thür öffnete, sprang mir das reitzende Mädchen mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hohe Freude lag in ihren funkelnden Augen, in ihrem strahlenden Gesichte. „O, da sind Sie ja!" rief sie. „Sehen Sie wohl? da ist er!" wendete sie sich zu ihrer Tante. „O, nein, nein! Sie meinen es gut mit uns Allen." Ihre ganze Seele lag in den Augen, mit denen sie mich betrachtete.

Ich setzte mich neben sie, und sie erzählte mir nun in geschäftiger Vertraulichkeit, wie ihre Tante mich ihr verdächtig gemacht, und wie sie darüber geweint hätte. „Aber nun, seit gestern," fuhr sie fort, „ist alles wieder gut; Sie sind kein böser Mann." Jetzt sah ich eine Scene der Liebe, des Vertrauens, der allervollkommensten Glückseligkeit. Die Herzen dieser Menschen schlugen so heiter, so fröhlich; und noch jetzt denke ich mit Rührung an ihre seelenvollen, glücklichen Gesichter. Die Tante unterredete sich mit Luisen und ihrem Sohne; ich nahm nur geringen Antheil daran, und blickte ihnen schweigend

in das Gesicht. O! wie glücklich sind sie, dachte ich gerührt; und in demselben Augenblicke drängten sich wieder die Verse aus dem Milton — nicht in meine Seele, nein sogar auf meine Zunge: „o, wie nah ist der „Augenblick, da Eure Heiterkeit verschwindet, Eure Freude zerstört ist, und Euer „Glück sich in unaussprechliches Weh verwandelt!"

Es kostete mir Mühe, die Verse nicht laut zu sagen. Ich zitterte, fühlte Thränen in meinen Augen, und trat an das Fenster, um mich nicht zu verrathen. Luise hätte nur einen Blick auf mich werfen dürfen, so wäre ich ihr zu Füßen hingestürzt, und hätte ihr gestanden: ich will dich verführen! Ich konnte mich nicht wieder fassen. Wenn ich meine Augen aufschlug, und dieses heitre, schöne Gesicht sah, stammelte meine Zunge den Vers; „wie nah ist der Augenblick," rc.

Ich ging sehr bald, und Luise begleitete mich bis vor die Thür des Zimmers. Da stand ich vor ihr, hatte ihre Hand ergriffen, und drückte sie. Nein! sagte ich heftig, und

hob ihre Hand auf: so weit soll es nicht kommen! Dein Mörder will ich nicht seyn! — Sie erschrak, und sagte erbebend: „o ich bin heute so zufrieden, daß ich Sie wieder sehen darf. Hab' ich Sie denn beleidigt?" — Gutes Kind, erwiederte ich bitter: Gott erhalte dir deine Zufriedenheit, und mir meine Unruhe! Ich ging eilig, warf mich auf mein Pferd, und bin weder gestern noch heute wieder bei ihr gewesen.

Ich schwor mir, sie gar nicht wiederzusehen, und habe bis jetzt den Schwur gehalten. Der Boden brennt unter meinen Füßen, und ich kann nicht länger; aber doch schwöre ich immer aufs neue. In den Zwischenzeiten macht meine Phantasie heimliche Plane, vor denen mein Herz schaudert. O, ich frage Sie: bin ich ein Bösewicht? Antworten Sie mir, ich bitte Sie; aber bald!

Heidelberg.

Besser so, als anders, Lieber. Es ist gut, daß Sie verreist waren, gut, daß Sie mir

nicht antworteten; gut, daß ich nichts sah und hörte, als mein Herz. Sie zittern für mich, für das Mädchen? Seyn Sie unbesorgt. Meine Liebe ist freilich Luisens giftigster Feind, aber auch ihr Schutzengel. Wie das seyn kann? Recht gut! Glauben Sie mir, Plato'ns beide Seelen, die weiße und die schwarze, sind keine Allegorie; ich fühle täglich, daß sie beide in mir kämpfen. Aber fürchten Sie nichts; meine gute Natur wird siegen. Selbst mein Brief, den Sie zur Anklage gegen mich gebrauchen, ist ein Beweis davon. Meine Furcht, meine Aengstlichkeit, war nichts als die zarte Besorgniß meiner guten Seele, die feinste Liebe; nichts als die scheue ängstliche Vorsicht, mit der jemand ein feines Kunstwerk anfaßt. Er will es nicht zerstören; aber er zittert vor dem Zufalle, der es zerstören könnte.

Wie gesagt, seyn Sie unbesorgt. Ich zitterte, wie man vor jedem neuen Verhältnisse zittert, in das man tritt. Jetzt, da ich mein Verhältniß kenne, lächle ich selbst über meine kindische Furcht.

Und wie, o mein Freund, — wie wär' es mir auch möglich, diese Wundergestalt, diesen Inbegriff der Vollkommenheit, zu zerstören? Zerstört wären aber alle Reitze Luisens, selbst das an ihr, was den thierischen Mann locken könnte, mit ihrer Unschuld. Alle ihre anderen Tugenden sind nur Blüthen, die der Lebenshauch von jener erst erwecken muß. Ihre rührende Unschuld ist die Hauptfigur in einem vollendeten Gemälde; löschen Sie diese weg — und die übrigen Figuren, so schön sie auch seyn mögen, sind unbedeutend, lächerlich. Wenn das sanfte, lebendige, wärmende Licht der Unschuld von des Mädchens reitzendem Körper weggenommen würde, was bliebe noch übrig? Beim Himmel, gar nichts! O, sehen Sie das große, einfache, glänzende Auge des Mädchens, in welchem eine Thräne, wie ein großer Brillant in einer Königskrone, hängt; sehen Sie die weinende Luise, wenn eine Erzählung von einem Unglücklichen ihr Herz erschüttert hat. Da steht sie, die schlanke, edle Figur; doch so demüthig, so gebeugt, als wollte sie niederknieen, um für den Unglückli-

chen zu beten. Die weißen, schön geformten Arme hangen matt herab, die kleinen Hände sind auf ihrem Schooße fest zusammen gefaltet, der Busen hebt sich in sanften Schlägen, und das Auge ist mit der Thräne zum Himmel gewendet. So steht am Throne des Ewigen ein Engel, durchglüht von der Liebe des Allgütigen, und betet für eine gefallene Welt.

Und glauben Sie noch jetzt, daß ich im Stande wäre, diesen Engel zu vernichten? — Satan würde Luisens geschont haben: so unschuldig ist sie. Ihr Blick müßte den Arm der allgemeinen Zerstörung entwaffnen. Nein, mein Lieber, ich traue mir selbst nicht; aber hier traue ich mir. Ich trete zu ihr mit der Empfindung, mit der die Alten die heiligsten Haine der Gottheit betraten. O, sorgen Sie nicht, sorgen Sie nicht; Ihre Sorge erniedrigt mich.

Heidelberg.

Wie ich jetzt lebe? O, mein Freund, daß ich einst so an meinem Grabe stehen und segnend der Welt sagen könnte: so hab' ich gelebt!

Was je der Dichtergeist erfand und nach Arkadien legte, um durch die Entfernung des Ortes und der Zeit zu täuschen, das hab' ich realisirt. Ich bitte, lachen Sie nicht! Sagen Sie nicht: diese Träume der Dichter, diese schönen Bilder des goldnen Zeitalters, können nicht wirklich werden. Warum denn nicht? Oder glauben Sie in Ernst, daß es dem Menschen nur an der Allmacht der Vorsehung fehle, um sich auf der Erde ein Paradies zu schaffen, das die ewige Weisheit zu sehen zu stumpf war? Oder meinen Sie, es habe der ersten Ursache an Güte gefehlt, den Menschen so glücklich zu machen, als er es seyn konnte? O, über die vernünftigen Menschen, die eine ewige, weise, gute, allmächtige Vorsehung glauben, und doch das aus Armseligkeiten, aus Jammer, Elend, Thorheiten und Verbrechen zusammengeflickte Leben als das Meisterstück dieser Vorsehung ausschreien, und jedem, der fühlt, daß es anders seyn sollte, jedem, der es wagt, jene glücklichen, mit Feuerzügen in alle unverdorbene Seelen gezeichneten Bilder ins Leben

hervorzurufen, spottend zuschreien: „du bist ein Thor; was du wünschest, ist nicht möglich; was du thust, ist Raserei!" Ihr widerspruchsvollen Thoren! ihr beweiset aus dem allgemeinen Wunsche nach ewiger Fortdauer die Wirklichkeit dieser Fortdauer; und läugnet die Möglichkeit eines glücklichen Lebens voll paradiesischer Unschuld, die Möglichkeit eines Arkadiens, dessen Bilder, dessen Ahnung, dessen Wunsch in jedem Herzen liegen!

O Himmel! wenn ich in den milden Kranz von schattigen Bäumen trete, so erscheint mir sogleich dieser Wunsch, wie ein guter Geist, und ruft mir lebendig zu: hier baue dir dein Paradies! und meine ganze Seele wallt ihm entgegen. Dieser Wunsch, dieser lebendige Hauch, dieser Geist, ist uns Allen, Allen ohne Unterschied, von der Paradieseswelt übrig geblieben, welche die menschliche Thorheit, der ewigen Güte zum Trotz, zertrümmert hat. Wo ist der Mann, und lebe er im Schooße der Ehre, des Glückes und der Pracht; wo ist der Fürst, der nicht zehn-

mal in seinem Leben bei dem Anblick eines ruhigen Thales voll Friedens und Schönheit gewünscht hätte: hier möchte ich im Arme der Liebe und der Freundschaft leben! — Unsere Thorheit war es, die den flammenden Cherub vor den Eingang des Paradieses stellte; nicht die ewige Güte. Mit allen unsren Wünschen, Träumen, Empfindungen und Ahnungen sehnen wir uns zurück in das Land des Glückes. Wir bauen Palläste und Thronen, spielen mit Sceptern, Ländern und Titeln, häufen Schätze von Gold, und sättigen uns in Wollüsten, um jenes selige Thal voll Unschuld zu vergessen; aber dennoch sehnen wir uns in den Stunden des Kummers, der langen Weile, heimlich, verstohlen, nach jenem verspotteten Leben der Unschuldswelt, wie der Helvetier sich mitten in den Freuden der glänzendsten Hauptstadt nach seinen Bergen voll Friedens sehnt.

O Himmel! wenn ich bedenke — Doch was schwatze ich noch! Ich beweise Ihnen, daß ich b i n; mehr nicht. Wie ich lebe? Sehen Sie selbst, ob es der Mühe verlohnt, so zu leben, wie ich. Ich wohne nicht mehr in

Heidelberg; wir, ich, Luise, ihre Tante, und ihr kleiner Vetter, leben wieder am Neckar in einer geräumigern Hütte, die für uns mehr als hinreichend ist. Die Sonne wacht nicht früher auf, als ich. Kaum bin ich angekleidet, so öffne ich den Vorhang, die Sonnenstrahlen durch mein Fenster zu lassen, und so tritt Luise in mein Zimmer, mir mein Frühstück, Milch und Wasser, zu bringen. Wir stehen am Fenster, plaudern, was wir schon hundertmal geplaudert haben, von der Gegend, den tausend Farben der Natur, der Berge, der Felder, der Weingärten, des Flusses. Während des Geschwätzes trinken wir Beide aus Einem Glase unser Frühstück. Weit frischer, heiterer und schöner als der Morgen, steht die reitzende Luise neben mir, schlingt ihren Arm, wenn wir aus dem Fenster sehen, um meine Schulter, reicht mir ihre Hand, küßt mir im Gespräch die Wange, und tändelt mit meinen Haaren. So vergeht eine Stunde.

Dann nehme ich Luisens Harfe, sie nimmt meine Flöte, und so steigen wir die Felsen

hinan. Hier unter einem schönen Laubdach von Bäumen, die aber jetzt schon anfangen, ihre Blätter auf uns herunterzuschütten, sitzen wir, und ich unterrichte Luisen in der Musik. Die Liebe lehrt, die Liebe lernt. Bei dem ersten Tone der Harfe kommt der kleine Hannes, wie er heißt, daher gesprungen, setzt sich zu unsern Füßen nieder, horcht, singt mit, jagt einen Schmetterling, oder sammelt der Base Luischen eine Handvoll Blumen, von denen sie dann die schönsten auswählt, um sie mir an die Brust zu stecken. Ich will Ihnen nicht sagen, wie sie singt und spielt; genug, sie lernt beides. Jetzt Musik; dann, wie der Zufall will, wieder Gespräch. Nun nehme ich ein Buch aus der Tasche, lese vor, oder lasse mir von Luisen vorlesen. Oft kommen wir nur einige Zeilen weit. Luise fragt um etwas, das sie nicht versteht; und ich erkläre es ihr. Bisweilen verschließt sogar die Tante unsere Hütte, sucht uns auf, und ich habe keine lange Weile. Die gute Frau liebt mich. Zärtlicher hat meine Mutter mich nicht geliebt, und ich ehre sie auch so.

Dann ist Luise mit der Haushaltung beschäftigt; und das sind meine liebsten Stunden. Ich sitze während der Zeit auf meinem Zimmer, lese, was mir für Luisen nützlich scheint, und schreibe nicht selten unsere Unterredungen nieder, weil sie mir selbst kein Genüge thaten. So lerne ich meine Gedanken ordnen, lerne denken, weil mir daran liegt, Luisen wahrhaft nützlich zu werden. Von Viertelstunde zu Viertelstunde öffnet sie die Thür, sieht mich an, lächelt, und macht wieder zu, wenn ich nicht aufstehe. Dann essen wir zusammen, und nach Tische schreibt Luise. Ich lege Ihnen etwas von ihr bei: ein Stück aus einem Gespräche mit mir, das sie aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben hat. Auch der Knabe schreibt. Ich laufe während dessen umher, bin in der Stadt, oder arbeite, bald im Garten, bald auf dem Zimmer. Gegen Abend gehe ich mit Luisen einige Stunden am Flusse hinauf, oder in das Gebirge. Wenn es Zeit zum Essen ist, kommen wir Alle wieder zusammen, und nach Tische haben wir Gespräch, Arbeit oder Musik.

Ich bin im Himmel. So geht es einen Tag, so geht es alle Tage. Ist Regenwetter, so zeichnen wir, oder spielen Schach; und der Abend ist da, wenn ich glaube, daß der Morgen noch leuchtet.

Der Anfang war schwer. Es kostete mir Mühe, ehe ich die Tante beredete, so mit mir zu leben; und nur die Liebe zu ihrem Sohne, einem vortrefflichen Knaben, dessen Fleiß und Güte mir viele Freude machen, konnte es bewirken. Die Frau sah mit Erstaunen, daß der Knabe in einigen Tagen von mir das Lateinische Alphabeth schreiben lernte, hörte ihn Geschichten von Löwen, Affen, Ameisen und Bibern, die ich Luisen erzählt hatte, wiederholen, und meinte, daß er nur von mir etwas lernen könnte. Sogar Luisens Mutter ist hier gewesen. Sie schüttelte zwar, als sie unsre Wirthschaft sah, sehr bedenklich den Kopf: allein sie konnte den vereinigten Versicherungen ihrer Verwandten, daß ich ein redlicher Mann sey, nicht widerstehen; oder vielmehr die Harfe, ein Liedchen, das die Tochter spielte und sang, brachte die Eitelkeit der Mutter in Bewegung, und sie ließ uns Luisen.

Da haben Sie den Grundriß meines Lebens, wie den Grundriß eines Gartens. Sie sehen ihn an, und bleiben kalt. Aber besuchen Sie den Garten selbst; fühlen Sie die laue milde Luft, die Ihnen aus den Boskets entgegenweht, den süßen Duft der tausend Blüthen; gehen Sie in den dunkeln Gängen der künstlichen Wildniß; hören Sie die Stimmen der kleinen Sänger; sehen Sie überall das tausendfache, lebendige Weben der ganzen Natur: o, dann werden Sie begreifen, wie ein Mann, der selbst in diesem Garten lebte, den Grundriß mit Thränen benetzen kann.

Werfen Sie nur einen Blick auf mich und Luisen. Sehen Sie, wie ihr Herz, von Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen gehoben, das meinige umfaßt; wie ihre Seele sich ohne Zurückhaltung jede Stunde in die meinige ergießt; wie sie so ganz mein ist, von mir Leben und Gedeihen empfängt, und in Kindesunschuld nicht einmal weiß, daß sie mich liebt; wie ich, ich, der Zauberkreis bin, in den sie gebannt ist; wie alle ihre Empfindungen von mir ausgehen, und zu mir zu-

rückkehren; wie sie alle Dinge der Welt mit mir in Zusammenhang bringen muß, um ihrer froh zu werden! Sehen Sie, wie sie da sitzt, und ihr holdes Gesicht ein leichter Nebel von Stille, Ruhe und Tod bedeckt, weil ich nicht bei ihr bin! Und nun, wie das Sonnenlicht der Freude, wie Leben und Entzücken in ihrem Gesichte aufgehen, sobald ich komme; wie auf einmal der Tod diese Bildsäule verläßt; wie Leben, das entzückenvollste Leben, Seele und Adern durchkreist; wie ihre Arme sich öffnen, mich zu umfangen, ihre Blicke mich küssen, ihr Busen mir entgegen wallt, ihr Fuß sich hebt, ihre jauchzende Stimme mich begrüßt, und ihr liebliches Lächeln mir willkommen ruft!

O, sehen Sie, wie sie neben mir her geht, ihre weiche Hand in die meinige schlägt, ihr Auge auf das meinige heftet, sich ganz in den Gedanken verliert, daß sie bei mir ist, nicht fragt: wo sind wir, wohin gehen wir? die Sonne nicht sieht, die hinter den Bergen verschwindet! — Ach, sie würde mir durch die Welt folgen, ohne daß ich ein Wort dar-

um verlieren dürfte. Wenn sie dann neben mir sitzt, rings von Gebüsch umgeben, und wir Beide allein, so selig! — wenn sie zu meiner Flöte singt, ihre reine, sanfte Stimme in einem Liede der Liebe nach und nach vergeht, und in der allerzärtlichsten Sehnsucht leise stirbt, so daß die Brust allein (ihr Wallen verräth es) das Lied endigt, und sie dann an meinem erweichten Herzen versinkt, ihre Arme um mich schlägt, und ihre zärtlichen Thränen in die meinigen mischt! O, mein Freund, ich bin, was nur selten ein Mann war, unaussprechlich glücklich!

Und wie die Liebe so nach und nach ihr ganzes Wesen durchdrang! wie ich vom ersten Tage an, da ich sie wieder sah, mit jeder Sekunde ein neues Zeichen ihres Vertrauens, ihrer Zärtlichkeit erhielt! Und dazu die herzliche Liebe Aller, die rührende Einigkeit, die einfache Zufriedenheit, in der wir leben!

O Unschuld, dieser unaussprechlich reiche Schatz des weiblichen Herzens! Wer war es, der sagte: die Liebe lebt, wie eine Republik, nur unter Gezänk und Stürmen? Es ist ei-

ne alte Meinung; schon Terenz, dünkt mich sagt von den Trieben der Liebe: Injuriæ, suspectiones, induciæ, bellum, pax rursum *). Nun ja! diese Feinheiten der künstlichen Liebe mögen süß seyn; aber . . . — Luise kann nur Eine Kunst: mich lieben; und ich — o, für aller Welt Schätze möchte ich keine andere Thränen in Luisens Auge sehen, als die Thränen der überfließenden Zärtlichkeit, kein anderes Gefühl in ihrer Brust, als die unschuldige, zutrauliche Liebe für mich Glücklichen.

Heidelberg.

Morgen früh gehe ich zu meinem Vater ab. Was er von mir will, weiß ich nicht; daß ich aber das nicht werde, was ich soll, weiß ich gewiß. Mein Vater schreibt mir von Aussichten, von schönen Hoffnungen. Lieber Gott! ich habe, was Sie auch sagen mögen, nur eine einzige Hoffnung: Luisens Besitz. Es mag

*) Jetzt beleidigen die Liebenden einander, sind mißtrauisch, maulen, zanken sich, und — fallen einander liebend in die Arme.

wahr seyn, daß es nicht klug gehandelt ist, sein Glück in den Besitz Einer Hoffnung zu setzen. Es mag klüger seyn, seine Angel nach hundert Seiten auszuwerfen, und, wenn sich etwas gefangen hat, seinen Raub zu verzehren, ohne recht hinzusehen, ob es der gehoffte ist. Bemerken Sie wohl, mein Freund, der Unterschied ist der: ich gehöre nicht zu den Eigensinnigen (ob Sie mich gleich so nennen), die nur das haben wollen, was eine Laune ihnen als das Schönste vorspiegelt, und die alles Gute wegwerfen, weil es nicht das begehrte Gute ist. Ich habe nichts begehrt, nichts gesucht, sondern zufrieden jedes Blümchen aus der Hand des Schicksals genommen. Ein Zufall spielt mir nun das höchste Erdenglück in die Hände, ohne daß ich darnach zu gehen, zu laufen brauche. Es darum wegzuwerfen, weil es so selten, weil es nicht aller Menschen höchstes Glück ist, wäre Raserei gegen den Himmel, der mich es finden ließ. Laß denn Andere ihre Angel auswerfen: ich habe gefangen, und bin zufrieden.

Was Sie mich da sehen lassen von Un-

glück, Verdruß, trüben Tagen, Hindernissen und so weiter, mag in den meisten ähnlichen Fällen wahr seyn; nur bei mir nicht. Ich will Luisen besitzen; und Sie selbst schreiben mir eben in Ihrem Briefe: „was der Mensch will, das kann er.“ Zwar schreiben Sie das in der entgegengesetzten Anwendung. Sie glauben, ich könne Luisen nicht besitzen wollen; aber gerade das ist das Einzige, was ich nicht wollen kann. Es wäre Thorheit, mit Ihnen darüber zu streiten. Genug, ich will Luisen besitzen, und — ich fasse ihre Hand, gehe in das nächste Kloster, lasse mich trauen, und kaufe mir, gleichviel wo, ein Gütchen. Wahrlich, mich glücklich zu machen, das hat weniger Schwierigkeiten, als sich in der Welt eine Equipage anzuschaffen.

Was sind denn Ihre Schwierigkeiten? „Reue,“ wie Sie sagen? Darüber kann ich mit Ihnen nicht streiten; Sie kennen Luisen nicht. In meinen eignen Briefen, sagen Sie, fänden Sie gar nichts Besonderes an dem Mädchen. Wahrhaftig, lieber Winter, das eben ist das Besondere an dem Mädchen.

Das eben ist ihre Tugend, daß Sie nicht von ihr sagen können: diese Tugend, oder jene, hat sie. Gewiß, ich könnte Ihnen auch jetzt, da ich darüber nachgedacht habe, nicht sagen: dieser oder jener Vorzug, diese oder jene Tugend, zeichnet sie aus; und doch hat sie alle, die irgend ein Herz je gebraucht hat, um sich mit dem Himmel, der Welt, und sich selbst auszusöhnen. Ich kann eigentlich weiter nichts von ihr sagen, als sie liebt — nicht mich allein, sondern was sie sieht, wovon sie hört, was sie berührt. Sie liebt den Baum, der ihr Schatten giebt; glauben Sie mir, wir könnten zufrieden seyn, wenn die Menschen einander so liebten. Erst sprechen Sie Luisen; dann wollen wir von der Reue reden, die Sie für mich fürchten. Ich hoffe Sie zu sehen. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Ja, es war Luise, die ich unter dem Nahmen Mamsell Edel in Ihr Haus führte; es war Luise, die von Ihrer Schwester das an-

gebetete Mädchen genannt wird; von deren Herzen, von deren Liebenswürdigkeit, von deren Bescheidenheit sie nicht aufhören kann, Ihnen zu erzählen. Ich bedaure nichts mehr, als daß Sie gerade nicht zu Hause seyn mußten. Ja, es war Luise, deren feines Gefühl, deren richtigen Geschmack selbst der Gallerie-Inspektor bewunderte.

Sie bewundern die Dreistigkeit meiner Intrigue, Sie erstaunen, daß man Luisen nicht erkannt hat; und ich sage Ihnen: man hat sie erkannt — Ihre Schwester, mein Vater, meine Schwester, jeder, zu dem ich sie hingeführt habe; denn Luise spielte keine Rolle. Sie war ganz sie selbst, das liebenswürdigste Geschöpf, das je auf der Erde gewesen ist. Auch nichts von Intrigue; Alles ging sehr natürlich, und mußte so gehen.

Mein Vater schrieb mir: es würde ihm lieb seyn, wenn ich auf einen Monat nach Walldorf käme. Ich sagte das Luisen und der guten Tante. Da müssen wir nach Ihrer Wäsche sehen, erwiederte die sorgende Alte; und Luise hüpfte sogleich in das Kabinet, um

die

die Wäsche zu holen. Am Abend ging ich, wie gewöhnlich, mit Luisen, und wir plauderten von meiner Reise. „Bis dahin gehe ich Ihnen entgegen, wenn Sie zurückkommen,“ sagte sie, und breitete die Arme aus, als ob sie mich umfassen wollte. „Ach, das wird ein schöner Tag seyn! ein schöner Tag!“ Sie wurde nachdenkend; aber ihr Gesicht erheiterte sich, wie eine schöne Gegend, wenn auf einmal die Sonne aus einem Gewölke tritt. „O, ein schöner Tag!“ sagte sie noch einmal, vor Freude zitternd, und legte ihr Gesicht an mein Herz, ihre Hände auf meine Schultern. So hielt ich sie einen Augenblick in meinen Armen. — O Luise, sagte ich; aber dieser Augenblick, so schön er auch seyn mag, wird theuer erkauft. (Sie sah mich an.) Einen ganzen Monat ohne dich, Luise! so viele Tage, Stunden, Minuten ohne dich! Wie wird mir seyn!

Sie schien wie aus einem Traume zu erwachen. „Einen Monat!“ sagte sie langsam, und es brachen Thränen aus ihren schönen Augen. Ich setzte mich auf den Stamm ei-

nes Baums, und zog sie auf meine Kniee. Sie legte ihre Stirn auf meine Schulter, und ich fühlte ihre Thränen an meinem Halse. Nun zog ich meine Flöte hervor, blies einige Takte, und that dann ein Paar Fragen. Sie antwortete mit leiser, kranker Stimme; dann lispelte sie auf einmal, halb singend, halb redend, (und zugleich brachen Thränen und Schluchzen gewaltsam hervor) zwei Verse aus einem Französischen Abschiedsliede, das ich selbst komponirt habe. Ich glaube, Sie kennen es. Die beiden Verse heißen:

Ah, je suis en langueur, sans repos, et
sans joie,
Et sans moi-même aussi, lorsque je suis
sans vous *).

Den ersten Vers sang sie nur halb; das Uebrige verschlang ihr gewaltsames Schluchzen. Unter dem Weinen reichte sie mir die Flöte hin, und seufzte leise die ersten Worte des

*) Ach, bin ich doch so matt! ganz ohne Ruh' und
Freude,
Ja, ohne mich sogar, wenn du nicht bei mir
bist.

Liedes. Ich blies es, und sie schien es mit matten Lippen nachzusprechen. Zwar hörte ich keinen Laut; aber sie bewegte die Lippen. Wir gingen zurück, und ich sprach, um sie zu zerstreuen. Sie sah vor sich nieder, ohne zu antworten; und es rollte eine Thräne nach der andern ihre Wange herunter. Nach dem Essen, bei dem sie immer in sich versunken da saß, verließ sie mich früher, als gewöhnlich.

Am folgenden Morgen, als ich so eben aufgestanden war, trat die Tante mit einem sehr verlegenen Gesicht in mein Zimmer, und erklärte mir nach einigem Zögern: Luise, ihr armes Kind, würde meine Abreise nicht überleben. Sie hätte die ganze Nacht geweint, und wäre erst vor einer Viertelstunde ein wenig eingeschlummert. „Ach," setzte die Frau hinzu, und rang dabei die Hände: „hätte ich das gewußt, hätte ich das denken können; nimmermehr sollte mein armes Mädchen Sie wieder gesehen haben!"

Mütterchen, es sind ja nur vier Wochen.

„Aber einmal," sagte sie ängstlich und

furchtsam, „müssen Sie Luisen doch auf immer verlassen; und dann! o, dann!“ — Sie hielt die Hände vor das Gesicht.

Und warum müßte ich denn? fragte ich lächelnd. Oder meinen Sie, liebe Mutter, daß ich ohne Luisen je glücklich seyn könnte?

Sie sah mich forschend an, und sagte seufzend: „nein, ich will nicht fragen; ich will es Ihnen und Gott überlassen.“ Und sie fragte wirklich nicht weiter, was ich meinte. Wir sprachen von etwas Andrem; da ging die Thür auf. Luise trat herein, und flog an meinen Hals. „O, ich kann ja mit Ihnen reisen!“ sagte sie; und ich mit eben dem Eifer: ja Luise, das kannst du, das sollst du! — Die Tante ließ sich bewegen, ihre Einwilligung zu geben — mehr durch Luisens Thränen, als durch meine Vorstellungen. Anstalten waren nicht viel zu treffen; es bedurfte nur ganz kleiner Abänderungen in Luisens Kleidung, um den Plan auszuführen: denn sie kleidet sich schon seit einigen Monaten besser, als ehemals. Wir, Luise, die Mutter, und ich, setz-

ten uns in den Wagen, und so ging es fröhlich in die schöne Bergstraße hinein; wir begrüßten jede Lerche, die der laue Hauch des frühen Lenzes gelockt hatte, mit frohen Liedern. So flogen Wagen, Zeit und Fröhlichkeit unbemerkt mit uns dahin, und ich hatte alles vergessen, nur nicht Luisen, die mit den großen, freundlichen Augen mir gegenüber saß. Der Weinberg vor Kassel, den wir hinangingen, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern, erinnerte mich an Sie; und mir schlug das Herz, als ich daran dachte, daß ich Ihnen in sechs Monaten nicht geschrieben hatte. Aber ich brachte Ihnen ja meine schöne Entschuldigung: Luisen.

Sie waren verreist. Nichts hat mir jemals weher gethan, als Ihre Abwesenheit. Die Bewunderung ihrer Schwester, die Anbetung der jungen Herren in Kassel ist kein Ersatz dafür. Ach, Sie hätten Luisen gesehen, und, mir die Hand drückend, geseufzt: o, glücklicher Mann! Das wollt' ich; darum allein reiste ich nach Kassel.

Nun ging es rasch zu meinem Vater nach

Walldorf. Sie wissen, daß die Landstraße durch das Dorf, dicht an unserm Hause vorbei geht. In der Kastanienallee ließ ich halten und blasen. Das Fenster ging auf, und meine Schwester rief: Louis! In einem Augenblicke war mein Vater am Wagen, und ich in seinen Armen. Meine Schwester hüpfte nach ihrer Sitte um mich her, und lachte und weinte. Endlich bemerkte man auch die beiden fremden Frauenzimmer, die noch immer im Wagen saßen. Ich bot Luisen die Hand, und sagte: Sie müssen durchaus hier bei meiner Familie einige Tage ausruhen, ehe Sie weiter reisen. — Mamsell Edel, sagte ich, als ich meinem Vater Luisen vorstellte: die Tochter des kurfürstlichen Hofraths Edel in Schwetzingen. — Ja, Sie müssen, Mamsell! rief mein Vater; wahrhaftig, Sie müssen! Ich bin, als ich noch ein Jüngling war, in Ihrem Vaterlande so glücklich gewesen; nun muß auch einmal eine Pfälzerin mir einige frohe Tage verdanken. — Mein Vater führte Luisen, und ich die Tante, welche ich als eine Base, bei der Luise erzogen wäre, eingeführt hatte.

Jetzt kam meine Fabel. Ich kenne Luisens Vater. Sie will eine Reise zu ihrer Tante nach Düsseldorf machen, und hat einen Wagen; ich nicht. So werden wir Reisegefährten, und so weiter. „Nun?" fragt mein Vater; „nun, Mamsell? Wie haben Sie in der Gesellschaft meines Sohnes die Zeit hingebracht? — O, sagt meine Schwester mit ihrer guten Laune: schöner kann kein Mädchen auf der Welt reisen, als die Mamsell; und mein Bruder, lieber Vater, ist gerade so glücklich, wie der junge Tobias auf seiner Reise. — Mir flisterte sie leise zu: und wär' ich an deiner Stelle, ich wollte doch sehen, wer mir meinen Reise-Engel wieder nehmen sollte! — So dachte meine Schwester schon im ersten Augenblicke von Luisen; und jetzt, (es ist erst der zweite Tag, daß wir hier sind), jetzt kann sie nicht aufhören, das Mädchen zu bewundern. O, sagte sie heute in Gegenwart meines Vaters zu mir: sage, wie fange ich es an, so reitzend zu seyn, wie dieses bescheidene Mädchen. Und dennoch wäre das noch nichts, wenn du mich nicht

auch lehren könnest, so bescheiden zu seyn, wie dieses reitzende Mädchen. — Mein Vater bestätigte das mit allem Eifer.

Luise muß aber dennoch bald reisen, wenn ich nicht verrathen will, daß ich sie liebe, und daß sie mich liebt. Meine Schwester fängt schon an, ganz leise um unser Geheimniß her zu schleichen, wenn sie es nicht gar schon weiß. Sie nennt mich wohl noch jetzt, von dem ersten Abend her, den jungen Tobias. Vor einer Stunde war sie bei mir, und fragte, als sie mich mit der Feder in der Hand am Tische sitzen sah: „schreibst du an Winter?" — Ja. — „Nun so grüße; und sag ihm: der alte Tobias wäre so blind, wie wir ihn brauchten, und der junge hätte noch nicht Lust, ihn sehend zu machen. Schreib ihm auch dabei, warum. Ich aber — setzte sie mit einer Verbeugung hinzu — ich aber, sag nur, wäre nicht blind; ich sähe, was ich sähe."

Luisen ist der Zwang höchst lästig, und heute traf ich sie mit nassen Augen. „Ja, ich weine," sagte sie; „ich betriege Men-

schen, die mich lieb haben, und die mich hassen werden, weil ich sie betrog. O, (mit einem Blicke, der mich sehr ernsthaft machte, und nach einer Pause) lassen Sie uns nach Heidelberg zurückkehren! Dort täusche ich doch niemanden, als mich selbst, mit einem Glücke, das vielleicht nur ein kurzer Traum ist.“ Verstehen Sie das? Ich fürchte, die Tante hat Mißtrauen in diese Brust geworfen — in diese Brust, in der nur Friede und Liebe wohnen sollten. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Luise ist weg. Sie wohnt mit der Tante zwei Meilen von hier in einem kleinen Städtchen, und ich sehe sie nur einen Tag um den andern. Die Tante ist unschuldig an Luisens Verdacht. Meine Schwester sagt dieser, um sie zu fangen, daß mein Vater mich hier verheirathen wolle. „Ich dachte,“ fuhr meine Schwester fort, als sie mir das selbst erzählt hatte: die Eifersucht wird die Liebe verrathen; aber ich bin irre geworden.

Heirathen wird er? sagte die Edel, und sah mich mit Augen an, in die so eben Thränen dringen wollten. Sie zitterte, und wurde traurig; aber ich bemerkte nicht eine Spur von Eifersucht. Nach einigen Augenblicken kamst du selbst; und sie war eben so sanft, so gütig, wie vorher." So erzählte mir meine Schwester.

Aber das Schlimmste bei der Sache ist, daß mein Vater in der Stille wirklich um die Hand eines Mädchens für mich geworben hat. Zuweilen ist es mir beinahe, als zitterte ich vor der Zukunft; doch in den meisten Augenblicken bin ich meiner so gewiß, daß ich zu den Planen meines Vaters lächle. Ich bin ihm Dank, Liebe, Ehrerbietung dafür schuldig, daß er für mein Glück sorgen will; doch, wenn er sich vergreift und mir für Glück Elend anbietet, nicht Gehorsam.

Diese Saite habe ich schon einige male bei meinem Vater angeschlagen. Er lächelte jedesmal, streichelte mir die Wange, oder reichte mir die Hand, und schwieg. Dabei leid' ich. Ich wünschte, er forderte Gehor-

sam, und schimpfte auf die Unbesonnenheit der Jugend; dann würde mir das Blut warm werden. Doch jetzt — jetzt stehe ich da, und komme nicht weiter. Ich darf noch ein Jahr in Heidelberg oder auf Reisen zubringen; dann aber —

Dann! hier steht der Todesengel unserer Einigkeit. Ich sehe sein Schwert schon blitzen, und darf die Hand nicht ausstrecken, es ihm zu entreißen. — Der Erbprinz wird in einigen Tagen zu meinem Vater kommen, und ich soll ihn sprechen: das allein verzögert meine Abreise. Ach, wenn mein Vater wüßte, wie wenig in meinem Lebensplane von Fürsten steht; er ersparte mir die hohe Gnade, auf die er für mich so stolz ist.

Ich schwebe in der allerängstlichsten Unentschlossenheit. O, meinen Sie nicht auch, es wäre das beste, wenn ich diesen gordischen Knoten, an dem mein Schicksal hängt, zerhiebe, anstatt jedes Fädchen desselben, das ich auflöse, von den Thränen meiner Geliebten und meines Vaters benetzen zu lassen? Wenn ich mit Luisen käme, und sagte: Vater, hier

ist meine Frau! — es wäre mit einer Stunde seines Zorns geschehen. Vor dieser Stunde zittre ich, und säe jetzt vielleicht auf sein Leben eine ganze Ernte von Thränen und Kummer aus. Ich habe den Muth nicht, einen Seufzer zu hören, weil ich gestehen müßte, er sey mein Werk; und ich verschließe mein Auge gegen den langen Jammer, weil ich ihn auf Zufälle werde schieben können.

Jetzt stehe ich an dem Scheidewege meines Glückes. O, guter Himmel, laß mich den Muth haben, gerecht zu seyn! Denn, sagen Sie, soll dieses Engelherz von mir betrogen werden, um sich nie wieder unter Menschen aufzuschließen? Und müßte nicht Luisens Herz erstarren, wenn es von dem betrogen würde, von dem es die schönsten Gefühle lernte? Nein, Luise, nein! Mag die Erde in unserer Umarmung vergehen; ich drücke dich an meine Brust, und lasse das Herz nicht sinken, das ich halten oder zerschmettern muß. Ja, ich bin dein!

Walldorf.

Ihre Mutter läßt Ihnen sagen: der bewußte Wechsel wäre längst bezahlt, und die zweite Einforderung könne nur von einem Mißverständnisse herrühren. Ich bin noch immer hier; Luise ist nach Heidelberg zurückgereist. Mein Vater grüßt Sie sehr freundschaftlich. Er wunderte sich darüber, daß Sie noch nicht geheirathet hätten. Ich weiß, Sie sehen es nicht gern, wenn man sich über Sie wundert. Also rathe ich Ihnen, machen Sie kurz und gut ein Ende, und nehmen Sie eine Frau.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, und kann es doch nicht. Es muß mir eine Krankheit in den Gliedern liegen: so übelgelaunt bin ich. Lieber Gott! ich bin gar nicht glücklich. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Ist es denn möglich, daß es Zustände geben kann, in denen man wirklich nicht weiß, was man will? Da schleich' ich umher unter dem Jubelgeschrei aller lebenden Wesen in der er-

erwachenden Natur; und ich allein empfange sie mit Thränen und Seufzern. O, und wenn ich bedenke, daß auch Luise, die betrogene Luise mit Thränen — Nein, sagen Sie nicht: betrogen! Betrogen ist sie nicht!

Noch hat mein Vater sein Spiel nicht gewonnen. Ach, und wenn er es gewonnen hätte! O, ich frage mein erstorbenes Herz, ich ruf' es in die Natur hinein: wenn er es gewonnen hätte!

Schon hundertmal habe ich die Feder ergriffen, und sie wieder niedergelegt. Seit vier langen Stunden schreibe ich an diesen wenigen Zeilen.

Ach, als ich ihr sagte: Luise, du mußt ohne mich reisen! wie da eine Todtenblässe sich aus dem lebendigen Roth hervorstahl, das Auge in Thränen erlosch, die Hände matt herabfielen; wie sie ihren Mund nur auf meine Brust drückte, und mit diesem Kusse mein Herz zerbrach; wie sie nun von mir wegschwankte, ihr Gesicht in den Busen ihrer Tante barg, und mit einem Tone, ach! der mein Wesen zerschmetterte, sagte: wir müssen

reisen, und ohne ihn! — wie ich sie in den Wagen trug, im Wagen zu ihren Füßen lag, schwor, betheuerte, betrog — O, ich Bösewicht! Nein, bei Gott! mein Vater hat nicht gewonnen!

— — —

Ich mußte mich erholen. Da kam der Erbprinz; seine Güte, seine Menschlichkeit lockten mich. Einen Mann, wie Sie, sagte er, und legte seine Arme um mich: der fühlt, der das Wohl der Menschen im Herzen trägt, der in mir den Menschen ehren, den Freund lieben, dem der Fürst nur dann Fürst seyn wird, wenn er der edelste Mensch ist, u. s. w. (Mein Vater hatte ihm alle meine Papiere gegeben.) — Der Erbprinz ist ein junger Mann, der sich anhängt, der sich fühlt. Ich versprach mich ihm, berauscht von seiner Liebe. Mein Vater vergoß Freudenthränen. Eine Verbindung mit der Tochter des Geheimen Raths von * *, meinte er, würde alles sichern. Sieh, mein Louis, sagte er; dann ist dein Wunsch erreicht. Du kannst der Wohlthäter von Hunderttausenden werden.

Daß ich die Verbindung nicht auf der Stelle ausschlug, ist mein Verbrechen. Ich erhielt Briefe über Briefe, bald von dem Prinzen, bald von dem Geheimen Rath, seinem Liebling, und trank das Gift in mich. Der Prinz verlangte, ich sollte ihn auf seinem Landhause besuchen. Ich schickte Luisen, ach! die unter meinem thörichten Ehrgeitze vergessene Luise, weg. Selbst der Prinz ließ mich merken, daß man an einer Verbindung zwischen mir und der Tochter seines Lieblings arbeite. Meine Liebe war nicht vergessen; hier, in diesem verkehrten Herzen, brennt sie heißer, als die Flammen des Ehrgeitzes. O, daß ich es Ihnen sagen muß: es giebt Augenblikke, wo ich mit der einen Hand die Gunst des Fürsten, und das Mädchen fasse, das man zu meinem Weibe bestimmt, und mit der andern die von mir verführte, betrogne Luise! O, du betrogener Prinz! mit einem Verbrechen will ich die Laufbahn der Tugend antreten, in die du mich rufst, weil du mir ein Herz zutrauest! Ich Unglücklicher!

Heidelberg.

Heidelberg.

Hier bin ich in Luisens Armen, an Luisens Lippen; ach! und ihre Küsse haben keinen Balsam für dieses Herz, das nichts konnte, als die treueste Liebe verrathen. — Ich habe Ihre freundschaftlichen Briefe, mein theurer, theurer Winter. Was Sie mir sagen, zerreißt mein Herz mit tausend Wunden, ohne es zu heilen. Auch Sie, Sie verrathen Luisen? O, wen soll denn dieses leidende, dieses einzige Herz seinen Freund nennen? Nein, nein; rechnen Sie nicht darauf! Luise wird mich nicht vergessen. Ich bitte Sie, rathen Sie mir nicht, das Mädchen zu verlassen. Wenn ihr Herz dann bräche und ich, ein Raub meiner Verzweiflung, des Wahnsinns, auch Ihnen fluchte! — O, rathen Sie es mir nicht!

Ich soll sie verlassen. Wäre mir das möglich, o, so hätte ich es in jenem Zauberkreise des Ehrgeitzes, in Walldorf, gekonnt. Ich bin wieder hier; weder die schmeichelhaftesten Bitten des Prinzen, noch mein Ehr-

geitz hielten mich: was soll nun Ihr ohnmächtiger Rath wirken? Fort! o, fort damit!

Sæpe meæ, tandem, dixi: discede! puellæ;
In gremio sedit protinus illa meo.
Sæpe, pudet! dixi: lacrimis vix illa retentis,
Me miseram! jam te, dixit, amare pudet.
Implicuitque suos circum mea colla lacertos.
Et quæ me perdunt, oscula mille dedit *).

Es ist, als hätte der Dichter diese Stelle für mich geschrieben. Jetzt gilt es: Luisens Glückseligkeit, oder eines alten Vaters einzige Hoffnungen. Was ich auch wählen mag, ich wähle mein eigenes Elend. Zwei Geier zernagen mein Inneres. Oft hebe ich meinen Arm gen Himmel, und schwöre: ich will es der Zeit überlassen. Aber dann sehe ich Lui-

*) Oft stoß ich sie von mir zurück, und fester hängt sie an meinem Halse. Oft seufze ich: ich darf dich nicht lieben! Ich Unglückliche! sagt sie und schlägt die Augen voll Thränen zum Himmel: du darfst mich nicht mehr lieben! Innig schlingt sie dann ihre Arme um meine Schultern, und drückt Küsse auf meine Lippen, Küsse, Küsse, die mich verderben.

sen, breite meine Arme aus, drücke sie an dies schlagende Herz, und vergesse den Ehrgeitz, wie den Haß der Menschen. Dann lese ich des Prinzen Briefe, mahle die Hoffnungen aus, die er mir macht, sehe mich an der Spitze eines Landes, worin mein Nahme von Tausenden mit Segen genannt wird! — Ach, warum kann ich nicht selbst glücklich seyn, und glücklich machen! Warum soll ich das Glück Anderer durch mein eignes Elend erkaufen! Dann, dann — Nein, ich vergesse Luisen nicht. Ach, ich mache die elendesten Plane, sie mein zu nennen.

Und nun sehen Sie Luisen selbst! Ich würde sie aus Mitleiden lieben, wenn ich sie auch vergessen hätte. Kein Vorwurf, nicht der leiseste, kommt über ihre Lippen. Wenn ich einen zärtlichen Blick auf sie werfe, fliegt sie mit Augen, die vor Freude blitzen, herbei. Die Thränen, die ich sie zu vergießen zwinge, weint sie im Dunkel der Nacht, oder in ihrem Schlafzimmer. Ich würde sie für zufrieden halten (denn für mich haben ihre erloschnen Augen noch immer einen Strahl von

Freude, ihre Lippen noch immer ein Lächeln) — wenn ich sie nicht zuweilen in Thränen überraschte, wenn ich nicht die bleicheren Wangen sähe. Ach, ich wüßte sogar nicht, daß sie meinen inneren Kampf merkt, wenn ich sie nicht einmal belauscht hätte.

O, mein Herz zerreißt, so oft ich an diese Scene denke. Ich ging in die Stadt, und sagte, daß ich erst spät wieder kommen würde. Als ich gegen meine Erwartung früher zurückkam, hörte ich Luisen zu ihrer Harfe singen, und schlich die Treppe hinauf. Ich kannte das Lied, das ich ihr selbst gegeben hatte. Sie sang die Worte, Bitten um die Liebe eines heiß Geliebten, mit einer Stimme, die Felsen hätte zu Mitleiden bewegen müssen. Das Lied war zu Ende; und auf einmal fing sie wieder an zu singen:

Mais si pourtant il vous plait que je meure,
Sans jamais voir ma fortune meilleure,
Je vous l'accorde, et ne demande pas
Que vos bontés différent mon trépas.
Mais seulement: qu'une mort plus humaine
Tranche mes jours, et finisse ma peine;

Que ce ne soient vos injustes mépris,
Ni le regret d'avoir trop entrepris,
Ni le dépit de vous avoir servie,
Ni vos rigueurs qui m'arrachent la vie:
Mais qu'en repos j'abandonne le jour,
Reduite en cendre et consumée d'amour *).

Sie hatte, wie sie mir nachher gestand, diese Strophe, ich glaube aus Voltaire, hinzugesetzt. Nach den letzten Worten ließ sie die Harfe an ihre Brust fallen, schlug beide Hände zusammen, und rief im Uebermaße des Schmerzes: „und seine Hände werden dann meine matten Augen zudrücken!"

Nein, meine Luise! rief ich, und nahm sie in meine Arme, und küßte die Thränen aus ihren Augen —: nein, meine Luise, du sollst leben, leben, und an meinem Herzen glücklich seyn! Ich küßte ihre Hände, ich warf mich

*) Aber ist es dein Wille; soll ich sterben, ohne je glücklich gewesen zu seyn: o, so will ich es mit dir. Nein, ich bitte dich nicht mehr um dein Herz und um Leben; aber laß mich sanfter sterben! O, tödte mich nicht durch Verachtung: ich verdiene sie nicht. Die Reue, dich geliebt zu haben, soll mich nicht tödten, nicht deine Grausamkeit. Ruhig will ich das Leben verlassen, allein verzehrt von stiller Liebe.

in wüthendem Schmerz ihr zu Füßen. O, in diesem Augenblicke hätte ich alle Kronen der Erde um ein Lächeln, das sie erzwingen wollte, hingegeben! Luise war einer Ohnmacht nahe: so sehr hatte dieser Auftritt sie angegriffen; und ich — dem Wahnsinne, über den Sie lächeln.

Winter, glauben Sie, daß ich Luisen je verlassen kann? Nie! nie! Diese unschuldige Seele martern? Nimmermehr! Und wenn es meinen Himmel kostete; sie ist mein!

Heidelberg.

Seyn Sie unbesorgt, mein Lieber. Mein langes Stillschweigen hat weiter nichts zum Grunde, als — daß ich Ihnen nicht viel zu schreiben wußte. Warum soll ich Sie mit meinen Thorheiten unterhalten? Lassen Sie. Aus dem stürmenden, gährenden, mit sich streitenden Chaos hob sich endlich Licht und Ordnung. Der Wein gährt ab, und was übrig bleibt, ist Geist, gedeihlich für Leib und Seele. Warum sollte ich mich länger mit unnützem To-

ben abmatten? warum mich meinem Schicksale entgegen stemmen? O, es gab mir mit vollen Händen, was das jugendliche Herz kaum in den heißesten Stunden zu wünschen wagt: Luisen, und eine Laufbahn voll Ehre. Soll ich darum seine wohlthätige Hand wegschleudern, weil es mir nicht gerade so, auf die Weise, giebt, wie ich will?

Luise ist mein. Wer wird das läugnen? Die heiligsten Bande, mit denen die Natur Herzen verknüpft, sind um uns geschlungen. Wie? Luise wäre darum nicht mein, weil unserer Verbindung die äußere Form, eine bloße Ceremonie fehlt, welche die menschliche Thorheit, der Eigennuz, das Mißtrauen erfand, um die fehlende Liebe durch Ein Band wenigstens zu ersetzen? Wie? unsre Liebe, unsre Eintracht, unsre Freundschaft, das rührende Vertrauen zu einander, das völlige Hingeben unsrer Seelen, sollte für die Rechtmäßigkeit unsrer Verbindung nicht eben so viel beweisen, wie einige Worte, die vor dem Altare aus einem Buche über ein Paar Menschen gelesen werden? Das „Ja, ich bin dein!“

das wir feierlich, Brust an Brust, Arm um Arm, Seele in Seele, und Thräne in Thräne gemischt, unter dem großen Gewölbe des Himmels, vor allen Sternen, in Gegenwart aller Schutzengel der Liebe, vor dem Throne des Ewigen selbst, uns sagten, sollte uns nicht so rechtmäßig verbinden, als ein Ja, in einer Kirche — Gott weiß oft, wie! — gesprochen? Dieser Ort, dieser Altar, wurde schon so viele Millionenmale durch Menschen entheiligt, welche der Eigennutz, der Zwang, die Thorheit zusammenführte; ich habe am Busen der Natur Luisen mein Ja geschworen, und werde die Natur nicht entheiligen.

Wohl! Luise wird meinen Nahmen nicht führen, aber doch mein Herz besitzen; sie wird mein Weib seyn, da sie meine angetraute Gemahlin nicht seyn kann. Und wenn sie in diesem Tausche glücklich ist — was kümmert es die Welt? Wenn die Natur, wenn unsre Herzen, und alle Engel, in einem frohen Kreise um uns her schwebend, uns segnen, und der Himmel Amen sagt; wenn Luise keinen andern Segen verlangt, mit diesem

Amen zufrieden ist: — was kümmert es die Welt? Man nennt es Tugend, wenn ein Mädchen ihrem Glücke, ihrem Vaterlande, ihrem Range, ihrem Leben für den Geliebten entsagt. Nun denn! ist etwa Großmuth nicht immer Großmuth, Tugend nicht immer Tugend? Ist es nicht Tugend, wenn Luise für mich, für meinen Besitz, der eitlen Ehre, der Thorheit entsagt, mit mir auf einen Ball zu fahren und in einer Assemblee lange Weile zu haben? Ist es Laster, wenn sie sich mit meinem Herzen, mit meiner Liebe begnügt? O, ihr widerspruchsvollen Thoren!

Oder soll ich ihr Herz brechen, das nur mit meiner Liebe glücklich seyn kann, weil ein Zufall mir verbietet, ihr auch meinen Nahmen zu geben? Ich gestehe zu, es war eine Unbesonnenheit, mich an das Mädchen zu hängen; aber soll sie denn meine Unbesonnenheit mit ihrem Tode büßen? soll ich nicht wieder gut machen, was ich gut machen kann? Wenn Luise es sich gefallen läßt, mein zu seyn, wie ein Zufall und die Umstände es uns erlauben — wem hab' ich dann noch Rechenschaft zu geben?

„Die Welt hat ein solches Verhältniß geächtet.“ O Freund, Aristides, der Geächtete, war dennoch der größte unter seinen Mitbürgern. Luise wird dennoch immer liebenswerther, tugendhafter, unschuldiger seyn, als tausend eheliche Weiber, die bei ihrem Nahmen hohnlachen.

Sehen Sie, Vernunft, Wahrheit und Natur sind auf meiner Seite; warum soll ich noch die Welt um ihre Einwilligung fragen? Tausendmal habe ich diese Gründe abgewogen; sorgfältiger kann das mitleidigste Herz und das zarteste Gewissen die Gründe zum Bluturtheile nicht abwägen. Der Schlaf floh mein Lager; ich lag auf Dornen, und mein aufgeschrecktes Gewissen stieß die spitzesten Dolche in mein Herz. Zuletzt siegten Natur und Wahrheit über die Vorurtheile meiner im Aberglauben genährten Kindheit. Und noch jetzt, da ich überzeugt bin, noch jetzt erwacht bei mir bisweilen der leise Zweifel, ob ich auch Recht thue.

Ich habe alles der Natur überlassen. Ist es Wahrheit, so wird Luisens Herz so

gut darauf fallen, wie das meinige. Und faßt sie freiwillig den Gedanken; dann — dann rufe die Welt hohnlachend ihr Wehe! und belade mich mit Schande. Dann mag in dem Raume, den Luisens Arme umspannen, mein Glück wohnen. Engel sollen mir frohlocken, der Himmel sich segnend auf mich herab neigen, die Natur Luisen mir zuführen und unsere Liebe beschützen! Und wenn die Welt ihr Wehe! ruft, so sollen ihre vor Neid bebenden Lippen dennoch wider Willen seufzen: o, die Glücklichen!

Heidelberg.

Habe ich mir das nicht tausendmal gesagt, was Sie mir sagen? Ich that mehr, als das: ich machte das Unmögliche möglich; und dennoch taumle ich jetzt wieder auf den Abgrund zu, der — geben Sie Acht! — mich Unglücklichen verschlingen wird. Oft erschrecke ich vor mir selbst. Hat die Natur diese fürchterliche, heuchlerische Falschheit in mein Herz gelegt, oder bin ich durch mich selbst

so verderbt? Ach, in beiden Fällen ist der Mensch ein entsetzliches Wesen.

Lassen Sie mich nicht fallen, mein Freund, mein Winter! Lieber Karl, lassen Sie mich nicht allein! Ich bin fürchterlich einsam; denn ich habe mich selbst verlassen. O, sehen Sie, und bedauren Sie mich! — Einst war ich nicht so. Um nicht die Schuld von Luisens Verführung auf mich zu laden, die — das fühle ich noch — meinem Herzen zu schwer seyn, die mein ganzes Wesen vernichten würde, bin ich noch grausamer, und will die Schuld dieser Verführung auf Luisen wälzen. Ich reitze ihre Sinnlichkeit, entflamme in ihr Begierden, die ihr Herz nicht ahnete. Mit buhlerischen Umarmungen, mit verrätherischen Küssen taste ich die himmelreine Unschuld an. Durch Erzählungen von hinopfernder Großmuth der Liebenden, suche ich meinen Plan in ihre Phantasie zu bringen. Ich will sie tödten; und sie soll mir die Hand führen, ihr Herz zu treffen, damit ich sagen könne: sie that es selbst!

Sonst ging sie, wenn der Nachtwächter

zehn rief; jetzt bleibt sie bis um Mitternacht bei mir. Sonst waren wir laut, und lachten; jetzt flistern wir, seufzen, und verbergen uns selbst vor dem matten Scheine des Nachtlichtes, das kaum den Tisch erhellt, auf dem es steht. Ach, und sie sieht es nicht, wie ich mörderisch den Boden unter ihren Füßen aufgrabe! Sie hängt in meinen Armen, mit dem Zutrauen eines Kindes, das an der Brust seiner Mutter lächelt. Ich war so grausam, über meine Arglist zu triumphiren, und freute mich schon des Augenblickes, da diese zarte Blume unter meinen Händen verwelkt seyn sollte. Mein Gefühl war todt; aber es wurde fürchterlich erweckt! fürchterlich! — Gott Lob! ich hatte noch Herz genug, dicht vor dem Schlunde, mich aufzuraffen.

Die Zeit kam näher, wo Luise fallen sollte. Am Tage hatte ich nicht Muth, in ihrer Gesellschaft zu bleiben, und irrte wie ein Mörder umher. So ging ich, vertieft in mich selbst, durch die Ruinen des kurfürstlichen Schlosses, und dachte mir die reitzende Luise. „Lassen Sie uns noch die Kapelle besehen,“

sagte ein Mann im Vorübergehn, zu einer Gesellschaft, die das Schloß besah: „da ist ein Gemählde von Rubens, eine Taufe Christi.“ In dem Schlosse war ich oft gewesen, aber nie in der Kapelle. Ich stand auf, und ging mit der Gesellschaft, die ich nicht kannte. Als wir in die Kapelle traten, blieb ich mit einigen Frauenzimmern sogleich bei einem Seiten-Altare vor einem Gemählde stehen, auf welchem eine Maria, ungefähr als ein Kind von sechs Jahren, auf dem Schooße einer Frau, wahrscheinlich ihrer Mutter, sitzt und lesen lernt. Ich wurde wie von einem Zauber getroffen; es waren Luisens Züge, eben diese reine, fromme, unschuldige Schönheit. Das blonde lange Haar hing leicht gekraus't über den Rücken des Kindes her. Und der fromme Blick in dem schönen, großen Auge; die liebliche, heilige Röthe auf den Wangen; das Lächeln, mit dem Ernst zugleich, auf den Lippen! Ich stand und schaute, und konnte nicht satt werden zu schauen; denn mich dünkte, Luise wäre hier als Kind vor mir. „O, sehen Sie das schöne Kind!“ rief eins

von den Mädchen der Gesellschaft zu. Man stellte sich nun um das Gemählde her, und es machte auf jeden sehr tiefen Eindruck.

O, sagte ich zu einem Manne, der neben mir stand, fast entzückt: sehen Sie den Engelskopf! Langsam wendete der Mann sich zu mir, und sagte im tiefsten Basse, der durch die Stille des Anschauens feierlich wurde: „welch ein Teufel müßte der seyn, der diese Unschuld verführen könnte!“ Das erschütterte mich heftig, und ich weiß noch immer nicht, wie ich aus der Kapelle gekommen bin. Als ich mich tief zwischen den Ruinen wiederfand, war es Abend. Ich ließ mir die Kapelle noch einmal aufschließen, trat vor das Gemählde, hob meine Arme auf, und verhieß es dem Bilde, verhieß es mir und Luisen mit feierlichen Eiden, sie nicht zu verführen. Ich taumelte nach Hause. Als sie den Abend zu mir kam, umfaßte ich sie sanft, küßte ihre Wangen, und sagte lächelnd: Luise, wir Beide sind Menschen, schwache Menschen. Die Unschuld ist dein höchster, dein einziger Reitz; ich würde aufhören dich zu lieben, wenn du sie nicht

mehr hättest. Ach, Luise! und deine Unschuld ist in Gefahr, wenn du noch öfter die Nächte bei mir bleibst. Geh, geh! ich möchte dich gern ewig lieben.

Sie erschrak heftig, zitterte, und floh verscheucht zur Thür hinaus. Noch jetzt, nach drei Tagen, blickt sie mich zuweilen mißtrauisch an. Und ich? — Wenn der Reitz, mit dem sie vor mir steht, wenn ihre Küsse, ihre Händedrücke, ihre vertraulichen Stellungen, mir zu mächtig werden, so wallfahrte ich in die Kapelle, sage mir da: „welch ein Teufel" und so weiter, und kehre etwas heitrer und ruhiger zurück. Das ist drei Tage gut gegangen; aber wird es immer, wird es Jahrelang so gehen? Denn verlassen kann ich sie nicht, es komme wie es wolle. Ich fülle das Faß der Danaiden, wälze den Stein des Sisyphus; wird mir, muß mir nicht endlich die Kraft gebrechen? Und was dann? O, ich möchte verzweifeln!

Heidelberg.

Es wäre mir kein Ernst, schreiben Sie? Nie hat eine Wunde mich so geschmerzt, wie diese, und sie wird ewig nicht heilen. Schonen Sie mich jetzt, schonen Sie mich ja! Befehlen Sie mir, was Sie wollen; und ich kann es. Ich will meine Hand in die Flammen halten, und nicht zucken, will den heftigsten Schmerz belächeln, wie eine süße Empfindung; nur aufhören Luisen zu lieben, Luisen verlassen: das ist das Einzige, was ich nicht kann; das zu wollen, das nur zu denken, fühle ich mich sogar zu ohnmächtig.

Und verlassen? O, lieber Winter, was ist denn böser: sie verlassen oder verführen? Nein, es giebt keinen dritten Fall: Luise wird mein Weib; oder — Verlassen, sie zu verlassen, das ist mir unmöglich; das hieße: sie ermorden.

Hier meine Antwort auf alle Ihre Vorwürfe, auf alle Ihre Gründe. Hören Sie, was ich that, um Luisen gegen mich zu sichern. Der junge Wilmer, der hier Arzt ist, begegnete mir vor einigen Tagen, und erzählte mir gesprächsweise: er komme jetzt eben von einem

Frauenzimmer her, das durch Ausschweifungen sich das allerfürchterlichste Elend zugezogen habe. „Herr,“ sagte er eifrig; „dahin müßte man von Obrigkeits wegen alle junge Mädchen führen, auf deren Tugend man sich nicht verlassen könnte. Sie sollten die Elende, die der Raub der gräßlichsten Krankheit ist, und mit jedem Athemzuge ihren Verführer verflucht, — die sollten sie ansehen; und ich stehe dafür, es würde helfen.“

Sie können leicht denken, welch eine Wirkung das auf mich in meiner Lage machen mußte. Ich frage: wo; und er zeigt mir das Häuschen, in welchem die Elende liegt. Als ich sie sah, schauderte ich. Mir wurde das Herz leicht; denn ich fühlte in diesem Augenblicke, daß ich nun nicht mehr im Stande sey, Luisens Unschuld zu zerstören. Ich kam nach Hause, setzte mich nieder, las Ihre Briefe, und wollte Ihnen antworten. Die Brust war mir so leicht, und dann schreibe ich Ihnen so gern. Da fiel mir eine Stelle in Ihrem Briefe in die Augen. „Sie sehen, schreiben Sie mir, an Ihrem eignen Beispiele,

daß der Jüngling wie ein schwankendes Rohr ist. Hundertmal haben Sie Ihre Entwürfe geändert. Jetzt wollten Sie das, dann das Gegentheil, und beides vertheidigten Sie mit Gründen, und schworen bei jedem, daß Sie standhaft seyn würden. Nichts ist geschehen von Allem, was Sie wollten. Sie zerstören die Wünsche Ihres Vaters um Ihrer Liebe willen, Luisens Erwartungen um Ihres Ehrgeitzes willen, und haben für Alles Gründe. Geben Sie Acht, Sie werden Luisen unglücklich machen, und Ihren Vater kränken, so fest Sie auch entschlossen sind, es nicht zu thun. Dann werden Sie zu spät einsehen, daß die Tugend nicht in dem plötzlichen Aufwallen einer edlen Empfindung besteht, sondern daß edel handeln Tugend ist. Sie werden sich in Verbrechen verwickeln, weil Sie sich kein Verbrechen zutrauten."

Ich fühlte, daß Sie Recht haben; denn ich war ruhig genug, überlegen zu können. Nun entschloß ich mich, zu handeln. Ich bat Luisen, mit mir zu gehen, und führte sie auf das Schloß. Unterweges sprach ich mit ihr so

sanft, so heiter, so vertraulich, daß ihre ganze unschuldige Fröhlichkeit auf einmal wieder zurückkehrte. So brachte ich sie in die Kapelle, und führte sie vor das Gemählde. Sie bewunderte die Schönheit, die Unschuld der Marie. Nun umfaßte ich sie, führte sie die Stufen des Altars hinauf, und sagte: sieh, Luise, dies bist du; eben so schön, eben so unschuldig, eben so fromm. Drücke dieses unschuldige Gesicht, dein eignes Bild, diese heitre, glückliche Miene, tief in deine Seele! So kann nur die Unschuld lächeln. Nun komm, Luise. Nun will ich dir das Gegenbild zeigen; du sollst sehen, was aus diesem Engel werden kann, wenn die Unschuld dahin ist.

Ich führte sie jetzt zitternd in das Häuschen, wo das elende Geschöpf jammert. Als ich die Thür öffnete, schrie Luise auf, und verbarg ihr Gesicht in meinen Busen. Sieh, Luise, sagte ich heimlich; auch diese Elende war einst unschuldig. Sie wurde verführt, von einem Manne, der sie liebte, wie ich dich liebe. Stelle das Gemählde, das du eben sahest, dagegen; stelle dich dagegen. So kannst

auch du werden, wenn du deine Unschuld nicht bewahrst. — Sie hob ihr Gesicht auf, sah die Unglückliche an, schauderte, und sank ohnmächtig an meine Brust. Ich warf dem Weibe meine Börse zu, nahm Luisen auf meinen Arm, und trug sie in die freie Luft, daß sie sich erholen sollte. Nun ging ich durch einen Umweg mit ihr zurück. „Sie war krank?" nur diese einzige Frage that sie unterweges. Sehr krank, sagte ich: ihr ganzer Körper mit Geschwüren bedeckt, den entsetzlichen Folgen ihrer Ausschweifungen. Luise schauderte und schwieg.

Seit diesem Augenblicke habe ich sie nur einigemal wieder gesehen. Ich zittre vor der Wirkung, die es auf sie gemacht hat. Sie ist krank, und wenn ich komme, so bittet sie mich mit einem seltsamen Gesichte, sie zu verlassen. Ich bedarf der Ruhe, sagt sie flisternd und lächelnd. Die Tante fragt mich mit Thränen in den Augen: was fehlt Luisen? und ich antworte sehr verlegen: ich weiß es nicht. Die Wirkung sey nun, welche sie wolle, so ist doch gewiß Luisens Unschuld

gerettet, und ich habe Ihnen gezeigt, daß es mir Ernst war, sie zu sichern.

So versperre ich mir jeden andern Ausweg, glücklich zu seyn, ausgenommen den, welchen mein Vater nicht will: ihr mit meinem Herzen, das nur für sie schlägt, auch meine Hand zu geben.

Heidelberg.

Bin ich denn jetzt besser daran? Luise flieht mich, und zittert, wenn sie mich erblickt. Sie erbleicht, wenn ich ihre Hand berühre. Läßt der Zufall mich mit ihr allein, so sieht sie, wie eine Verbrecherin, nach allen Seiten, schlägt die Augen nieder, und greift hierhin, dorthin. Nähere ich mich dann, so öffnet sie die Lippen, wie zum Aufschreien, und ihre Angst wird konvulsivisch. Was ist das? — Die Nächte durch weint sie und betet, sagt die Tante. „Ich muß fort von hier!" lispelt sie, sagt und ruft sie, wenn sie einen Augenblick allein ist. Sie faßt die Hände der Alten mit unaussprechlicher Angst, seufzt: „ich muß, muß hier fort; ach! — und kann nicht! und kann

nicht!" setzt sie dann, die Hände ringend, hinzu. Nun denn! ich handelte, ich folgte Ihrem Rathe; und das sind die Folgen. Bei Gott! es muß anders werden.

Heidelberg.

Sie haben Recht, mein Lieber; und verdiente ich je Ihre Vorwürfe, so ist es in diesem Falle. Ich habe Luisen grausam, unsinnig behandelt. Ja, ich war ein Egoist; ich bestrafte Luisen für meine Verbrechen. Aber vergeben Sie mir, wie mir Luise vergeben hat, durch deren Angst ich unbeschreiblich bitter bestraft bin. Luise ist ruhig, und ich bin glücklich. O mein Freund, wie liebt mich das Mädchen! Aus meiner Unruhe, aus meinem Zurückstoßen, wenn sie zu mir kommt, aus meinen Warnungen, ihre Unschuld zu bewahren, aus der letzten schrecklichen Begebenheit setzt sich die unschuldige Seele, ich weiß nicht welche, Grillen zusammen, daß sie in Gefahr sey, ihre Unschuld zu verlieren, und dann in das furchtbare Elend jener Unglücklichen zu gerathen.

Mich lieben, mich umarmen hält sie für das Verbrechen, vor dem ich sie warne. Sie will sich zwingen, mich nicht mehr zu lieben, will sich retten, will zu ihrer Mutter, und vermag es nicht. O, wären Sie doch gegenwärtig gewesen, als sie mir ihre Angst, ihre Vorsätze erzählte; mir erzählte, wie sie schon einmal Morgens früh, eh wir Andern erwacht waren, entflohen, in ihrer Angst den Weg nach Schwetzingen geeilt, und dann niedergesunken, und umgekehrt sey, weil sie gefühlt habe, daß sie mich nicht verlassen könne; als sie die Arme gen Himmel hob, und nur bat, mich ihr in ihrem Elende zu lassen, dem sie nun nicht mehr zu entgehen hoffe!

O Freund, da sank ich ihr zu Füßen, da schwor ich ihr ewige Liebe, ewige, zärtliche, treue, heiße Liebe; da gestand ich ihr zum erstenmale, daß sie mir auf der Welt alles, alles sey, daß ich ohne sie, ohne ihre Umarmungen, ohne ihre Liebe, ohne ihre Treue nicht leben könne; da nannte ich ihre Liebe zu mir: Tugend; da bat ich sie mit den zärt-

lichsten Liebkosungen mich künftig als ihr Eigenthum zu betrachten; da zwang ich Sie beinahe, mich „Du“ und „Louis“ zu nennen; da erzählte ich ihr mein Verhältniß mit meinem Vater, die Hindernisse unsrer Liebe; da gab ich ihr bestimmt die Hoffnung, daß sie meine Gattin werden sollte.

Sie war außer sich, und versank beinahe in meinen Armen. „O du! du! Louis! Louis! mein Louis! mein Du!“ rief sie hundertmal, wirbelnd vor Freude, und konnte nicht müde werden, mich „Du“ und „Louis“ zu nennen. Ich habe das höchste Maaß der Liebe genossen; ein solcher Augenblick kann in meinem Leben nie wiederkehren. Nun mußte ich ihr noch einmal erzählen, wie alles gekommen war. „O,“ rief sie entzückt; „will dein Vater nicht, daß ich deine Frau werden soll, so laß ihn! Wenn ich nur bei dir bin, und bei dir leben darf, bis ich sterbe: mehr will ich nicht, mehr wünsche ich nicht. Und wenn auch das nicht, wenn du nur von Zeit zu Zeit mich siehst. Ja, geh, geh, nimm ein Amt, wie sie es dir geben. Ich will hier wohnen,

oder eine Meile weit von dir, auf einem Dörfchen, in der kleinsten Hütte, wenn ich nicht in der Stadt bei dir seyn darf. Da will ich traurig seyn, bis du einen Tag lang Zeit hast, mich zu besuchen; denn das, (setzte sie eifrig hinzu) das, lieber Gott! das können sie dir doch nicht wehren!"

Was sagen Sie dazu? Ich habe mich jetzt auf die Kniee geworfen, und laut dem Himmel geschworen, daß sie meine Gattin seyn soll. Jetzt lassen Sie die Könige der Erde ihre Ehrenstellen, ihr Gold, ihre Titel vertheilen; ich sehe nicht einmal zu, wohin sie fallen, weil ich mein Auge nicht von Luisens lächelnden Lippen wende. Sagen Sie der Welt, daß ich lebe, und glücklich bin. Adieu. Zittern Sie noch für Luisens Unschuld? Adieu.

Heidelberg.

Nein, nein! ich habe meinem Vater geschrieben, daß ich nicht kommen kann. Was Sie mir sagen, hat mein Vater mir tausendmal stärker und rührender gesagt. Ich habe sogar einen Brief von dem Prinzen; und auch für

ihn war meine Antwort: ich kann nicht kommen. Gewiß freuen sich Tausende, daß ich nicht kommen will. Das Amt wird nicht unbesetzt bleiben; und die Welt nicht darum untergehen, weil ein Jüngling klug genug ist, für den Himmel nicht eine Sklavenkette annehmen zu wollen. Sie zerschmettern mein Herz mit Ihrem Mißtrauen, Ihren Vorwürfen. Ich liebe Sie, guter Winter, wie ich keinen auf der Erde mehr liebe; denn sogar in dem Arme meiner Luise weiß ich, daß ich Sie liebe. Adieu, mein Karl.

Heidelberg.

Freuen Sie Sich, wenn Sie können! Sie haben Recht gehabt. In dem Augenblicke, da ich triumphirte, versank ich. Luisens Unschuld ist dahin. Trunkenheit der Liebe, Vergessenheit meiner selbst, Einsamkeit, Nacht, Luisens Zärtlichkeit — Doch keine Entschuldigung. O, du Unglücksprophet, du hattest Recht! An deinen Busen möchte ich fliehen vor dem Jammergeschrei der gefallenen Unschuld; denn ich glaube, Sie allein, Karl, Sie allein würden

mit meinem gebrochenen Herzen Mitleiden haben, weil Sie es kennen. Wohin flieh' ich? Der Morgen soll mich hier nicht mehr treffen. Ach, wird je wieder ein Morgen meinem Auge leuchten? — Gott im Himmel! sie —

— — — —

Ach mein Karl, es sind drei Tage vergangen, seitdem ich diesen Brief anfing. Ich hörte Luisens Tritt, und die Feder sank aus meiner zitternden Hand. Sie — kommt, wollte ich Ihnen schreiben; da ging die Thür auf, und Luise flog in meine bebenden Arme, an meine zerrissene Brust. Dieser Augenblick war meine Strafe; ich zitterte, wie der Verbrecher, für den schon das Schwert der Gerechtigkeit gezückt ist, und konnte mein Auge nicht erheben. Meine Seele versank, wie zernichtet. „Ach, ich habe nirgends Ruhe, als hier!" sagte Luise, mit sanftem, beinahe heiterem Weinen, und lehnte sich dicht an meine Brust. Meine Augen flossen über; sie trocknete meine Thränen mit einer so tröstenden Zärtlichkeit ab, daß ich doch wieder anfing zu fühlen.

Unglückliches Mädchen! sagte ich, und um-

faßte sie. „Nein,“ sagte sie sanft; „so bin ich gewiß nicht unglücklich! Aber wenn die Stunde kommt, Louis, da du mich verlassen mußt; und ich fürchte, ich fürchte — der Brief deines Vaters . . .“ — Ich wollte einfallen; sie legte aber ihre Hand auf meinen Mund. „Ich habe ihn gelesen,“ fuhr sie fort; „er war in deinem Kleide, das ich weghängte. Du mußt gehorchen; aber verlassen wirst du mich nie ganz, nie ganz aufhören mich zu lieben, wenn auch . . .“ — sie bedeckte ihre Augen mit der andern Hand, und fuhr schluchzend fort — „wenn auch . . . ein anderes Weib deine Hand hat, und dein Herz mit mir theilt. Verlassen wirst du mich nicht ganz, und ich werde noch immer glücklich seyn.“

Nun setzten wir uns. „Was du einmal für mich zu fürchten schienst, das Schicksal jenes unglücklichen Mädchens, das mich so entsetzlich erschreckte, Louis, nein, das kannst du nicht fürchten.“ (Sie erröthete, und schlug die Augen nieder.) „Ich erzählte es meiner Tante, und die hat mich über die Ursache der abscheulichen Krankheit belehrt. Nein, Louis,

ich werde dich allein lieben, so lange dieses Herz noch schlägt; und Wollust — (Sie stand auf, und streckte ihre Arme mit Abscheu von sich) — ich weiß nicht einmal, was das ist. Wir sind nicht glücklich, das seh' ich an deinen Thränen; das fühle ich: denn ich bin unruhig; aber, Louis, sey du glücklich, und auch ich werde es seyn. Ich gehöre dir an, das weiß ich jetzt. Unruhe, Sorgen will ich dir nicht machen; nur verlasse mich nicht ganz und gar!"

Ich faßte sie in meine Arme, drang in sie, mich in ein Kloster zu begleiten, und sich mit mir trauen zu lassen. Das wollte sie nicht, ob sie gleich, bei der Vorstellung, meine Gattin zu werden, Freudenthränen weinte. Sie zitterte vor dem Unwillen meines Vaters; sie fürchtete, daß meine Verbindung mit ihr mich unglücklich machen würde, und bat mich, erst meinen Vater über diesen Punkt auszuforschen. „O," rief sie auf einmal, mitten im Zimmer niederknieend, und die gefaltenen Hände emporhebend: — „o, Gott gebe, daß er mich aufnimmt!"

Lieber Winter, Sie sollten nur den Ton ihrer Stimme gehört haben, mit dem sie das Alles sagte! — Wenn Sie können, so helfen Sie, helfen Sie dem edelsten, dem besten und dem unglücklichsten Mädchen, das je die Erde trug. Jetzt, da ich die Hand dieses Mädchens, die Hand meines Weibes, nicht für eine Krone vertauschen möchte; — o, was sag' ich! — jetzt, da ich für Luisens Besitz mein Leben aufopfern, Jahre lang auf den Knieen liegen möchte, um sie mir von dem Himmel zu erbitten: — jetzt erst seh' ich ein, daß Sie auch darin Recht hatten. Ich zittre vor meinem Vater, ich zittre vor den Schwierigkeiten, die er meinem Glücke in den Weg werfen könnte. Rathen Sie mir, rathen Sie dem thörichten Jünglinge, wie er nach so vielen Thorheiten glücklich werden soll.

Ich habe der Tante meiner Luise erklärt, daß ich ihre Nichte heirathen werde; ich habe dieser einen Ring aufgedrungen, und ihrer Mutter geschrieben, um mir ihren Segen zu erbitten. Luise muß, so viel sie sich auch sträubt, mit mir öffentlich über die Straßen

von Heidelberg gehen. Ich finde eine Beruhigung darin, der ganzen Welt zu sagen, daß das edelste Geschöpf mich liebt, und mein ist.

Rathen Sie mir; aber schnell! Bei Gott! ich will Luisens Thränen nicht länger mehr ahnen. Nur ahnen kann ich sie; denn Luise weint sie allein.

Mannheim.

Und wenn das alte Chaos daraus entstände, und wenn wieder ewige Finsterniß die Schöpfung darum bedecken sollte; so würde ich dennoch Luisens Hand ergreifen, und rufen: sie ist meine Gattin. Es gehen schreckliche Dinge vor, schreckliche, sehr schreckliche Dinge! Ich bin zerrüttet. Alles, was ich weiß, ist das: Luise wird meine Gattin, und sollte ich, mit Dolch und Flamme in der Hand, mir den Weg zu ihr bahnen. Unwiderruflicher ist der Spruch des ewigen Schicksals nicht, als meine Versicherung: Luise wird meine Gattin! —

tin! — Da steh' ich, verloren in die Trostlosigkeit dieses gränzenlosen Unfalls. Verbrechen will ich nicht sagen; davor behüte mich mein guter Genius! Ich ringe, ich kämpfe. O, ich möchte mit allmächtigem Arme die Zeit um zwanzig Jahre zurückschieben; dafür wollt' ich mein Leben geben, dafür sogar Luisen. Unveränderlich steht das Elend, wie ein Fels in die Ewigkeit gewurzelt. Ich sehe mich blind, ob es die Gestalt nicht ändern will, ich denke mich rasend, ob ich die Gestalt nicht umschaffen kann. O Freund, Mord sogar kann der Wunsch der zärtlichsten Tugend werden. Ich habe meinem Vater geschrieben: ehrerbietig, bittend; aber fest. Luise wird meine Gattin, und wenn sie häßlich wäre, wie das Laster, wenn ihr Geist gar keine Bildung hätte. — Ich möchte von Sinnen kommen! O, Sie wissen nichts, Sie haben nichts, nichts von dem gehört, was auf der Erde vorgehen kann; und ich Unglücklicher, ich mußte es erfahren. Gerade ich! ich!

Mannheim.

Sie müssen es wissen, um zu helfen. Ich habe geschworen, es nie über meine Zunge zu bringen, und ich könnte Sie ermorden, wenn Sie es nicht vergäßen, sobald Sie geholfen haben. Hören Sie. Luise besucht ihre Mutter, die flehentlich darum gebeten hat, auf acht Tage, wahrscheinlich um meinem Andringen, daß sie sich öffentlich mit mir zeigen soll, zu entgehen. Ich will unterdessen die jenseitige Pfalz besuchen, und komme so nach Mannheim. Nachmittags kreuze ich vor den Thoren umher. Von dem vielen Laufen werde ich müde, und gehe langsam zurück. Der Fußsteig führt neben einem Hause hin, über dessen Thür ich „Billard" lese. Ich trete hinein. Eine alte Frau führt mich die Treppe hinauf in ein kleines Zimmer, worin ärmliche Möbles und ein schmutziges Ruhebett stehen, und sagt mit einem ekelhaft freundlichen Gesichte: sie wolle mir sogleich Wein schicken.

Ich stellte mich an das Fenster, und suchte die Heidelbergischen Gebirge auf. Die Thür öffnete sich. Ein Mädchen, dessen Gesicht, bis

auf einen Zug von Frechheit, wirklich sehr angenehm war, brachte mir Wein, und redete mich zugleich an. Nach einigen Minuten merkte ich denn wohl, wen ich vor mir hatte, und in welchem Hause ich war. So widerlich mir diese Idee auch wurde, so schenkte ich dennoch dem Mädchen ein Glas Wein ein. Ich merkte, daß es ihr nicht an Geist fehlte, und fing an über ihre Lebensart mit ihr zu scherzen. Sie zuckte die Achseln, lachte, und sagte: „jetzt muß ich, ich mag wollen oder nicht." — Und dabei lachst du? Ich wette, mein Kind, es kommt eine Stunde, da du weinst! Mit deinem Gesichte, fuhr ich fort, würdest du noch immer einen guten Mann bekommen, wenn du recht ehrlich wolltest, (sie schüttelte lachend den Kopf) und zum Exempel zu deinen Verwandten zurückgingest.

„Ich habe keine Verwandten mehr," erwiederte sie leichtsinnig. — Deine Eltern sind also todt? — „Meine Mutter ist todt; mein Vater lebt noch." — Eben sagtest du ja, du hättest keine Verwandten mehr! — „Ja, mein Vater," sagte sie laut lachend, „der würde

schöne Gesichter machen, wenn ich ankäme!" — Wie denn so? — „Ei nun! das ist nun einmal nicht anders." — Aber, Mädchen, wer ist denn dein Vater? — (Wieder lachend:) „Ein vornehmer, reicher Mann. Sehen Sie, er hat in Heidelberg studiert; meine Mutter war eines Gastwirths Tochter, da der Heiligen-Geists-Kirche gegenüber, wenn Sie in Heidelberg bekannt sind. (Ich nickte mit dem Kopfe, und sie fuhr fort.) Meine Mutter war ein hübsches Mädchen. Mein Vater, der Student, ein hübscher Mensch, geht bei ihr aus und ein, verspricht ihr die Ehe, und so weiter. Sie wird schwanger. Der junge Herr, mein Vater, reist weg, und vergißt sie. Wie denn das so geht! Der Gasthof mußte Schuldenhalber verkauft werden. Meine Mutter starb in Armuth, als ich gerade funfzehn Jahre alt war. Was sollte ich machen? Es nahm sich niemand meiner an; und da bin ich denn so dazu gekommen."

Hast du dich nie an deinen Vater gewendet? fragte ich mitleidig.

„Ja der!" antwortete sie. „Er hat sich

meiner Mutter nicht angenommen, der er doch gut war. Mich hat er ja in seinem Leben nicht gesehen. So sind die Mannspersonen alle! Sie führen die Mädchen immer an."

Aber wer ist denn dein grausamer Vater? fragt' ich erbittert.

„Nun, wenn Sie es wissen wollen ..." — Ich wurde betäubt; sie nannte — den Nahmen meines Vaters.

O du lügst, Mädchen, rief ich. Der Geheimerath ...?

„Brüder. Er wohnt jetzt auf seinem Gute in Walldorf. Lassen Sie das Kirchenbuch aufschlagen. Ich bin nach ihm getauft, und heiße Brüderin."

Das Jahr, das Haus, worin er gewohnt hat — alles traf zu. Ich trat an das Fenster, mich zu erholen.

Es war meine Schwester. Dieses Mädchen meine Schwester! Ich mußte mich am Fensterkreuze halten, um nicht niederzusinken. Dieses Mädchen, dieses Mädchen, meines Vaters Tochter! meine Schwester! Ich wendete mich, als ich mich ein wenig gefaßt hat-

te, wieder zu ihr, und sah jetzt offenbare Züge von meinem Vater in ihrem Gesichte. Wahrscheinlich mochte sie die Bewegung in meinem Innern in meinen Augen sehen. Sie schwieg verlegen still, und die freche Miene — o Gott! — wurde Furchtsamkeit.

Ach, meine Empfindung war nichts als Mitleiden, zärtliches Mitleiden mit diesem verlassenen Geschöpfe, Scham, und Verlegenheit, was ich thun sollte. Denn, sagen Sie selbst, wer war Schuld an dem Laster? — Gewiß nicht das Mädchen. Es konnte sagen: warum verließ mein Vater mich? warum verließ er meine Mutter? Ach, und was konnten — wir antworten? O, mögen alle guten Engel meinen Vater vor dem Anblicke seiner Tochter behüten! Er würde, er müßte vergehen! Sie haben keinen Begriff von der Angst in meinem Inneren, die mit jedem Pulsschlage stieg, und endlich eine dumpfe Gefühllosigkeit wurde.

Es war mir, als ob das Mädchen in den rührendsten Accenten ihre klagende Stimme erhöbe, und der Welt sagte, sie sey meines

Vaters Tochter; es war mir, als ob die Welt ihre Blicke auf mich und auf dieses Mädchen richtete. Mein Gefühl wurde zerreißend, meine Scham brennend. Ich war gedankenlos, und werde es noch jetzt immer, wenn ich mir diese schrecklichen Augenblicke wieder denke. Rechenschaft kann ich Ihnen von meinem Zustande nicht geben. Mich dünkte, es läge in meiner Seele eine verborgene Allmacht, mit der ich diese Begebenheit gänzlich vernichten könnte; aber dann stand wieder das Mädchen mit den Zügen meines Vaters vor mir, und ich versank aufs neue in Scham und Angst.

Eine Bewegung, die das Mädchen machte, als ob sie weggehen wollte, erweckte mich wieder. Ich ergriff ihre Hand, und rief: nein, du bleibst hier. Sie blieb zitternd stehen, sah mir forschend ins Gesicht, und sagte: „ich habe Ihnen ja nichts gethan!" — Nein, rief ich, du arme Verlassene! nein! Und wer wollte dir etwas Uebles thun? Du bist ja unschuldig. Ich umfaßte das Mädchen, und mein Herz verging in dem tiefsten Mitleiden.

Wahrscheinlich verstand sie meine Bewegung unrecht; sie wurde wieder ruhig, und setzte sich. Ich setzte mich neben sie, und hatte doch so viel Besinnung, daß ich das einzige Mittel, mich zu erholen, ergriff. Sie mußte mir ihre Geschichte noch einmal erzählen, und während der Zeit faßte ich mich so ziemlich.

Lächelnd, und mit einem Händedruck — Sie sollten wissen, was mir dieses Lächeln kostete! — sagte ich: du bist ein so hübsches Mädchen; und wenn du so treu seyn wolltest, als du hübsch bist, so . . . Wenigstens würdest du es bei mir besser haben, als hier. — „Ja das glaub' ich," sagte sie lachend; „bei einem so hübschen Herrn, wie Sie, hat man es nicht schlimm." — Wie ich sage, fuhr ich fort; wenn ich mich darauf verlassen könnte, daß du mir treu bliebest . . . — „Da müßten Sie mich aber ganz erhalten!" fiel sie ein. — Recht gern, mein Kind, wenn du mir treu bleibst. — „O, wahrhaftig!" schwor sie. „Meinen Sie denn, daß Freude dabei ist, wenn ich . . . Aber," unterbrach sie sich selbst; „das kostet viel!" — Nun? sagte ich

jetzt wirklich lächelnd, über die großen Kosten; ich würde mein Leben verschleudert haben, um meine Schwester zu retten. Nun? Laß uns einmal rechnen, wie viel es kosten würde. — Sie rechnete, und mich überlief ein Schauder. Ach, für wie wenig verkauft der Mensch seine Glückseligkeit! Für die elendesten Bedürfnisse des Lebens giebt meine Schwester sich der Schande hin; und mein Vater hat so viele Tausende! Ich sprang, von diesem Gedanken ergriffen, auf.

„Sehen Sie wohl?“ sagte sie. „Aber für weniger kann ich nicht leben!“

O Mädchen, rief ich, noch immer halb außer mir; wenn du schwörst, mir allein treu zu seyn, und Wort hältst — ich will dir doppelt, dreifach die Summe geben, die du forderst.

„Sie haben mich zum Besten; das seh ich wohl,“ sagte sie, und wollte an die Thür.

Ich sprang hinzu, legte ihr zwei Louisd'or in die Hand, und rief: du bist mein; aber von diesem Augenblicke an. Willst du? — Sie war verwundert, schwieg erst, und fragte

dann sehr furchtsam: „ist es denn gewiß Ihr Ernst?"

Aber du gehst sogleich mit mir, jetzt auf der Stelle. Packe deine Sachen zusammen.

Sie erwiederte leise: „ich habe nichts. Selbst dies (auf ihre Kleidung zeigend) ist nicht einmal ganz mein." — O, sagte ich, nicht einmal Kleidung hast du von deinem Gewerbe? Ich gab ihr so viel Geld, daß sie der Wirthin die Lumpen bezahlen konnte. Sie ging auf einige Minuten hinunter, und ich schlug unterdessen die Hände vor Jammer zusammen. Als sie mit einem fröhlichen Gesichte zurückkam, fragte ich sie: bist du in Mannheim bekannt? (Sie bejahete.) Nun, so komm! Ich will ein Paar Zimmer in einem ehrlichen Bürgerhause für uns Beide miethen. Aber ein stilles, gutes Haus, wo rechtschaffne Leute wohnen. Weißt du so eins? Sie zuckte schweigend die Achseln; endlich sagte sie, „die Leute nehmen mich nicht auf!" Es war mir, als ob ein Dolchstoß durch mein Herz führe. Man verweigert meiner Schwester ein Obdach! — O, mein Vater, hättest du das gehört! Gott behüte dich davor!

Glücklicher Weise dachte ich an einen Bekannten, einen ehrlichen, geschickten alten Mann, einen Mechanikus, der mir verschiedene Instrumente gemacht hat. Ich war bei dem Manne oft stundenlang gewesen, um seiner Arbeit zuzusehen; dafür hatte er eine Art von Neigung zu mir gefaßt. Seine alte, taube Frau, und ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, zum Verschicken, machten seine ganze Haushaltung aus. Zu dem ging ich, und er nahm mich gern auf, da ein Paar Zimmer bei ihm leer standen. Ich gab das Mädchen für eine weitläuftige Verwandtin von mir aus, die ich hier in unglücklichen Umständen angetroffen hätte. Schon gut, schon gut! sagte der alte Mann, und zeigte mir eine neu erfundne Sonnenuhr. Nach einer Stunde war ich auf meinen zwei Zimmerchen eingerichtet. Noch diesen Abend kaufte ich Leinewand, Zeuge zu Kleidern, zu Hauben; und am folgenden Morgen war die Unglückliche in voller Arbeit, sich Wäsche und Kleider zu nähen.

Meinen Bedienten ließ ich im Gasthofe,

und ich selbst nahm einen fremden Nahmen an. Das Mädchen wunderte sich, als ich sie bat, ihre Kleidung so ehrbar, so anständig zu machen, wie möglich. Sie schüttelte furchtsam den Kopf, und sah mir mit großen Augen in das Gesicht, als ob sie meine Absicht errathen wollte. Mein Kind, sagte ich sanft, aber ernst: es ist meine Absicht, daß du glücklich werden sollst. Dein Vater hat dich verlassen; ich will versuchen, ob ich ihn dir ersetzen kann. Du gefällst mir; aber ich hasse die Liederlichkeit. Führe dich von jetzt an ehrlich auf, liebes Mädchen, und du sollst sehen, daß du viel glücklicher werden wirst, als du vielleicht glaubst.

Sie versprach mir, mit allen Zeichen der Schüchternheit, ehrlich zu seyn. Aber, ach, von Rührung, von Reue, sah ich keine Spur. Ein- oder zweimal war sie sogar frech genug, mich locken zu wollen; und ich mußte dazu schweigen, weil ich zitterte, daß ihr das Leben bei mir nicht gefallen, und daß sie mir entlaufen möchte. Ich machte ihr die reitzendsten Hoffnungen zu einem Leben, wobei es ihr an

nichts fehlen sollte. Sieh, sagte ich: hier kennt dich fast jeder; deshalb muß ich heimlich mit dir seyn. Aber sobald meine Geschäfte hier zu Ende sind, sollst du mit mir reisen. Dann will ich für dein Vergnügen sorgen; dann sollst du dich putzen, und leben, wie du wünschest. Ich mußte ihr sogar liebkosen, und ihr Gesicht schön nennen, um sie in guter Laune zu erhalten. Bei dem Allen fürchtet sie mich aber. O, daß ihre Scham so unwiederbringlich verloren, daß bei meiner Schwester alles Gefühl so gänzlich erstorben ist! Ich gehe oft im Nebenzimmer umher, und ringe vor Verzweiflung die Hände.

Ach, ich schaudere, wenn ich bedenke, daß ich auf dem Wege war, auch Luisen zu verführen; wenn ich bedenke, daß eine Tochter von mir und — O, auf den Knieen danke ich dem Himmel, daß Luise mein ist, daß es noch in meiner Gewalt steht, ihr meine Hand zu geben. Denken Sie Sich den Fall: ich hätte Luisen verführt und vergessen, ein andres Mädchen geheirathet, dann erst meine Schwester gefunden, und aus dieser Begebenheit ge-

lernt, wie fürchterlich die Vorsehung den Leichtsinn bestrafen kann! O, mein Herz vergeht bei dem Gedanken. Nein, ich würde Luisen meine Hand geben, und wenn die tiefste Schande ihr Heirathsgut wäre. Das habe ich meinem Vater geschrieben; aber, ach! meine Gründe dazu muß ich ihm auf ewig verhehlen.

O, antworten Sie, rathen Sie! Wohin bring' ich meine unglückliche Schwester? Nehmen Sie mir ja um des Himmels willen nicht alle Hoffnung, daß sie noch glücklicher werden kann, als sie ist. Wie verlösche ich die Schande wieder aus ihrem Busen? Geben Sie der Unglücklichen das Gefühl ihrer Schande wieder, und ich will Sie wie meinen Schutzengel anbeten. Ich kann jetzt nicht denken. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich bitte: daß ich meine unglückliche, verlassene Schwester zu Ihnen nach Kassel bringen darf. Da ist wohl ein Ort, wo sie sich verbergen kann, wo sie — der Barmherzige gebe es! — sich bessert. — Von hier muß sie weg. Ach, mit heißer Sehnsucht wart' ich auf Ihre Antwort.

Schreiben Sie mir bald. Meine Ruhe hängt an Ihrem Briefe.

Mannheim.

Ich Unbesonnener! Mein Vater ist hier! Welch ein Zusammenschlag von Begebenheiten! Ich, ich, mußte ihn zu der bittersten Minute seines Lebens führen! O, werde ich mir das je vergeben? Ich! ich! Denn schrieb ich ihm nicht von hier? schrieb ich ihm nicht so dringend? — Da wirft er sich in den Wagen, eilt hieher, was die Pferde nur laufen können, und das erste, was ihm am Pfälzer-Hofe, wo ich logirt hatte, zu Gesicht kommt, ist unglücklicher Weise mein Bedienter. „Wo ist mein Sohn?“ fragt mein Vater. Der Bediente erblaßt, zittert, sucht Ausflüchte. Mein Vater drohet aber; und der furchtsame Bursche verspricht, ihn zu mir zu führen. „Ist er schon verheirathet? komm' ich noch früh genug?“ das sind die einzigen Fragen, die mein Vater unterweges thut. Mein Bedienter versichert, daß ich noch unverheirathet bin.

Ich sitze ruhig auf meinem Zimmer, und zähle die Minuten, bis ich von Ihnen Antwort bekomme. Die Thür fliegt auf, und mein Vater stürzt ohne Athem zu mir herein. O, die Nachricht von seinem Tode hätte mich nicht so erschrecken können, wie jetzt sein Anblick. Er — seiner Tochter so nahe, nur durch eine Wand, durch eine Thür von ihr getrennt! „Deine Farbe verräth deine Schuld!" rief er mir entgegen. Ich fühlte an der Kälte in meinem Körper, daß ich bleich geworden war; indeß faßte ich mich, so gut ich konnte. Lieber Vater, sagte ich zärtlich; ich bitte, seyn Sie ruhig. Gewiß, ich will thun, was je ein Mensch für einen andern gethan hat. Ich sprach leise: denn ich hörte, daß die Unglückliche im Nebenzimmer einen Stuhl rückte; und sie sollte nichts von der Unterredung verstehen.

„Wohl!" sagte mein Vater; „wohl, mein Sohn! Ich will ruhig seyn; aber unter der Bedingung, daß du sogleich, wie du hier bist, mit mir reisest. Deine Sachen mag dein Bedienter besorgen; denn, bei Gott! aus

den Augen lass' ich dich nicht." Sie sehen selbst, das war unmöglich. Ich konnte seine Tochter nicht wieder in die Schande hinausstoßen, wenn ich auch Luisen hätte auf einige Tage verlassen wollen. Lieber Vater, sagte ich nach einigem Besinnen, mit einem Tone, dem er Liebe, Rührung und Mitleiden anhören mußte: glauben Sie mir diesesmal; trauen Sie mir! Jetzt mit Ihnen zu reisen, ist mir durchaus unmöglich. Ich bin gewiß entschlossen, alles in der Welt zu thun, was je ein Sohn, was je ein Mensch gethan hat. Das betheure ich Ihnen. O, mein Vater, ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie: erlauben Sie mir nur zwei Stunden, ein Geschäft in Ordnung zu bringen, zu dem Menschlichkeit, die heiligste Pflicht, mich auffordert. Dann geh' ich, wohin Sie wollen. — (Ich war wirklich entschlossen, wenn ich seine Tochter unter der Aufsicht eines ehrlichen Mannes zu Ihnen nach Kassel abgeschickt, und an Luisen geschrieben hätte, mit ihm zu reisen.)

„Dein Vater kann deine Geschäfte wohl

wissen," sagte er, halb aufgebracht. „Was ist es für ein Geschäft?"

Das heiligste in der Welt, das allerheiligste, wobei — Gott ist mein Zeuge! — ich gar nicht interessirt bin. Aber Sie, mein Vater, dürfen, können es nicht wissen. Unmöglich! — Ich faßte seine Hand, und wollte sie an meinen Mund führen; er riß sie aber weg, und rief erhitzt: „nicht wahr? du willst das Mädchen, mit dem du ausschweifender Mensch lebst, erst in Sicherheit bringen und dann hohnlachend deinem Vater folgen. Mit nichten. Entweder du reisest sogleich, auf der Stelle, mit mir, oder ich ruhe nicht, bis ich die Kreatur aufgefunden habe; und — wenn ich sie öffentlich auspeitschen lasse, dann will ich doch sehen, ob du noch mit ihr leben willst!"

Ich verstand nur halb, was er sagte, weil ich im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm. Mir fiel ein, daß meine Schwester das alles auf sich ziehen mußte; und meine Verlegenheit nahm stufenweise zu, bis sie Höllenangst wurde. Ich zitterte, und hob meine Hände auf. In dem Augenblicke hörte ich die Thür neben

mir, welche auf den Saal geht, öffnen. Nun sprang ich neben meinem Vater zur Thür hinaus, mit dem Entschlusse, die Unglückliche zu retten, was es auch kosten möchte.

Ich hatte mich nicht geirrt. So eben wollte sie, mit einem Pack Kleider unter dem Arme, davon; doch ich ergriff sie. Mein Vater kam mir nach. Wohin? fragte ich; wohin? Geh in dein Zimmer! Wilhelm! rief ich meinem Bedienten zu: bei Gott! ich ermorde dich, wenn du das Mädchen gehen lässest! — Das Mädchen flog in ihr Zimmer zurück; aber mein Vater hinterdrein. „Du bist also," fragte er, sie betrachtend, „das reitzende, seelenvolle Geschöpf, um das dieser Mensch hier . . ." —

Ich beschwöre Sie, Vater, sagte ich, — o, ich hätte mit diesem Tone die ewige Gerechtigkeit erweichen wollen! — ich beschwöre Sie, gehen Sie mit mir auf mein Zimmer. Er drängte sich neben mir weg, auf das Mädchen zu, das zitternd sich in einen Winkel drückte. „Hier will ich bleiben, hier! Rede Mädchen!" Ich warf mich meinem Vater zu

Füßen; ich that — o, was that ich nicht, seiner zu schonen! Das Mädchen bestärkte ihn noch mehr in seinem Irrthume. Sie sagte: „ich habe mich ihm nicht angeboten; er hat mich beredet, mit ihm zu leben. Lassen Sie mich gehen. Was weiß ich davon, daß er noch einen Vater hat! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben.“

„Louis!“ rief mein Vater mit Abscheu. „O Gott! Mein Sohn, dieses Weibsbild?“ (Er ging, die Hände ringend, umher.) „Ist es möglich? o, ist es erhört? Dieses Weibsbild!“ So rief er wechselsweise, und ich zitterte am ganzen Körper. Auf einmal rief mein Vater dem Mädchen zu: „nimm deine Habseligkeiten, elende Kreatur, und laß dich hier nicht wieder sehen!“ Das Mädchen sprang auf, raffte einige Kleider zusammen, und wollte davon. Ich war außer mir, und rief in Verzweiflung: nein! das Mädchen bleibt hier! Bei Gott, das Mädchen bleibt hier; und sollte es mein Leben kosten! — Sie wollte neben mir weg; ich hielt sie aber, und mein Vater faßte meine linke Hand. Nun

riß ich mein Jagdmesser von der Seite, und rief dem Mädchen zu: in die Ecke dort! Sie flog zurück, und ich schloß die Thür ab. Es war ein gräßlicher Auftritt.

Mein Vater kreuzte die Arme über die Brust, sah mir lange mit einem niederschmetternden Blick in das Gesicht, und sagte endlich langsam, mit einem tief verachtenden Tone: „Louis, du bist ein elender Mensch geworden!“

Sie irren, mein Vater. Das Mädchen ist meine Geliebte nicht; das schwöre ich Ihnen.

Er lachte bitter. „Nicht? Nun, so laß sie gehen, ehrlicher Mann.“

Das allein kann ich nicht, mein Vater. Aber glauben Sie mir, dies ist nicht das Mädchen, das Sie suchen.

„Nicht? . . . He! Mädchen, wie bist du zu diesem Menschen gekommen?“

Das Mädchen weinte vor Angst. Lieber Himmel, er versprach mir meinen Lebensunterhalt, wenn ich mich mit keinem Andern als mit ihm abgeben wollte.

Mein Vater sah mich wieder zerschmetternd an, und rief mit bitterem Hohne: „Lügner!“

Mein Vater! (Ich verlor mein kaltes Blut; doch faßte ich mich bald wieder.) Da steht mein Bedienter. Ich muß Sie bitten, mich auch mit dem zu konfrontiren.

Mein Vater verstand mich nicht. „Niederträchtige Menschen,“ sagte er bitter, „konfrontirt man wohl sogar mit Gebrandmarkten. Was hast du noch zu verlieren?“

Mein kaltes Blut und meine Liebe zu Ihnen! Sie verstehen mich nicht. Wilhelm! Erlauben Sie, mein Vater. Kennst du dies Mädchen? (Er antwortete: nein.) Kennst du ein Mädchen, mit dem ich seit zwei Jahren umgehe, und das ich mehr als mein Leben liebe? Rede!

Ach, Mamsell Luise, sagte Wilhelm furchtsam, als ob er sich scheuete, mich zu verrathen. Mamsell Luise, bei der wir in Heidelberg wohnen. — (Mein Vater stand mit untergeschlagenen Armen erwartend da.)

Wilhelm, sag' alles, was du von mir weißt, und was du von dieser Geschichte denkst. Mir selbst will mein Vater nicht trauen. Rede!

Ja, sagte der arme Mensch sehr furchtsam: woher Sie dieses Mädchen kennen, weiß ich nicht. Liederlich sind Sie niemals gewesen; aber verliebt in Mamsell Luisen, das sind Sie, glaub' ich, bis zum Sterben. Mit dieser da sind Sie doch wohl erst seit vierzehn Tagen bekannt, da Sie hier eingezogen sind. Mehr weiß ich nicht.

Ich sah meinen Vater an, der die Stirn gerunzelt hatte. Mein Brief an Sie, Vater, ist gerade so alt, wie meine Bekanntschaft mit diesem Mädchen, und ich schrieb Ihnen von einer langen Liebe zu einem vortrefflichen weiblichen Geschöpfe. — Er runzelte die Stirn noch mehr, und fragte: „aber, was hast du mit dieser Person?"

Mein Vater, erlauben Sie Ihrem Sohne nur Ein Geheimniß. Ich darf es Ihnen nicht sagen.

„So laß sie gehen. Louis, laß sie gehen, und komm mit mir nach Hause; denn aus deiner Heirath wird nichts. Louis, was soll ich von dir glauben?"

Vater, keine menschliche Macht wird mich

von diesem Mädchen trennen, so wenig wie irgend eine Macht meine Heirath mit Luisen hindern kann.

„Das wird sich finden!“ sagte mein Vater spöttisch. „Laß mich mit dem Mädchen allein; ich befehle es dir.“

Nein, mein Vater; bei diesem Mädchen lass' ich keinen Menschen allein, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rollt. Das Mädchen steht unter meinem Schutze.

Mein Vater sah mich mit Verwunderung an. „Nun wohl! du magst gegenwärtig bleiben. Rede, Mädchen: wer bist du?“ — Nicht wahr, lieber Winter, ich durfte sie nicht antworten lassen? Ich sprang vor sie hin, hielt ihr mein Jagdmesser vor das Gesicht, und rief: ein Wort; und du bist des Todes! Das Mädchen schrie. Sie sehen, mein Vater — (ich warf mich ihm zu Füßen) — Sie sehen, es ist hier alles fürchterlich. Ich bitte Sie, machen Sie mich nicht zum Mörder. Fragen Sie nicht wieder, mein Vater. Gehen Sie; in zwei Stunden bin ich bei Ihnen.

„Nicht ohne dich,“ sagte mein Vater be-

troffen; „nicht ohne dich. Ich will doch sehen, ob mein Sohn mir etwa den Weg mit dem Dolche zeigen wird!"

Um Gottes willen! Lassen Sie mich doch fort! rief das Mädchen dazwischen.

Mein Wilhelm weinte. Er warf sich vor meinem Vater auf die Kniee. Herr Geheimerath, sagte er; lassen Sie es doch gut seyn! (Er streckte seine Arme nach mir aus.) Ach liebster Herr Brûder, folgen Sie ...

In diesem Augenblicke rief das Mädchen: das ist mein Vater!

Ich warf mich mit einem Schrei an meines Vaters Brust. Er fragte erschrocken: „was ist denn?" — Als er das Mädchen einige Augenblicke angesehen hatte: „Wie? ich dein Vater? Wie heißt du?"

Ich erwartete die Antwort nicht, und stürzte zur Thür hinaus. Wilhelm, der noch immer nicht weiß, was vorgegangen ist, folgte mir. Ich ging die Straße ängstlich auf und nieder. Nach einer Stunde kam Wilhelm, und bestellte mir von meinem Vater, daß er heute in meinem Zimmer bleiben wol-

le; ich möchte in den Gasthof gehen. Ihrem Herrn Vater standen Thränen in den Augen, setzte Wilhelm hinzu. Was ist denn vorgefallen? — Ich ging in den Gasthof, und habe nun die ganze Nacht hindurch geschrieben. Es ist bald Morgen. Ich zittre vor dem Tageslichte, wie vor der allgemeinen Zerstörung. Schrecklich, schrecklich!

Mannheim.

Mein Vater ist einen Augenblick bei mir gewesen. O Freund, wie ehrwürdig macht die Reue! Er blickte, als er in das Zimmer trat, zu Boden, blieb an der Thür stehen, und sagte dann sanft und bewegt: „Louis!" Ich warf mich an seine Brust. Er umfaßte mich schweigend, ohne mich anzusehen, und es rollten Thränen über seine ehrwürdigen Wangen. Das war mir zu viel. Ich warf mich ihm zu Füßen, küßte seine Hände, benetzte sie mit Thränen, und sagte: o mein theurer, ehrwürdiger Vater!

Er hob in tiefer Rührung seine Augen gen Himmel, und richtete sie dann zärtlich

auf mich. „Ich bin,“ sagte er, „für den Leichtsinn meiner Jugend bestraft. Louis, nütze die reuenden Thränen deines Vaters, welche die Vorsehung dich sehen ließ. Ich bin“ — das sagte er schluchzend; und ich beugte mein Gesicht noch tiefer — „ich bin hart, sehr hart bestraft! O Himmel! so hart, daß mein Sohn zu meinen Füßen liegt, um mich nicht zu beschämen.“ Sie können sich keinen Begriff von meiner Empfindung machen. Ich umfaßte seine Kniee, drückte sie an meinen Mund, und weinte laut.

„Ich bitte dich, mein Sohn, — ach befehlen darf ich nicht mehr — ich bitte dich: erwarte mich hier. Erst will ich meine unglückliche Tochter retten. Morgen bin ich wieder bei dir.“ Mein Herz schwamm in Thränen. Er ging; und, wie Wilhelm mir sagt, ist er mit seiner Tochter abgereist.

Ich bin auf der Folter; denn kann ich ihm jetzt ein Wort von Louisen sagen? O Gott!

— — — —

Mein theuerster Freund, ich setze diesen

Brief in Heidelberg fort. O, was hab' ich Ihnen zu sagen! — Mein Vater kam am folgenden Tage, spät, zurück, wie er es mir gesagt hatte. Ich wollte ihn sprechen; aber einzelne Seufzer, halbe Worte waren alles, was ich aus ihm bringen konnte. Er legte oft die Hand auf sein Herz, als ob er da Schmerzen fühlte. Endlich sagte er: „morgen mehr, mein Sohn!" und ich ging.

Ich hörte noch, daß er Postpferde für den folgenden Morgen bestellte, und ließ es geschehen. O, mit seinen Thränen hätte er mir das Versprechen ablocken können, nicht mehr an Luisen zu denken. Ich schrieb an Luisen, und versprach ihr, bald zurückzukommen.

Am folgenden Morgen trat mein Vater zu mir in das Zimmer, und sagte sanft, ohne allen Vorwurf: „nun Louis; die eine neue Tochter kenne ich. Wir wollen nach Heidelberg; ich muß auch die zweite, deine künftige Frau, kennen lernen. Laß uns eilen!"

Das hatte ich nicht erwartet. O, sagte ich mit freudiger Rührung: Sie geben mir Ihren Segen?

„Den Segen, den ich habe, mein Sohn," antwortete er betrübt. „Zwar kam ich mit dem Entschlusse hierher, deine Heirath zu hindern; aber ich habe die eine Tochter aufnehmen müssen: und die andre, die du mir geben willst, wird ja mein Herz nicht noch einmal zerschmettern. Eines Bauern Tochter, wie du schreibst. Noch vor einigen Tagen zitterte ich vor diesen Worten. Gott im Himmel! wenn die andere eines Bauern Tochter und noch unschuldig wäre — knieend, ehrerbietig, wollt' ich sie gesegnet haben. O mein Kind, mein Kind! rief er jammernd; mußtest du die Verführung deiner Mutter so hart an mir bestrafen!" Er ging wieder in sein Zimmer.

Mein Herz war zerrissen; ich konnte mich nicht einmal freuen, daß Luise nun mein war, konnte an nichts denken. Wir sezten uns schweigend in den Wagen. Mein Vater lehnte sich in die Ecke, und verschloß die Augen. Ich mochte seinen Schmerz nicht stören, und schwieg, bald mit Entzücken, bald mit tiefem Leiden in meiner Seele. In der

Stadt mußte ich den Wagen halten lassen, weil auf dem schmalen Fahrwege am Nekkar keiner umwenden kann. „Nun führe mich, lieber Sohn,“ sagte mein Vater schmerzhaft lächelnd. Ich faßte zitternd seine Hand. „Zittre nicht, mein Sohn,“ sagte er; „seit vorgestern kann mir nur noch Glück in der Welt begegnen.“

Wir kamen vor die Hütte, in der ich wohne; er schüttelte schweigend den Kopf, und ging langsam, ängstlich, die Treppe hinauf. Als ich die Thür öffnete, flog Luise mir entgegen, und rief: O, mein Geliebter! — Luise, sagte ich: hier bring' ich dir . . .

„Das ist sie?“ rief mein Vater, und trat über die Schwelle; „das? Mamsell Edel?“

Jetzt erst fiel mir ein, daß mein Vater Luisen schon kannte. — Der Nahme war erdichtet, mein Vater, sagte ich. Sie ist wirklich die Tochter eines Landmanns! — „O,“ erwiederte er: „laß ihn gewesen seyn, was er will. Ich kenne einen Vater; der hat auch eine Tochter, die . . .“ — Er brach ab. „Mein Kind, meine geliebte Tochter!“ rief er, und

drückte Luisen an sein Herz. Sie wollte vor ihm niederknieen; er hob sie aber immer wieder auf. „O bleib, meine Tochter! bleib an meinem Herzen liegen! Ueberströme meine Brust mit deinen Thränen; sie thun mir wohl. Ich danke Gott, mein Kind, daß ich eine Tochter habe, die Gefühl für Thränen hat.“ (Er drückte sie immer wieder und fester an sich.) „Bleib! Dich kann ich mit Freudenthränen an mein Herz drücken.“ Der Auftritt war für Beide zu erschütternd. Luise verlor die Farbe, und wollte sich halten, vermochte es aber nicht. Sie sah mich an; ihr Auge erlosch, und sie hing ohnmächtig in meines Vaters Armen.

Ich lehnte sie in einen Stuhl. Er umfaßte mich, legte seine Hand auf mein Haupt, küßte Luisens blasse Lippen, und sagte mit feierlichem Tone: „jetzt segne ich.“ Luise erholte sich wieder. Als endlich der erste Sturm der gewaltsamen Leidenschaft beruhigt war, wurde die Freude, das Entzücken feiner, zarter, und rührender. O, Sie glauben nicht, welche Stunden das waren!

Jetzt geht Luise immer mit meinem Vater. Er umarmt, er segnet sie, und weinet Freudenthränen. Ich bin beinahe vergessen, von Beiden vergessen. Jetzt muß sie ihm ihre Begebenheit mit mir erzählen; er horcht, er lächelt, und umarmt sie aufs neue. Dann muß sie ihm vorspielen, vorsingen, vorlesen. „Mein Sohn," sagte er gestern Abend; „du gabst mir zwei Töchter. Die eine ist so edel, so gut, so gebildet; und die andre . . ." — Ich lasse den Gedanken nicht bei ihm aufkommen.

Luisens Mutter ist hier, und nun haben wir einen neuen Tag der Freude. „O," rief er, als er die Mutter an dem Herzen der Tochter weinen und beten sah: „o, ich Unglücklicher! ich durfte nicht beten!"

— — — —

Wie Sie sehen, schreibe ich in Absätzen. Ich kann der Freude nur Augenblicke stehlen. Heute wurde Luise meine Frau. Meine Schwester ist Braut. Mein Vater hat seine Stelle niedergelegt, und mir Walldorf abgetreten. „Ich will," sagte er mir, „die Tage, die ich noch zu leben habe, meiner un-

glück-

glücklichen — ach durch mich unglücklichen! — Tochter widmen. Möge Gott es mir gelingen lassen, mit meinen Thränen Gefühl in ihr Herz zu weinen! Und gelingt mir das, mein Louis; weint die Unglückliche die erste Thräne: so bring' ich sie dir nach Walldorf, und sterbe getröstet. Deine unschuldige Luise mag sie dann weiter bilden."

Morgen gehen wir ab. Meinen guten Schwager Hannes nehme ich mit nach Walldorf. Ich Glücklicher! ich gehe erst mit meinem Vater, dann über Kassel. O, werden Sie sagen, wenn Sie Luisen sehen: du glücklicher Mensch! Adieu.

Nachschrift.

Diese Begebenheit ist wörtlich wahr, bis auf die Form, worin sie erzählt ist. Mein Freund gab sie mir nach dem Tode seines Vaters, den der Gram über seine unglückliche Tochter früh in das Grab brachte. Die Unglückliche erhielt zwar ihr Gefühl wieder;

aber erst in der Todesstunde ihres Vaters, die ihr Herz gewaltig erschütterte. „O,“ sagte der Vater auf seinem Sterbebette: „könnten doch alle Jünglinge meine Begebenheit wissen!“ — „Und alle Mädchen die meinige!“ setzte Luise hinzu; „denn es waren nur Zufälle, durch die ich glücklicher wurde, als die Mutter seiner unglücklichen Tochter!“ — Und deine reine Unschuld, meine geliebte Luise! sagte mein Freund. — Aber erfahren, dachte er, soll die Welt diese Begebenheit. Vielleicht wird ein Mädchen oder ein Jüngling dadurch gerettet; und dann sind die Thränen meines Vaters nicht unnütz geweint.

Er theilte mir seine und Luisens Begebenheit mit. Was Gutes an diesen Briefen ist, verdanke ich seinen Erzählungen und den Thränen seiner Gattin, die mich begeisterten. Ganz schlecht können sie wohl nicht seyn; denn ich schrieb mehr nach, als ich erfand.

II.

Die väterliche Gewalt.

L * * *.

Hier bin ich wieder, mein Lieber. Ich wünschte, Sie hätten wahrgesagt, ob ich gleich alsdann die Schuld des abscheulichsten Zwistes, des Zwistes zwischen Vater und Sohn, tragen würde. Sie kennen mich; Sie selbst haben ja mit meiner vortrefflichen Mutter mein Herz gebildet. Sagen Sie, ob es dessen fähig ist, was Sie zu glauben scheinen. Nein, Sie wissen die Verhältnisse nicht, in denen ich lebe. Sie haben meinen Vator nur Einmal gesehen, und das in Gesellschaft meiner Mutter, in deren Gegenwart allein er sich seiner Fehler schämte. Es thut nicht gut.

Geben Sie Acht, es thut nicht gut! Ich lebe kaum seit vier und zwanzig Stunden wieder in meines Vaters Hause, und wünsche schon, daß ich bei meinem Vorsatze geblieben wäre. Es würde für uns Alle besser gewesen seyn.

„Daß ein Sohn seinen Vater verläßt!“ Ich fühle das Gewicht dieser Worte. Aber wäre es nicht besser, als daß der ewig fortgesetzte, kleine Zwist in Haß und Feindschaft ausartet? Und wird es, muß es dahin nicht endlich kommen?

O, mein Freund, man rechnet diese kleinen häuslichen Leiden für nichts, lacht darüber, zuckt höchstens die Achseln, und sagt: es ist nun einmal nicht anders. Die Welt scheint sonst kein Elend zu kennen, als Verlust des Vermögens, der Ehre, als Ketten und Bande. Die feinen, spitzen Stacheln, welche die Uneinigkeit einer Familie mit jedem Momente in das Herz drückt, und welche das Herz nie heil werden lassen, achtet man für gar nichts; doch ich — ich habe ihre Gewalt empfunden! — Wäre mein Vater arm geworden,

ich würde vom Morgen bis in die Nacht für ihn gearbeitet, und er mich dafür geliebt haben. Dann wären wir glücklich gewesen. Nicht selten hebt sich unter dem zerschmetternden Schlage des Elendes die Tugend desto stärker empor; doch diese leichten, immer fortdauernden Stöße einer geheimen Erbitterung können sie — das fühl' ich — gänzlich vernichten.

„Es ist Ihr Vater, und Sie haben Unrecht!" schreiben Sie mir. Aber darf denn ein Sohn niemals Recht gegen seinen Vater haben? Hören Sie denn. Sie kennen meinen Vater nicht. Er ist durch eine fleckenlose Redlichkeit und anhaltenden Fleiß aus einem Schiffsjungen einer der reichsten Kaufleute hier in L * * * geworden, und hat sich durch unbeschreibliche Pünktlichkeit und Ordnung einen unerschütterlichen Kredit bei allen bekannten Häusern verschafft. Diesen beiden Tugenden, seiner Pünktlichkeit und seiner Redlichkeit, verdankt er sein ganzes Glück; und es ist sehr menschlich, daß sie ihm auch bei Andern viel gelten. Aber mein Vater übertreibt;

diese Pünktlichkeit, diese Ordnung gelten ihm anstatt aller Tugenden. Alles in der Welt ist bei ihm eine Form geworden, von der er um keinen Preis abweichen würde. Nach den Regeln, die er aus seiner eigenen Erfahrung abgezogen hat, beurtheilt, behandelt er Alles, ohne jemals irgend einem Menschen nachzugeben. Sie können leicht denken, welchen großen Werth er bei dieser Art zu denken in den Reichthum setzt. Er haßt alles, was neu ist, und es geht in unserm Hause so zu, wie es in seiner Jugend bei seinem Lehrherrn zuging, in ununterbrochener ewiger Ordnung. Die Gerichte für alle Tage im Jahre sind bestimmt; jeder Glockenschlag hat bei uns seine Geschäfte. Den ersten Oktober zieht alles im Hause Winterkleider an, und sollten wir zerschmelzen. Ich will Ordnung, sagt mein Vater, und wenn zehn Sonnen am Himmel ständen. — Kleinigkeiten! werden Sie sagen. Ich sagte das auch, und trug geduldig, als ich nach dem Tode meiner edlen Mutter von dem Landhause zu ihm in die Stadt mußte; aber seit diesem Augenblicke war meine Ruhe dahin.

Nicht lange, so ging ich meinem Vater zu modig gekleidet. „Die verdammte Windbeutelei!" rief er mir in Gegenwart des Gesindes laut entgegen, wenn ich so gekleidet war, daß ich mich konnte sehen lassen. „Auf deinem Harlekinsrocke steht mit großen Buchstaben: Fallirt!" Stahl ich mich einmal in das Schauspiel, und die alte Judith, die nichts kann als zanken und beten, erfuhr es, so erhob sich ein Gewitter auf ganze Wochen. Ich war ein Freigeist, weil ich bei der stundenlangen Predigt gähnte, die Judith jeden Sonntag der ganzen Familie vorbuchstabirt. Las ich, und mein Vater überraschte mich dabei, so fragte er: „wie viel bringt dir das Geschäft?" Ich gab das Zeichnen und Mahlen auf, stahl mich nur des Abends an das Klavier, und versteckte meine Bücher unter den Kleidern. Mit übermenschlicher Geduld arbeitete ich auf dem Comptoir; und dennoch machte ich nie etwas recht. „Ja, ja!" sagte mein Vater, wenn er Briefe von mir nahm: „da haben wir's! Kaufmannsbriefe

in Poesie, Wechsel in Versen!“ und das alles in Gegenwart der Leute, sogar Fremder.

Dennoch hielt ich aus. Meine Schwester sagte oft: mach es wie ich! Sie ging wohin sie wollte; bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande: in die Kirche zu fahren, eine alte Tante zu besuchen, u. s. w. Sie las, und außerhalb des Hauses wurde für sie gesponnen. Mein Vater liebt sie unbeschreiblich, weil sie scheinbar so fleißig, bürgerlich und altfränkisch ist; und die alte Judith verräth nichts, weil sie sich vor meiner Schwester fürchtet. Wohl hundertmal nahm ich mir vor, zu heucheln; aber ich konnte nicht, und duldete lieber. Mein Vater hat eine so hohe Meinung von den väterlichen Rechten, daß er Widersetzlichkeit der Kinder in jedem Falle für eine Unmöglichkeit hält. Das ist sein Charakter; und nun bedenken Sie, wie ich geduldet haben mag, daß er selbst sagen konnte, und oft sagte: „der Wilhelm ist ein Windbeutel, Judith; aber doch gehorsam, auf den Wink gehorsam!“ Das will bei meinem Vater etwas sagen.

Nun zu der Begebenheit, die mich aus meines Vaters Hause trieb.

Hier am Gymnasium stand ein alter würdiger Schullehrer, Silbermann, der für die Erziehung und den Unterricht der hiesigen Kinder viel gethan hat. Er war ein Mann von reiner Bildung des Geistes und Herzens, ein wenig rauh von außen, aber ein sehr edler Mensch. Ich habe ihm vielleicht Alles, was ich weiß, zu danken. Er war ein weitläuftiger Verwandter meines Vaters, der ihn zuweilen, doch ohne seine Familie, zum Essen einladen ließ, und sich dann mit dem alten ehrwürdigen Manne jedesmal über den Werth der Gelehrsamkeit zankte. Mein Vater erklärte alle Gelehrsamkeit für gänzlich überflüssig. „Was hilft es, Herr Vetter," fragte er, „daß Sie Griechisch und Hebräisch verstehen? Sie können ja nicht einmal einen Wechsel ausstellen!" So fing der Streit sich gewöhnlich an, und Beide führten ihn mit großer Hitze. Der alte Schulmann starb, und hinterließ seiner Wittwe und seinen zwei Kindern weiter nichts, als eine auserlesene Biblio-

thek, die unter dem Werthe verschleudert wurde. Mein Vater vergaß sogleich seinen Widerwillen gegen den Verstorbenen, und nahm sich der Wittwe in der That mit uneigennützigem Edelmuth an. „So geht es!“ brummte er wohl zu Hause; „Bücher die Menge, und nicht so viel Geld, daß es zum Begräbnisse hinreichte!“ Aber in Gegenwart der Wittwe verschwieg er das alles, um sie nicht zu kränken.

Die Wittwe ließ sich nun bei meinem Vater melden, und wurde in das Zimmer geführt. Ich hatte sie nie gesehen; aber sie nahm mich bei dem ersten Blicke für sich ein. „Ihr Diener,“ sagte mein Vater: „was ist es? Aber kurz, Frau Base! ich muß mit dem Schlage zwei auf das Comptoir.“

Die Frau suchte bei diesem rauhen Tone noch freundlicher zu seyn. Ich bin Mutter, lieber Herr Jahns, hob sie sanft an, und dabei schossen ihr Thränen über die Wangen. Mein Sohn . . .

„Ist ein Windbeutel,“ fiel mein Vater ein; „hat mir nicht folgen wollen: sonst säße er lange auf dem Comptoir, und Sie brauch-

ten hier nicht mit nassen Augen zu stehen. Er könnte Sie schon unterstützen, anstatt daß Sie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten müssen."

Ach, Herr Jahns, sagte die Mutter mit leuchtenden Augen: wenn es nur zureichen wollte, meinem Sohne fortzuhelfen! Er erkennt Ihre Güte mit Dank; aber seine unbeschreibliche Begierde zu studieren . . .

„Baarer, blanker Hochmuth, Frau Base! Studieren? Hunger leiden!"

Das ganze Gymnasium giebt ihm das Zeugniß des verständigsten Fleißes und guter Sitten; und da sein seliger Vater . . .

Eben, Frau Base, nahm Judith das Wort — eben an seinem Vater seliger sollte der Sohn sich spiegeln, und sehen, daß es wahr ist, was in der heiligen Schrift steht: ihre Weisheit ist zur Thorheit worden. Denn das ist doch wohl Thorheit, wobei nichts herauskommt, als Hunger und Kummer, und nach dem Tode Schulden. — Judith war nur erst aus dem Armsessel aufgestanden, und schlüpfte so eben in ihre sammtenen Pantoffeln.

Mein Vater rief ihr verweisend zu: „pfui! zum Teufel, pfui!“ und sie setzte sich wieder — in der Stellung einer Katze, die auf ein armes Mäuschen zufahren will. Er wollte den harten Vorwurf, über den die Frau bleich geworden war, wieder gut machen, legte seine Hand auf die ihrige, und sagte sanft: „nein, nein! ich weiß wohl, Frau Base, das war nicht die Schuld Ihres seligen Herrn. Knappe Besoldung, den ganzen Tag Geschäfte in der Schule; und da ging die Ordnung im Hause unter.“

Mein seliger Mann, sagte sie sehr sanft, achtete das Geld nicht viel.

„Verstand es nicht, liebe Frau Base,“ unterbrach mein Vater sie, mit ziemlich mildem Tone. „Ich habe ihm das tausendmal gesagt. Nun, hat Ihr Sohn noch Lust ein Kaufmann zu werden, so will ich mich seiner als ein Vater annehmen.“

Ach, lieber Herr Jahns, mein Sohn hat nun einmal keine Neigung zur Handlung.

Nicht? fuhr Judith aus dem Armsessel hervor: nicht? Nun, wenn er Handlung und

Handelsleute haßt, so mag er vor die Thüren der Studierten gehen, und da Hülfe suchen. — Mein Vater brummte; und ich — konnte nun nicht länger schweigen. Und Sie, Judith, sagte ich, sollten bei einem alten Junggesellen wohnen, weil Sie nie Neigung zu dem Ehestande hatten. „Was geht es dich an, Gelbschnabel?“ fuhr mein Vater auf. Aber so eben schlug es zwei; und er ging auf das Comptoir.

Trostlos blieb die Frau noch einen Augenblick stehen; dann machte sie der alten Judith eine Verbeugung, schlug den nassen Blick an die Decke, und entfernte sich. Ich bot ihr den Arm, und führte sie. Unten im Hause öffnete ich schnell mein Zimmer, und sie folgte mir, ohne zu wissen, wohin. Sie dürfen, sagte ich, nicht ohne Hülfe weggehen. Ich drang ihr eine Note von einigen hundert Mark auf, und küßte ihr die Hand. Sie sah mich verwirrt an, und machte eine Bewegung, als ob sie mir das Papier zurückgeben wollte. Die Dankbarkeit gegen meinen theuren alten Lehrer, sagte ich, Ihre müt-

liche Liebe, die Härte meines Vaters . . . o, ich bitte, nehmen Sie, und haben Sie nur keinen Widerwillen gegen uns in Ihrem Herzen. Ich begleitete sie an die Hausthür, und war fröhlich wie ein Kind.

Der Himmel mag wissen, wie mein Vater das erfahren hat. Nun entstand eine Scene, die zu widerlich ist, als daß ich sie Ihnen schreiben könnte. Ich sollte sagen, woher ich das Geld hätte. Er errieth es. „Nicht wahr,“ fragte er im höchsten Zorn: „von deiner Mutter, die dich ihr Lebelang verzogen hat?“ Ich blieb Anfangs geduldig; doch endlich brachte mich die alte Judith mit ihren Sprüchen aus der Bibel und ihren Versen aus dem Gesangbuche aus meiner Fassung. Wir erhitzten uns. Judith wollte einlenken; aber es war zu spät. Mein Vater wies mich zum Hause hinaus.

Ich ging — nicht so wohl erbittert, als in der Absicht, diesen Zwiespalt einmal durch etwas Auffallendes zu endigen — auf mein Zimmer, packte ein, und ließ Judith die Hände ringen, seufzen, weinen und beten. „Du

kannst gehen!" rief mein Vater, an den sie sich gewendet hatte, durch die Thür; und ich reiste noch denselben Tag nach B***, zu einem Verwandten meiner Mutter. Da blieb ich, bis Judith denn endlich meinem Vater so lange vorgepredigt hatte, daß er die Hand zur Versöhnung bot. Aber jetzt ist alles schon wieder, wie vorher. Judith ruhet nicht. Sie hat eine fürchterliche lange Weile, die sie nicht anders als mit Zänkereien zu tödten weiß. Adieu. Den Empfang im nächsten Briefe.

L***.

Sie haben Recht; es liegt etwas Rührendes in der Vorstellung: ein Sohn geht hin, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Auch fühlte ich das, ob ich gleich vorhersah, daß es nicht lange dauern würde. Ich fuhr unvermuthet vor meines Vaters Haus. Judith empfing mich mit einem Freudengeschrei, und mit Thränen, die gewiß nicht verstellt waren. Sie schob mich in das Zimmer. Mein Vater kam mir mit einem ungewissen Blicke entgegen. Seine Liebe zu mir schien mit dem beleidigten Vater-

ansehen zu kämpfen. Ich überließ mich meiner Rührung, warf mich an seine Brust, und sagte, gewiß ungeheuchelt: Vergebung, mein theurer Vater!

„Ist das dein Ernst, Wilhelm?“ fragte er: „willst du Vergebung, oder . . .“ Er sah mich finster und forschend an. — Nichts als Vergebung von Ihnen will ich, sagte ich zärtlich, mit Thränen in den Augen, und küßte dabei seine Hand. Wahrhaftig nur Vergebung, wiederholte ich. Nun faßte er mich in seine Arme, nun drückte er mich fest an seine Brust, nun brach seine rauhe Stimme, und er sagte mit einer seltenen Rührung: „mein Sohn! mein Wilhelm! Wir wollen nicht mehr daran denken, lieber Junge!“

Ich dächte, Schwager, sagte mein Oheim aus seinem Lehnstuhle hervor, mit seinem gewöhnlichen kalten Tone — ich dächte, du solltest an nichts anders denken, als an das, was Vater und Sohn beinahe zu den bittersten Feinden gemacht hätte. Aber recht so! Legt ihr nur ein Pflaster auf die Wunde, daß der Eiter recht tief unter sich fressen kann! Wenn

Vater

Vater und Sohn einander in den Armen halten, wie ihr da jetzt, so ist das ein seltner Augenblick. Ihr solltet jetzt nicht um euer schadhaftes Gewissen herumgehen, wie ein Windbeutel von Wundarzt, der nicht sondiren mag, weil das nicht ohne Schmerzen abgehen würde. Aber thut, was Ihr wollt. Was kümmert es mich!

„Schwager,“ sagte mein Vater verlegen, und ließ mich nach und nach aus seinen Armen; „ich bin Vater. Das verstehst du nicht.“

Gerade eben deshalb, erwiederte mein Oheim, und blies mit schnellen Zügen den Tabacksrauch von sich: — eben deshalb, weil du Vater bist, solltest du keinen Tropfen Gift in deines Sohnes Herzen lassen. Sieh, ich an deiner Stelle würde sagen: Wilhelm, ich habe dir Unrecht gethan; aber ich bin ein alter Mann, dem es schwer wird, seine Fehler abzulegen. Halt' es mir zu gute! — Das würde ich an deiner Stelle zu Wilhelm sagen, und dann ganz trocken zu Judith: du bist der Teufel, der zwischen den Weizen unserer Liebe Unkraut säet.

Nun, sagte Judith, die Hände ringend: so soll mir Gott helfen, daß ich lieber schweige, als meine Zunge Unheil zwischen Vater und Sohn stiften lasse! . . . Der Herr richte zwischen mir und Ihnen, Herr Vetter! fuhr sie weinend fort, und setzte sich in ihren Armstuhl.

Das thue der Herr! sagte mein Oheim ganz kalt. Aber, Muhme Judith, er lasse Ihnen auch die Sentenz zukommen; sonst hilft es nichts.

Judith stand auf, und sagte sehr sanftmüthig: der Gerechte muß viel leiden; das ist mein Trost. Aber Ihnen, Herr Vetter Richter, wird es einmal schwer auf dem Gewissen drücken, daß Sie eine arme Kranke verspotten.

Gott weiß, erwiederte mein Oheim, daß ich Sie bedaure. Ich wünschte, und das in vollem Ernst, Sie hätten, anstatt Ihrer Gicht, einen Mann und ein Dutzend Kinder; denn ich halte Sie nicht für böse, Muhme Judith. Sie wären eine brave Frau und Mutter geworden, das weiß ich.

Judith setzte sich wieder, und sagte mit

Kopfschütteln, aber doch besänftigt: nun! wenn ich denn auch einmal ein Wort zu viel sage!

Ist immer ein Wort zu viel, unterbrach mein Oheim sie; so wie das zu wenig war, was mein Schwager vorhin sagte.

Mein Vater stand halb finster, halb lächelnd, da. „Wilhelm,“ rief er nun auf einmal; „ich habe Unrecht gethan. Vergieb mir!“ Wir umarmten einander, und ich verschloß seinen Mund mit meinen Lippen. Der Oheim schlug meinem Vater kräftig auf die Schulter, und sagte in Tönen, die beinahe wie Weinen klangen: Brav! Nun empfindest du doch endlich einmal, was es heißt, was es für ein Glück ist, sein Unrecht zu gestehen. — Ohne noch ein Wort hinzu zu setzen, ging er sogleich aus dem Zimmer.

Ich fühlte, daß wir auf dem Wege waren, unsre Herzen, wie es Männern geziemt, gegen einander auszuschütten; aber es kam Jemand dazu, und mein Vater mußte in das Comptoir. Der Augenblick ging vorüber, und kommt wahrscheinlich nie wieder zurück. Schon bei Tische war mein Vater ungewöhnlich still,

und sprach mit mir nicht zehn Worte. Sein Ton hatte, wenn er sich zu mir wendete, nichts Strenges; aber ich sollte hören, daß er Vater ist. Er sprach zu meiner Schwester ungewöhnlich hart und gebieterisch; und mich sah er dabei an.

Am folgenden Mittag war alles wieder im alten Geleise. Zwar blieb ich noch verschont; aber es gab doch schon Anmerkungen, die mir galten, und bei denen Judith nur mit Mühe schweigen konnte. Um nicht zu antworten, ließ sie sich mit meinem Oheim in ein Gespräch über die Bibel ein, und mein Vater sah unterdessen vor sich nieder. Es herrschte eine düstre, mißtrauische Stille. „Wissen Sie wohl die rührendste Stelle in der Bibel, Judith?" fragte mein Oheim. Sie betete eine ganze Menge Sprüche her. „Nichts, nichts! alles nichts! Die rührendste ist die: o Absalon, mein Sohn! o mein Sohn Absalon! o, daß ich für dich sterben könnte!" — Sie sah ihn erstaunt an. — „Denken Sie, Judith!" sagte er ernst; „der Sohn hat dem Vater nach Krone und Leben getrachtet. Der alte

König muß vor seinem eignen Sohne landflüchtig werden!"

Der undankbare Bösewicht von Sohn! fuhr mein Vater auf.

„Recht, Schwager; das wollt' ich eben sagen. Dieser undankbare, höllische Bösewicht, der Absalon! Und dennoch, als er todt ist, ringt der Vater die Hände, und ruft: o mein Sohn! Absalon, mein Sohn, daß ich für dich sterben könnte! Der Feldhauptmann, wie er hieß . . .

Joab, sagte Judith.

„Richtig!" fuhr mein Oheim fort; „der war damit nicht zufrieden. Er schalt den alten Vater . . ."

Und da hatte er gar nicht Unrecht, fuhr Judith auf. Denken Sie doch nur! der undankbare Sohn, der abscheuliche Absalon!

„Ich wollte, Judith, Sie hätten einen undankbaren Sohn; dann würden Sie so nicht sagen. Der Joab wußte eben so wenig, wie Sie, was es heißt, einen Sohn zu haben und ihn zu verlieren. Ach! — Ich sage nur, wenn David den Bösewicht von Sohn so liebte —

was sollte ein Vater nicht thun, der einen edlen Sohn hat!"

Das war selbst für Judith zu stark. Sie saß nachsinnend da, und blickte mich zuweilen von der Seite an. Wir Alle schwiegen verlegen. Mein Vater erröthete, und schien mit sich selbst zu kämpfen. Er war finster, ernst, nachdenkend, und trank bald sein drittes Glas Wein, zum Zeichen, daß wir aufstehen sollten. Wir thaten es; er ging nun kalt, bitter, beinahe zornig, in sein Kabinet, und wir Uebrigen verließen einer nach dem andern das Zimmer. Ich war in der That betrübt. Meine Schwester sagte mir auf dem Gange, lachend: „das hilft alles nichts!" Sie hatte nicht Unrecht; aber sie mußte nicht lachen. Ich konnte ihr das den ganzen Tag nicht vergessen.

Jetzt ist alles wieder in dem vorigen Zustande, und wir leben wie ehemals. Judith schürt das Feuer an, wenn mein Oheim, vor dessen Kälte sie sich fürchtet, nicht gegenwärtig ist. Der Oheim schüttelt den Kopf, und fährt wohl einmal dazwischen; aber es bleibt

beim Alten, so viele Achtung mein Vater für den respektablen Mann auch hat. Meine Schwester geht ihren Weg, und ich — ich sitze da, wie ein Gefangener, an Geist und Seele gefesselt. Wir alle thun, was wir nur können, einander das Leben sauer zu machen; und doch ist unter uns nicht Einer, von dem man sagen könnte, er ist ein böser Mensch. Selbst Judith nicht. Wäre sie boshaft, so könnte ich sie hassen; aber sie ist nur unbesonnen, geschwätzig, und ein wenig bigott. Hätte sie keinen Menschen, sie müßte mit Gott zanken, oder mit ihrem Mops, den sie übrigens für frömmer hält, als mich, weil er ihre Gesänge und ihre langen Gebete anhört, ohne zu murren, oder sich zu bewegen.

Ich bin gar nicht glücklich. Adieu!

L * * *.

Ich habe eine Unterredung mit meinem Oheim gehabt — Aber vorher wollen Sie etwas von diesem Oheim wissen. Kann ich Ihnen doch kaum mehr von ihm sagen, als daß er Rich-

ter heißt, und ein sehr ehrlicher Mann ist. Sie haben wohl schwerlich einen schönern alten Mann gesehen, in dessen Gesicht eine so viel Zutrauen erregende Treuherzigkeit läge. Man urtheilt verschieden über ihn. Meine Mutter aber sprach von ihm mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und mit einer Achtung, die an Verehrung gränzte. Daran, und an sein redliches Gesicht, halte ich mich. Man sagt, er sey ein Avanturier, der sein Vermögen verschwendet habe, die Welt durchlaufen und als ein Bettler zurückgekommen sey, und jetzt das Gnadenbrot bei meinem Vater, seinem Schwager, esse. Er selbst schweigt von seinen Schicksalen. In seiner Jugend hat er höchst seltsame Dinge unternommen, die aber, selbst wenn mein Vater sie erzählt, mehr den Charakter einer unbesorgten Großmuth, eines feurigen Temperaments, als der Ausschweifung, verrathen. Ein Jahr nach der Verheirathung meiner Mutter verschwand er, und niemand erfuhr, wo er geblieben war. Ungefähr vor dreizehn Monaten kam er zurück, und zu meinem Vater. Er lebt bei diesem ohne Vermögen, ohne Plan,

und hat sich doch eine Gewalt über ihn verschafft, die ich kaum begreifen kann. Zwar folgt mein Vater ihm nicht; aber er darf doch seine Meinung über dessen Handlungen sagen: und dieses Rechtes bedient er sich so freimüthig, und zugleich mit so vieler klugen Mäßigung, daß mein Vater ihn scheuet, oder, wenn auch das nicht, doch wenigstens seine Seltsamkeiten fürchtet. Der Mann sagt, was er denkt, mit der Offenheit und der einfachen, unwiderleglichen Geradheit eines Diogenes. Er ist arm; aber ich kenne keinen Menschen, dem die Armuth so leicht wird, und der sich vor jeder ehrlichen Art sein Brot zu verdienen, so wenig schämt. Seine Mäßigkeit ist unbeschreiblich, und eben die macht ihn in seiner abhängigen Lage völlig unabhängig.

Gleich Anfangs gerieth er in einen heftigen Streit mit meinem Vater über meine Schwester, die er geradezu für eine Heuchlerin erklärte. Er verließ unser Haus, und am folgenden Tage kostete es meinem Vater Mühe genug, ihn nur zurückzubringen. Er hat

te sich als Packträger in einer Handlung vermiethet. So etwas fürchtet mein Vater, und darum sieht er ihm mehr nach, als jedem Andren.

Das ganze Haus scheuet und liebt ihn. Er ist unglaublich gefällig, aber eben so strenge; und seinen Augen — der Himmel mag wissen, wie er es anfängt — entgeht auch nicht das Mindeste. Meine Schwester ist die Einzige, die eine böse Meinung von ihm hat. Sie beruft sich auf seine Heimlichkeit, auf seine Abendgänge, auf seine kleinen Reisen von drei bis vier Tagen, deren Absichten gänzlich unbekannt sind. Er scheint kalt zu seyn; ich wollte aber wetten, daß er es nicht ist. Die Menschen hält er für eigennützig, eitel, herrschsüchtig; und doch findet beinahe jeder Bösewicht an ihm seinen Vertheidiger. Er lächelt, wenn man viel von Tugend, Aufopferung, Großmuth, und schilt, wenn man von Bosheit, Verbrechern und Schurken spricht. Dabei ist er ein Kinderfreund, und philosophirt mit jedem von schlichtem, gesunden Menschenverstande. Für die Gelehrten

hat er immer nur Beispiele vom Gegentheile dessen, was sie behaupten, womit er aber gewöhnlich ihren Satz geradezu umwirft.

Ich liebe diesen Oheim zärtlich, ob er gleich immer kalt und einsylbig gegen mich ist.

Neulich hatte ich eine Unterredung mit ihm, über die Bestimmung und die Tugend des Menschen, die mein Herz umkehrte, und die, was noch mehr ist, mich auf die Vermuthung brachte, daß mein Vater etwas Wichtiges mit mir vorhabe. Ich bemerke Unruhe an ihm, und glaubte erst, sie hätte mich zum Gegenstande. Meine Schwester sagt mir indeß: er habe eine sehr große Spekulation unternommen, die nicht nach seinem Wunsche gelinge. O, warum theilt mein Vater, wenn er Sorgen hat, sie nicht mit seinem Sohne! Glauben Sie mir, seine Faktore wissen mehr von seinen Geschäften, als ich. Meint er denn, ich würde, wenn er Vertrauen zu mir hätte, vergessen, daß ich sein Sohn bin, und mich zu seinem Herrn aufwerfen? Zu meiner Schwester hat er eben so

wenig Zutrauen; und dennoch weiß sie alles. Woher das? Zuweilen wird mir in der That bange, daß mein Oheim in seiner Meinung von ihr Recht haben könnte. Ich mag nicht einmal denken, was oft mein Herz beängstigt. Adieu.

L * * *.

Abscheulich, liebster Freund! abscheulich! Noch immer zittern mir die Hände vor Lust, dazwischen zu schlagen. Hören Sie! Gestern kommt meine Schwester aus einer Gesellschaft, und erzählt der alten Judith die Neuigkeiten des Tages; unter mehreren unbedeutenden, mit einer schrecklichen Gleichgültigkeit, auch die, daß die Wittwe Silbermann, von der ich Ihnen neulich schrieb, um tausend Mark, ihr letztes, einziges Eigenthum, gebracht sey. — Wie denn so? fragte Judith, und legte ihr Gebetbuch zusammen. „Sie hat es dem Herrn von * * * geliehen.“ — Unmöglich! sag' ich; wie wird die Frau einem Menschen, der so viele Schulden hat,

wie Ziegel auf dem Dache, ihr ganzes Vermögen hingeben? — Das ist wohl möglich, sagte Judith bedächtig; die Frau zieht ja vor großer Weisheit nie einen Menschen zu Rathe. Es geschieht ihr schon recht! — Judith! rief ich, und ballte die Hände. Der niederträchtige * * * . . .

Ja, der nimmt, wo es zu haben ist, sagte sie ruhig. Das kann ihm keiner verdenken. Die Equipage kostet etwas, und Bälle, Gesellschaften auch. — Aber eine Wittwe, Judith! eine arme Wittwe! Sie hören ja, es sind ihre letzten, einzigen tausend Mark, die ganze Hoffnung ihres Lebens. Der Elende hätte sollen zu uns kommen; aber zu dieser armen unglücklichen Wittwe! Es ist unmöglich.

Mit einer Gelassenheit ohne Gleichen sprach Judith noch mehr über die eingebildete Weisheit der betrogenen Wittwe, und trieb mich damit aus dem Zimmer. Diesen Morgen mit dem Früheſten ging ich zu der Silbermann, und fragte, ob sie dem Herrn von * * * ihr Geld geliehen hätte. Sie be-

jahete es ganz ruhig; denn ein Mann, der Equipage hält und alle Woche Gesellschaft giebt, dachte sie, wäre sicher genug. Ich fragte nach den Umständen, ließ mir die Verschreibung zeigen, und sah eine Reihe von Niederträchtigkeiten ohne Ende. Die Wittwe bekommt das Geld bezahlt, weiß nirgends damit hin, und bietet es aus. Ein Prokurator, ein Schmarotzer des Herrn von * * *, besucht sie unter einem Vorwande, und räth ihr, als sie ihm ihre Noth mit ihrem Sohne klagt, sich an den Herrn von * * * zu wenden, der ihm ein Stipendium verschaffen könne. Die Mutter läßt sich bei dem Elenden melden, und erstaunt über die Pracht des Putzzimmers, in das man sie führt. Der hohe Gönner verspricht goldene Berge für den Sohn, erkundigt sich, ob denn die Mutter gar kein Vermögen habe, hört von tausend Mark, fragt, ob sie auch sicher stehen, und erbietet sich endlich aus Mitleiden für die würdige Familie, diese tausend Mark zu fünf Procent selbst zu nehmen. „Dann, Madame," sagt der abscheuliche Mensch mit Lächeln,

„sind Sie doch Ihres kleinen Eigenthumes sicher.“

Die Frau ist vor Freude im Himmel, zahlt gegen eine Verschreibung, die man ihr giebt, das Geld, und dankt Gott mit Thränen für diesen Schimmer von Hoffnung Das alles erzählt sie mir noch immer in großer Freude. Ich schwieg, obgleich mein Herz voll Gift und Zorn war, und sagte ruhig: „so? ich hätte sonst einen sichern Ort gewußt, wo Ihr Geld unterzubringen gewesen wäre.“

Von ihr ging ich gerades Weges zu dem Herrn von * * *, und man führte mich in das Zimmer der gnädigen Frau, wo sich auch der Herr befand.

Ich war in der That verlegen, wie ich anfangen sollte, so fest ich mir auch vorgenommen hatte, dem Elenden die Wahrheit derb zu sagen. „Ich komme,“ sagte ich endlich, „von der Wittwe Silbermann.“ (Das gnädige Paar wurde aufmerksam bei diesem Nahmen.) „Die arme Frau hat Ihnen, Herr von * * *, ein Kapital von tausend

Mark geliehen. Jeꜩt zeigt ſich eine Gelegenheit, es auf die ſicherſte und vortheilhafteſte Art unterzubringen. Sie wünſcht daher . . .“

Es ſteht bei mir zu fünf Procent, Herr Jahns! ſagte er lächelnd; und die gnädige Frau machte eine höhniſche Miene.

„Freilich iſt das hoch genug; allein dennoch kann die Wittwe es jeꜩt höher unterbringen. Sie wünſcht alſo . . .“

So bald die Zeit abgelaufen iſt, ſteht es zu Dienſt, ſagte er kalt. Ich finde es übrigens ſeltſam, daß . . .

„Nicht ſo gar ſeltſam, Herr von * * *! Die Schuld hat keine hypothekariſche Sicherheit, und ſie iſt das ganze Vermögen der Wittwe.“

Meine Verſchreibung, dächte ich, Herr Jahns, wäre ſo ſicher, wie eine Hypothek.

Dieſe Unverſchämtheit machte mich kalt, ſo daß ich lächeln konnte. „In Betreff des Geldes, Herr von * * *,“ ſagte ich ruhig, „gilt kein Rang, das wiſſen Sie ohne Zweifel. Die Wittwe erſucht Sie um die Rückzahlung

zahlung der Summe, oder um eine besser sichernde Verschreibung."

Die Verschreibung, Herr Jahns — hob er schon wärmer an.

Ich fiel ein — „hat ein Schurke gemacht, der Prokurator * * *. Kurz und gut: die Frau bittet durch mich um Rückzahlung des Geldes."

Sollte ein Versehen in der Verschreibung vorgegangen seyn, so will ich — sagte er sehr höflich.

„Ich fordre nichts, als die Zahlung der Summe," unterbrach ich ihn kalt, und sah ihn scharf an.

Aber in welcher Verbindung, mein Herr, — hob die Dame spöttisch an — stehen Sie denn mit der Frau? Was geht es Sie an? Voilà, wendete sie sich zu ihrem Mann, comment sont faits ces maudits . . .

„Ich verstehe Französisch," sagte ich, und wiederholte dann den Wunsch, daß Sie mir auf der Stelle zahlen möchten.

Vous allez trop vite en besogne, Monsieur; sagte sie spöttisch: ce que vous deman-

dez sera fait certainement dans le terme préscrit par la loi; ayez patience.

Das verdroß mich. Ich antwortete: „et c'est précisément, parce que l'argent semble perdu, à moins qu'il ne soit rendu à présent, que je perds patience, Madame."

Vous croyez cela, sagte er, höflich einlenkend, à cause d'un petit manque de formalité, Monsieur?

„Nicht deswegen, mein Herr," antwortete ich Deutsch und fest; „sondern weil die Frau das Geld nicht einbüßen darf. Es ist ihr Alles, ihr Letztes."

Einbüßen? Sie fallen in einen Ton, Herr Jahns, der mich auf die Länge ungeduldig machen wird! Die Frau hat mir das Geld geliehen, und ich werde zahlen, so bald es mir beliebt. Wer hat Sie zum Ritter der Frau bestellt?

La bonne femme, à ce que m'a dit le procureur, a une fille belle, et Monsieur est bien compatissant. Vous aimez votre prochain. Ah! que vous m'édifiez! sagte die gnädige Frau mit einem höchst gezwungenen Lachen.

„Ritter, oder Don Quixotte, wie Sie wollen!“ antwortete ich ihm. „Genug, ich bin entschlossen, der Frau das Geld wieder zu schaffen.“

Zweifeln Sie etwa, Herr Jahns, daß die Kleinigkeit bei mir sicher ist?

„Es kann Ihnen leicht unhöflich vorkommen; aber ich muß sagen: ja, eben daran zweifle ich.“

Je vous tournerai en ridicule dans le monde, Monsieur l'incrédule, sagte die Frau wieder spöttisch.

„A vous permis, Madame,“ antwortete ich kalt: „chacun est le maitre dans son monde; und meine Welt, Herr von * * *, ist die Börse. Sie sagen mir sehr treuherzig Ihre Meinung; ich will eben so treuherzig seyn. Zahlen Sie nicht, so gehe ich auf die Börse, kaufe — selbst um den vollen Werth, wenn es seyn muß — einen Ihrer Wechsel, der gerade fällig ist, und diesen Nachmittag sehen Sie mich dann wieder. Sie kennen das Wechselrecht, und ich bin gesonnen, es in der höchsten Strenge auszuüben.“

Das sagte ich so kalt und nachdrücklich als möglich. Madame schlug ein Gelächter auf. Ich verbeugte mich, und wollte schon gehen; er aber ergriff meine Hand. L'affaire mérite qu'on y pense, sagte er zu seiner Frau. Haben Sie die Güte (zu mir), Sich zu setzen. Ich weiß nicht, mein werther Freund, hob er nun schmeichelnd an, weshalb Sie das Interesse der guten Frau gegen mich so angelegentlich behaupten. Was habe ich Ihnen denn gethan? Freilich, ich brauche Geld, und ...

„Diese arme Frau hat zwei Kinder, und sie müssen Hungers sterben, wenn das Geld verloren geht. Die tausend Mark sind ihr Letztes."

Sie denken Sich das schlimmer, als es ist, Herr Jahns. Solche Leute sind nicht gewohnt, mehr zu haben, als gerade genug, ihren Hunger zu stillen. Ihr freilich sehr lobenswerther Eifer, ist eine Ungerechtigkeit gegen mich. Sie werden meine Ehre aufs Spiel setzen.

„Ihre Ehre?" fragte ich erstaunt. „Glauben Sie das?"

Der Mensch erröthete nicht einmal, drück-

te mir die Hand, und fuhr fort: ich war in Verlegenheit; eine Ehrenschuld — Die Wittwe bot mir das Geld an, und ich kann ihr Dienste dafür leisten, die zehnmal so viel werth sind. Es fehlt mir nicht an Konnexionen. Der Sohn der guten Frau studiert. Er braucht Fürsprache, Empfehlungen, und überdies ...

Diese Unverschämtheit, diese Prahlerei bei so vieler Armseligkeit, verdroß mich. Ich stand erhitzt auf, und sagte: „so mußten Sie die hülflose Familie erst ausplündern ...? — Doch," unterbrach ich mich selbst, „was können Sie für den Sohn der Frau, die Ihnen ihr Alles gab, denn thun?"

Für jetzt freilich noch nichts; ich bin ein wenig derangirt. Allein meine Umstände können, müssen sich ändern; und dann ...

„Bis dahin aber, mein Herr von * * *," unterbrach ich ihn, „zahlen Sie die tausend Mark!" Die Frau fuhr hier auf, und ich griff nach meinem Hute. Der Mann hielt mich wieder, und wendete alle Mittel an, mich zu täuschen. Er drohete ganz fein mit dem Einflusse seiner Verwandten; und es ist

wahr, daß diese ihn noch gegen seine Gläubiger schützen. Ich blieb aber fest; und endlich mußte er zahlen, weil ihn meine Drohung mit einem Wechsel in Furcht hielt. Die Summe wurde nicht voll; ich ließ mich aber nicht erbitten. Nach zwei Stunden lag das Geld da, und ich strich es ein. Mann und Frau waren beide so erhitzt, daß keiner von ihnen an die Verschreibung dachte. Que gagnez-vous sur cette somme, Monsieur? fragte sie giftig. „Rien, Madame," erwiederte ich mit einer Verbeugung, „que le plaisir de vous avoir épargné une injustice de plus." Sie ließ einen gemeinen Fluch über die blauen Lippen fliegen. Au moins, Monsieur, sagte er, que je sois sûr maintenant, que . . . — „Cela seroit maintenant une peine perdue," unterbrach ich ihn, und verließ das Zimmer.

Nun ging ich zu der Wittwe, und fand sie mit ihren Kindern bei einer sehr ärmlichen Mittagsmahlzeit. Ich zählte das Geld auf, und sagte ihr während dessen, wie nahe sie daran gewesen sey, die Summe zu verlieren.

Sie stand mit Erstaunen und Schrecken in ihrem Gesichte da. Endlich, als sie mich begriffen hatte, fiel sie mir freudig um den Hals, und nannte mich ihren Schutzengel, ihren Retter. Auf einmal wendete sie sich zu ihrem Sohn, einem schönen Knaben von vierzehn Jahren, umarmte ihn, und sagte: „Gott! was wäre aus dir geworden!" Der Knabe küßte ihre Hand mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit. Ich setzte mich nun, um der Frau zu rathen, wie sie ihr Geld anlegen sollte, und bemerkte in diesem Augenblicke zum erstenmale die Tochter — das lieblichste Bild der schönsten, heitersten Unschuld. La bonne femme a une fille belle, fiel mir ein; und ich konnte meine Augen kaum wieder von dem reitzenden Mädchen abwenden. Sie erröthete leicht, daß ich sie so starr betrachtete. Ich wollte zehnmal gehen, und blieb immer sitzen. Das Gespräch nahm jetzt einen ruhigern Gang. Welch eine glückliche Familie! dachte ich in jeder Minute, die ich noch blieb. Die Mutter behandelte ihre Kinder mit einer so weichen, zarten Liebe, daß

ich dafür keine Worte zu finden weiß, und die beiden Kinder hingen an ihr mit einer reinen Zärtlichkeit, welche diese Liebe verdiente. —

Ich war durch die herzliche Dankbarkeit dieser Menschen reichlich für meine Mühe belohnt; ja schon durch den Anblick dieses lieblichen Gemähldes von häuslichem Glücke. Könnte ich Ihnen doch die ruhige Zufriedenheit dieser Familie auf das Papier hin zaubern! Das Mädchen sprach in der Stunde vielleicht nur zehn Worte; aber ihre Stimme war so rein, so sanft, so lieblich, und die Worte so richtig, so leicht und doch so verständlich gesprochen, daß ich noch jetzt lächle, wenn ich wieder daran denke.

Ich versprach, als ich wegging, sie bisweilen zu besuchen; und das Mädchen lächelte dabei. „Soll ich, Mühmchen?“ sagte ich lachend und scherzend. O, Sie sind ja so gut! antwortete sie mit Blicken, mit Tönen, die den Inbegriff der lieblichsten Herzlichkeit ausmachen.

L * * *.

Richter an Brauns.

Wie geht es, alter Guter? Geld! Geld! — Manchmal komme ich mir vor, wie der Schiffsjunge, der seine Mütze in das Loch steckte, durch das so viel Wasser einströmte, und vor Freude aufschrie, als es glückte, ob es gleich links und rechts so stark eindrang, daß alles Pumpen nichts helfen konnte. Wäre der Engländer nicht in der Nähe gewesen, wer weiß, ob wir noch lebten! — Sieh, ich komme mir mit dem Gelde vor, wie der Schiffsjunge mit der Mütze. Da stopf' ich hier ein Loch zu, durch das die Noth hereinbricht, dort wieder eins; und während dessen schlägt mir das Elend über dem Kopfe zusammen. Aber schicke du nur Geld, guter Brauns. Wir thun, was wir können, wie der Junge; der Engländer wird auch nicht ausbleiben, der uns von dem Pumpen befreiet und auf sein ruhiges Schiff nimmt. An Geld, vieler Noth ein Ende zu machen, fehlt es noch nicht, lieber Brauns; aber die Noth, die man abkaufen kann, ist die kleinste. Die Menschen sind alle

Gesindel, das nicht viel taugt, den alten Brauns und Richter nicht ausgenommen. Alle, alle, lieber Freund! Was gab es nach einem harten Sturme, wo Himmel und Wolken das Schiff zwischen sich nahmen, um es zu zerdrücken — was gab es, wenn wir wieder ruhige See und heitern Himmel hatten? Trunkenbolde, anstatt dankbarer Herzen. — Sieh, so nimmt mich hier wohl die Musik einmal, wie der Sturm das Schiff, zwischen sich, und drückt mir die Seele zusammen, daß mir die Augen naß werden. Da denk' ich denn: alter Richter, du bist doch ein guter Mensch! Ich bin so sanft, so menschlich, habe allen Stolz, alle Güter des Lebens gänzlich vergessen; und nun läuft mir jemand über den Weg, der freilich in dieser Minute gegen mich ein Narr, oder der hart, stolz, eigensinnig ist: dann berausche ich mich, so gut wie die Matrosen, freilich nicht in Rum, aber doch in meinen Leidenschaften. Anstatt zu vergeben, verachte ich; anstatt demüthig zu seyn, wie ich glaubte, daß ich wäre, bin ich stolz und hart. Rührt mich etwas Gutes, das ich

oder ein Anderer — Beides läuft auf Eins hinaus — gethan hat, so bin ich empfindlich, intolerant. Sieh, der Mensch bekommt sogleich an Fehlern wieder, was er durch irgend eine gute Empfindung weggeschafft hat. Sein Gewissen, wenn er eins fühlt, dient meistens nur dazu, ihm die Fehler Anderer zu zeigen.

Mein Schwager ist der Alte. Er hat Geld, Gesundheit, Ehre, Redlichkeit; und bei dem allen macht er sich das Leben so sauer, wie einer. Warum? Um gar nichts. Er will Herr im Hause seyn. Seine Tochter betriegt und eine alte Base quält ihn; sein Sohn, ein guter Mensch, ist unglücklich. Das thut alles nichts; er muß Herr im Hause seyn.

An so eine Idee setzen die Menschen oft ihr ganzes Wohl! Mein Schwager will Herr seyn, und ist darüber nicht mehr Vater, hat darüber keinen Menschen, der ihn liebt. Der Sohn ist gut, brav, und hat Charakter. Schicke Geld, lieber Brauns; auch meiner Schwester Sohn muß Geld haben. Da wohnt hier in L * * * ein Herr von * * *; der borgt von einer armen Wittwe ihr Letztes, und weiß,

daß er nicht wieder bezahlen kann. Wie muß einem solchen Menschen zu Muthe seyn! Ich war schon entschlossen, der himmlischen Gerechtigkeit einmal ins Amt zu fallen, und kaufte für ein Paar tausend Mark Wechsel von dem Schurken auf, damit ich den edlen Herrn hinsetzen lassen könnte: so hatte ich mich erboßt.

Aber da höre ich, daß dieser Mensch, bei aller seiner Niederträchtigkeit, seinen alten Kutscher, der seit zehn Jahren an der Gicht krank liegt, und dessen Familie erhält. Ich erkundige mich näher, gehe selbst, und es hat seine Richtigkeit. Der Herr von * * * ist ein ausgemachter Schurke; aber er läßt doch den Kutscher, der ihn einmal unter flüchtigen Pferden weggerissen hat, keine Noth leiden. „Gott mag es richten!“ sagte ich, und zerriß seine Wechsel.

Ich bin bei der Wittwe gewesen, die er hat betriegen wollen. Mein Neffe geht da aus und ein. Das freuet mich, ob ich gleich gewaltig finstere Gesichter machte, als ich die Tochter sah; denn — Brauns! Brauns! wann werde ich das vergessen! — sie sieht aus,

wie meine Tochter, als sie hinabstürzte — gerade so unschuldig, so freundlich, so gut. Ach, wenn ich jetzt ein Mädchen sehe, dem die Unschuld vom Gesichte lacht, so ist es immer meine Julie. Alter, ich lebe zwar; aber es ist doch schwer, so allein zu leben! Schicke Geld. Gott befohlen.

Habe ich je einen Brief lustig geendigt, wie ich ihn wohl anfange? Sieh, wenn die Feder so langsam auf dem Papiere fortrückt, und die schwarzen Züge mahlt, die man erst versteht, wenn der Punkt da steht — so kommt sie mir immer vor, wie mein Schicksal. Werd' ich das verstehen, wenn Gott einmal mit mir Punkt macht? Unter dem Schreiben hat man Zeit traurig zu werden. Die Hand geht langsam vorwärts, und die Seele windet um die geschriebenen Zeilen oft ganz andere Gedanken, als die Feder schreibt. Es würde dem Leser manchmal sehr wohlthun, wenn er die ungeschriebenen Zeilen lesen könnte. Die meinigen weißt du, lieber Brauns; sie heißen: Julie und Mariane. Gott befohlen!

L * * *.

Ja, mein Lieber, das ist es, was ich meine. In dem Häuschen der Wittwe habe ich gefunden, was mein Sinn suchte: gute, glückliche Menschen. Mutter und Kinder leben mit einander, für einander, ohne Sorge und ohne Haß. Wie soll ich Ihnen das ausdrükken? Sie sind arm, die Erfüllung ihrer Wünsche ist schwer, fast unmöglich; und gerade eben das, was bei tausend Andern Entrüstung und Elend hervorbringen würde, scheint die Quelle ihres Glückes zu seyn. Der Sohn soll studieren: dieser Eine Wunsch verschlingt alle andern; um ihn erfüllt zu sehen, sorgt die Mutter, arbeitet die Schwester; für ihn entziehen sie sich jeden andern Genuß, jene den Schlaf, diese allen Putz. Der Sohn will studieren, um Beiden bessere Tage zu verschaffen. Alle Drei arbeiten unablässig an ihrem allgemeinen Glücke. O, der einfachen, mißtrauenlosen Güte! Der Sohn liest, schreibt; und ein Blick auf seine Mutter, auf seine Schwester, giebt ihm Muth und Anstrengung.

Mutter und Schwester lächeln ihm zu, und schweigen bei ihrer Arbeit stundenlang, um ihn nicht zu stören; denn er arbeitet ja für sie. So vergißt von diesen drei Menschen jeder sich selbst, um für den andern zu leben; so schlagen hier drei Herzen für einander in ewiger Dankbarkeit, in Liebe, in süßen Aufopferungen, und die schönste Menschlichkeit hat in dem Häuschen dieser Wittwe ihr Heiligthum.

O, und in dem engen Raume ihres Stübchens haben diese Menschen alles, was zum Vergnügen, sogar was zur Pracht gehört! Was fehlte ihnen, das wir Reichen hätten? Nichts, in der That, nichts! Da steht ein kleines, elendes Klavier, aber groß und wohlklingend genug, um die Freude zu beleben. Nach einer Stunde Arbeit, springt der Sohn auf, öffnet das Instrument, und spielt ein Lied. Mutter und Tochter singen mit wirklich schönen Stimmen leise dazu; und an diesem Koncert haben sie mehr Freude, als wir an den unsrigen, wo Geschwätz und die Gegenwart so vieler unmusikalischen Gesichter, de-

nen man die lange Weile ansieht, die ganze Zauberei der schönsten Musik vereiteln. Ueber dem Klavier hängt ein wirklich vortrefflicher Englischer Kupferstich: ein Knabe, der mit Thränen in den Augen zwei schönen Mädchen seinen Schiffbruch erzählt. Dies Blatt, das einzige im Zimmer, ist ein Geschenk von einem ehemaligen Mitschüler des jungen Silbermann, und für die Familie eine ganze Gallerie. O, Sie sollten sehen, wie das Gesicht der Tochter sich verklärt, wenn sie vor dieses Bild tritt! Sie sollten hören, wie mannigfaltig Mutter, Tochter und Sohn es nach den Bedürfnissen ihrer Empfindung kommentiren; wie sie Trost, Muth und Liebe aus diesem einzigen Bilde schöpfen! Der Künstler würde in diesem Stübchen den schönsten Lohn seines Talents erhalten.

Wie wenig ist doch der Reichthum gegen einfache Genügsamkeit! Welch ein hohes Glück liegt in Vertrauen und stiller Liebe!

Wie soll ich Ihnen die gutherzige Ruhe, die einfache, nichts bedürfende Selbstgenügsamkeit dieser Menschen schildern? Sie leben

von einem Tage zum andern heiter bei Arbeit und Liebe, und schweifen mit keiner unruhigen Hoffnung in die Zukunft. Jeder Tag bringt sie ja der Erfüllung ihres einzigen Wunsches, den Sohn und den Bruder in einem kleinen Amte zu sehen, so sicher näher. Das hoffen sie so kindlich, mit so vielem Vertrauen, daß ich mein letztes Goldstück mit ihnen theilen würde, um sie diesen Glauben nicht verlieren zu lassen.

Selbst meine Besuche — ich meinte, es müßte Eindruck auf sie machen, daß ich, der Sohn aus einer der ersten Familien, zu ihnen käme. Aber mit nichten! Sie sehen mich gern, weil sie mich lieben; dies ist alles. Das Mädchen nennt mich mit einer so ruhigen Freundlichkeit „Herr Vetter," als ob ich mit ihr erzogen wäre. Jeder kommt, geht und treibt seine Geschäfte, ohne sich um mich zu bekümmern. Ich trage zu ihrem Glücke weiter nichts bei, als daß ich dem Sohne Bücher leihe, an denen es ihm fehlt, und daß ich ihn die Aussprache des Englischen lehre.

Um es Ihnen nur zu gestehen — bis-

weilen, wenn ich das Mädchen, die holde Unschuld ihres Gesichtes, die schlanke feine Gestalt, die heitre Schönheit betrachte, wünsche ich, daß ich ihr mehr seyn möchte, als ich bin. Ich setze mich zu ihr, und spreche; aber sie antwortet mir gerade, wie ihrer Mutter, mit einer Ruhe und Unbefangenheit, über die ich oft ein wenig verdrießlich werde. Sie sieht nicht, wie sehr ich sie achte; sie bedarf keines Herzens, das sie liebt: die Liebe ihrer Mutter und ihres Bruders ist ihr genug.

L * * *.

Sie warnen mich vor der Liebe, mein Guter. — Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Ja, ich liebe das Mädchen; nur nicht, wie Sie meinen, mit jener heftigen, zerstörenden Leidenschaft. Ich liebe das Mädchen; das heißt — Sonderbar, daß ich Ihnen nicht sagen kann, was ich, und wie ich fühle. Vergleiche ich meine Empfindung mit dem, was man gewöhnlich von der Liebe sagt, so müßte ich wohl sagen: ich liebe sie nicht.

Ich sitze und sinne, lege die Hand an die

Stirn, um Ihnen zu beschreiben, wie mir ist; und es ärgert mich, daß ich, je länger ich meine Empfindungen anatomire, Ihnen weiter nichts sagen kann, als: ich bin dem Mädchen gut. Ja, dieses nichts geltende Wort, diese kalte Redensart, drückt meine Empfindung aus. — Ich bin alle Tage hingegangen; und jedesmal sagte ich zu mir selbst: welch ein vortreffliches Geschöpf! Jede Stande, die sie mit mir sprach, gab mir immer stärker und lebendiger den Anblick der schönsten Seele, eines reinen richtigen Verstandes, und eines heitern, unschuldigen Herzens.

Es ist übel, daß gerade die höchste Schönheit, die reinste Tugend, sich nicht beschreiben läßt. Beschreiben Sie einem, der nie den Himmel gesehen hat, das reine blaue Gewölbe an einem schönen Sommertage. Von diesem erhabnen, einfachen Schauspiele kann man weiter nichts sagen, als: sieh es! Der Anblick läßt sich nicht beschreiben, weil er so höchst einfach ist. Und so verhält es sich auch mit der Vollkommenheit dieses Mädchens. Ich müßte Ihnen Wort für Wort alle ihre Ge-

spräche hersetzen; aber dann würde ihnen wieder der Geist fehlen, der sie beseelt — das lebendige Lächeln bei diesem Worte, der zärtliche Ton bei jenem, das freundliche Auge, der stille versinkende Blick, die unmerkliche zärtliche Trauer in der Stimme, und dann das rasche Aufwallen der Freude in Ton, Auge, Gang und jeder Bewegung. Sagen kann ich nichts; aber ich fühle, wie reitzend dieses Mädchen ist.

In einem solchen Gespräche fasse ich mit höchst zärtlicher Empfindung ihre Hand; mein Auge funkelt, meine Wangen glühen. Ich fühle im Innern, daß s i e mich glücklich machen, daß sie mich lieben muß, wenn ich glücklich werden soll. Aber keine ihrer Empfindungen antwortet der meinigen; sie bleibt so ruhig, wie sie war, geht den Augenblick heiter an das geringfügigste Geschäft, verläßt, wenn es nöthig ist, das Zimmer, und sagt lächelnd: adieu!

Sie versichert mir auch wohl, daß sie mir gut ist, doch mit einer Heiterkeit, mit einer so unbefangenen Ruhe, daß ich beinahe die Hoff-

nung aufgeben möchte, jemals ihr Herz zu rühren. Zuweilen glaube ich, an kleinen Zügen zu bemerken, daß ich ihrem Herzen nicht gleichgültig bin; aber wenn ich dann wieder daran denke, wie sie neulich, als ihre Mutter wegen einer Schwäche zu Bette liegen mußte, die ganze Zeit, die ich da war, bei ihr in der Kammer blieb, und auch nicht einen Augenblick fand, mir ein Wort zu sagen; wenn ich sehe, wie sie über ihren Bruder mich so ganz vergißt, und dann wieder — Ich fühle nur, daß ich Theil an diesem Herzen haben muß. Stundenlang spreche ich sie allein, und nehme mir vor, das Gespräch ins Leidenschaftliche zu spielen, und leite auch schon dazu ein. Sie sieht mich verwundert an, glaubt, ich wolle scherzen, lacht, und kommt sogleich wieder in ihren ruhigen Ton.

Das ist Unschuld, werden Sie sagen; und auch ich denke das. Müßte ich denken, es wäre Gleichgültigkeit gegen mich . . .! Wäre ich mein eigener Herr, könnte ich, was ich wünsche; sie würde, trotz ihrer kalten Ruhe, in wenigen Wochen meine Gattin. Ihre Liebe

zu mir wäre dann wie die Liebe zu ihren Verwandten. Sie würde glücklich seyn, und mich glücklich machen. Denn, sagen Sie, was ist die leidenschaftliche Begierde in der Liebe anders, als bei dem Manne versteckte Sinnlichkeit, und bei dem Weibe rege Eitelkeit? Sie würde mich wie ihren Bruder lieben; und ich sollte verlangen, was sie nicht geben kann, ohne ihre reine Unschuld, ihre einfache Demuth zu verlieren?

Diese hoffnungsvollen Träumereien, lieber Freund, führen mich jetzt leicht über den rauhen Weg, den ich mit meinem Vater gehen muß. Meine Seele ist bei dem Mädchen; ich überhöre meines Vaters harte Vorwürfe, und der alten Judith heilige Ermahnungen. Adieu.

L * * *.

Ich habe Ihnen allerlei Nachrichten von mir zu geben. Zum Exempel — mein Vater hat sich vorgenommen, mich zu verheirathen, und zwar an eine gewisse Mamsell Willmanns, deren Großvater den Grund zu seinem nachhe-

rigen Glücke gelegt hat. Dazu ist er fest entschlossen; und ich bin eben so fest entschlossen, sie nicht zur Frau zu nehmen. Auf den Ausgang der Farce, die wir einem hohen Publikum auf unsere Kosten geben werden, bin ich selbst ungemein begierig. Denn sehen Sie nur, wir Schauspieler haben unsre Rollen ganz zum Erstaunen einstudiert. Mamsell Willmanns ist, wenn sie uns besucht, unerträglich freundlich, sitzt bei der alten Judith ganze Stunden, giebt ihr einen Grundriß aller Familien im Orte, und zählt ihr alle heimlichen Sünden auf, die begangen sind, oder noch begangen werden können.

Judith betet jetzt nie, ohne die allerliebste Mamsell Willmanns mit in ihr Gebet einzuschließen. Die alte Madame Willmanns rechnet meinem Vater, um seine Dankbarkeit im Gange zu erhalten, beständig vor, was ihr Vater an ihm gethan hat; und mich — mich betrachten sie Alle wie einen Ballen Waaren, der zum Verkaufen zu schlecht, aber zu einem Beweise der Dankbarkeit noch immer gut genug ist.

Himmel und Erde! dahin wäre es gekommen! Mein Vater verhandelt mich, und hinter meinem Rücken! Noch hat man mir nicht ein Wort davon gesagt; aber richtig, dafür stehe ich Ihnen, ist alles, bis auf die Ablieferung der Waare.

Und die Art, wie ich es erfuhr! — Gieb mir Geduld, guter Himmel! sag' ich mir jeden Augenblick. — Vom Comptoir gehe ich nur zu der Familie Silbermann; also könnte man wohl mehr thun, als mich verloben, ohne daß ich es merkte. Ich hatte nach und nach meine Bücher dahin geschafft, und mich dort ganz eingerichtet. Meine schönsten Kupfer hangen bei Augusten (so heißt das theure Mädchen), und ich lehrte sie zeichnen. O, ich lebte da Stunden voll Seligkeit. Mir fehlte, um ganz zu dieser Familie zu gehören, nur noch ein Nahme. Aber wenn sie mich auch Sohn, Mann und Vater nennten, sie würden mich nicht mehr lieben, als jetzt, da ich nur ihr Freund oder Bekannter bin.

Mein Vater ging, wie alle Jahre, einen Monat auf das Land. Ich hatte mir seinen

Unwillen zugezogen; er wollte mich bestrafen, und sagte rauh: „du bleibst." Lieber Gott, ich hätte ihm die Hände dafür küssen mögen.

Nun hatte ich einen ganzen Monat, eine Ewigkeit, glücklich zu seyn, und ich ließ keinen Augenblick davon verloren gehen. O, diese Tage des Glückes, der höchsten menschlichen Freude, müssen für mich wieder kommen! Wie will mein Vater den Kampf mit mir aushalten? mit mir, der ich tausend Leben, wenn ich sie hätte, an noch Einen solchen Monat setzte! — Eine kleine leichte Krankheit der Mutter kam mir zu Statten. Der Arzt rieth Bewegung an, und ich schlug eine Spazierfahrt vor. Die Mutter fand das bedenklich, weil sie eine arme Wittwe wäre; doch ich wußte bald Rath zu schaffen. Sie und Auguste verhüllten sich in dichte Kappen, und wir gingen vor das Thor, wo uns schon der Miethswagen eines Menschen erwartete, der mir vollkommen ergeben ist, weil meine selige Mutter ihn durch mich einmal aus Noth und Elend gerettet hat. Das für Augusten ganz neue Vergnügen zu fahren, hob ihre natürliche Hei-

terkeit. Wir fuhren nach Z * * *. Sie kennen ja das liebliche einsame Dörfchen mit seinem schönen Wäldchen, das Niemand aus L * * * besucht, weil kein Tanzsaal darin ist. Für Essen und Trinken hatte ich gesorgt, und wir brachten Herzen voll Freude mit.

Errathen Sie nun bald? Hier in diesem lieblichen Gehölze, wo tausend Nachtigallen schlugen, lagerten wir jungen Leute uns erst mit der Mutter, und schwärmten dann umher. Auguste, die vielleicht nur alle Monate einmal einen kurzen, langsamen Spaziergang auf dem Werder unter den Weiden macht, war in der vollen, schönen Natur sehr fröhlich. Denken Sie Sich das liebliche Mädchen mit rosenrothen Wangen, mit lachenden Augen, mit dem hohen Genusse eines so seltnen Vergnügens in der Brust, wie sie sich ihrer Freude ganz überläßt, jetzt umherschwärmt, nachdem sie einige Augenblicke neben mir auf dem Boden gesessen hat, dann mit fröhlicher Stimme laut singt, dann ein Echo anruft, über das sie erstaunt, weil sie zum erstenmale eins hört, aber bald, weil ein Bauer durch

das Wäldchen geht, sich furchtsam und beschämt wieder zu uns schleicht. — Nun ging sie an meiner Seite hüpfend in das Dorf, eine Milch zurecht zu machen und den Braten aufzuschneiden. Wenn Sie doch wüßten, welch ein Geist des lieblichsten Zutrauens aus diesen kleinen Geschäften, die man gemeinschaftlich verrichtet, hervorgeht!

Denken Sie nun, wie wir da im Grase unter den Bäumen aßen, und lachten, als das einzige Glas Champagner, wozu ich Augusten beredete, den Lauf ihres Blutes beschleunigte. Einen glücklichern Tag werde ich nie wieder haben. Es war, als bräche ihre Liebe nur in der Freude hervor, wie bei Andern nur in Schmerz und Verzweiflung. Sie hing mit einem seelenvollen, kindlichen Vertrauen an mir, weil sie sich glücklich fühlte. — Manchen Abend besuchte ich mit ihr und ihrem Bruder heimlich das Schauspiel. So lebten wir einen Monat, und waren sehr glücklich. Jetzt zeigte sich bei ihr zuweilen der Strahl einer hohen, fühlenden Liebe; ein stiller Blick, ein leiser Seufzer, ein Händedruck,

ließen mich einen Augenblick in das schöne Herz sehen, das sich selbst nicht kannte.

„Ob ich krank werden soll?“ sagte sie mir einmal mit einem himmlischen Zutrauen. — Wie so? — „Mir ist jetzt bisweilen so bange, so . . . ich weiß selbst nicht, wie. Ich habe nie an Ahnungen geglaubt, und doch wollt' ich schwören, daß mir etwas bevorstehen muß. Mein Herz ist so unruhig, als ob ich unglücklich werden sollte; und doch bin ich jetzt so glücklich, wie ich noch niemals war.“ — Nun wie ist Ihnen denn, Auguste? fragte ich lächelnd. — „Ja, ich wollte, Sie fühlten es einmal; beschreiben kann ich es nicht. Glauben Sie wohl, daß ich bisweilen so einfältig bin, zu denken, Ihnen müsse ein Unglück zugestoßen seyn? Es ist mir, als hörte ich Sie gehen, seufzen — gerade, als ob Sie Sich nach uns sehnten.“

Da haben Sie nicht unrecht, liebe Auguste. Ich sehne mich jeden Augenblick nach Ihnen; und so ist es mir lieb, sehr lieb, daß Sie meinen Gang und meine Seufzer hören.

Sie lachte; aber dabei versicherte sie mir

sehr eifrig: es wäre ihr immer, als müßte ich kommen. Ich war gerührt wie ein Kind, faßte feierlich ihre Hand, und sagte sehr ernst: Gott gebe, liebe Auguste, daß wir uns, so lange wir leben, nach einander sehnen!

Sie sah mich starr an, und auf einmal stiegen Thränen in ihre Augen. Doch nicht lange, so lachte sie wieder, und sagte: „Sehen Sie nur, so ist es. Was war da nun an Ihrer Antwort zu weinen? Aber so bin ich jetzt." Ich faßte ihre Hand, und drückte sie an meine Augen, die ebenfalls nicht trocken geblieben waren. Sie sprang auf, und verließ mich mit einer Art von Heftigkeit.

Die Mutter ahnet, daß ich Absichten auf Augusten habe; doch zugleich scheint sie es für unmöglich zu halten, daß ich es ernstlich meinen könne. Sie gab mir einmal, als wir Beide allein waren, zu verstehen, daß ihre Tochter vielleicht Hoffnungen fassen möchte, die sie unglücklich machen würden. Ich fragte lächelnd: Sie halten mich doch für rechtschaffen? — Ihre Antwort war ein freundlicher Blick. — Nun, so will ich mir das zur Warnung ge-

sagt seyn lassen. Meinten Sie es nicht so, liebe Base? — Sie seufzte. „Aber Auguste,“ fing sie nach einigem Nachdenken wieder an, „darf von unserm Gespräche nichts wissen.“ Der ganze Sommer verging sehr glücklich. Augustens reine Liebe entfaltete sich immer mehr; doch endlich kam der Tag, an welchem sie die erste Thräne des Kummers weinen sollte.

Ich ging, wie gewöhnlich, zu der Familie. Auguste sah unruhig aus, und ihre Augen schienen roth zu seyn. Sie empfing mich freundlich, aber etwas heftig. Ihre Unruhe nahm zu, und die Mutter seufzte einigemal. Ich sah Beiden abwechselnd ins Gesicht, vermuthete einen häuslichen Verdruß, und fing ein gewöhnliches Gespräch an. Die Mutter schien mehr als Einmal etwas auf der Zunge zu haben, und es gewaltsam zu unterdrücken. Endlich sagte sie mit einem Seufzer, den sie verbergen wollte: „und Sie sind Bräutigam, Herr Vetter?“ — Ich? fragte ich lachend, von wem denn?

Von der Mamsell Willmanns! Der Pro-

kurator Grohmann hat ja vorgestern die Ehestiftung in Ihrem Hause aufgesetzt.

Ich hatte daran noch mit keinem Gedanken gedacht, und nun war es mir auf einmal hell, daß es sich so verhielt, wie die Mutter sagte. Ihre Worte durchdrangen mich, wie ein nagendes Gift. Ich legte die Hand vor die Stirn, und rief in der Betäubung: „ja, bei Gott! Sie haben Recht!" Jetzt verstand ich das Gezischel, und begriff den Besuch des Prokurators Grohmann; jetzt war mir alles hell und deutlich. Der Gedanke, verkauft zu seyn, ohne daß man mich befragt hatte, erbitterte mich. Ich sprang auf, nahm meinen Hut, sagte Adieu, und eilte nach Hause.

Mein Vater war ausgegangen. Judith sagte — ich weiß nicht was. Ich warf meinen Hut heftig auf den Tisch, und trat ihr näher. Mein Oheim faßte meine Hand, und sagte in seinem gewöhnlichen Tone: „Geh auf dein Zimmer, junger Mensch. Dir steht der Zorn auf der Stirn. Nach einer Stunde magst du der frommen Judith antworten."

— Wie? rief ich erhitzt; wie? Hier, hier... — Er schob mich zur Thür hinaus, und ging mit mir. — „Mit wem willst du eigentlich zanken, Wilhelm? Ist es dir gleichviel, ob mit diesem oder jenem, so nimm mich.“

Ich bin an die Willmanns verkauft! rief ich. — „Verlobt!“ sagte mein Oheim kalt; „du und dreißig tausend Thaler. Dir scheint das nicht zu gefallen, Wilhelm. Hast du Ruhe genug, mich anzuhören?“ — Ich nahm einen Stuhl. Er setzte sich neben mich, ergriff meine Hand, und sagte in einem sehr ernsten, aber auch sehr zärtlichen Tone: „es ist ein großes Verdienst, junger Mensch, seinem Vater zu gehorchen, selbst in unbilligen Dingen.“

Das sagen auch Sie, lieber Oheim? Ich wendete mich zu ihm, und sah ihn starr an.

„Ich sage das; gerade ich. Ein ungehorsamer Sohn spielt eine schwere Rolle, auch wenn er Recht hat. Ich kenne sie; denn ich habe sie ganz ausgespielt. Hast du Lust, einen alten Mann erzählen zu hören, der auch einmal jung war, wie du? Mein und deiner

Mutter Vater war ein harter Mann, und ich ein Bursche voll Kraft und Leben, der seinen eigenen Willen hatte, und dem nichts in der Welt zu hoch schien. Als ich ein Zwanziger war, und deine Mutter achtzehn, da sollten wir heirathen. Ich wollte so wenig, wie sie, weil ich in England ein Mädchen kennen gelernt hatte, das ich mit vollem Herzen liebte.“

Er wischte sich eine Thräne aus den Augen; dann fuhr er gerührt fort. „Ich war nicht mit dem Mädchen versprochen, und konnte also thun, was mir recht schien. Nun schien es mir aber recht, glücklich seyn zu wollen, und nicht meinem Vater zu gehorchen. Deine Mutter war stärker als ich. Sie heirathete deinen Vater, obgleich ein junger, edler Mann ihr Herz hatte. Nach und nach vergaß sie ihre Liebe, und sie ist glücklich gewesen: sie war Mutter, und konnte ihrem Vater die Augen zudrücken. Ich ging, weil mein Vater nicht wollte, wie ich, in die Welt. Da hatte ich denn Verbindungen, Freunde, Glück, erwarb mir Vermögen, und bekam

das Mädchen, das ich liebte, zur Frau. Sie gab mir eine Tochter.“ — Hier schwieg er lange. Er schien Muth zu sammeln, fing einigemale an, und stockte wieder.

Endlich fuhr er fort: „ich war glücklich, sehr glücklich, und danke Gott dafür. Und was war mein Glück? Gatte, Vater zu seyn. Auf einer Seereise, die wir alle thun mußten, wurde meine Frau in einem langen Sturme krank. Sie starb, weil wir weit verschlagen waren und es ihr an aller Erquikkung fehlte. Der Körper wurde ins Meer versenkt. Meine Tochter, meine Julie, folgte dem Leichnam auf das Verdeck. Sie stand weinend an der Oeffnung der Galerie, und bog sich hinaus. Ein Windstoß, eine Welle; — sie stürzte hinüber, sank . . . und ich . . .“ — Hier stand der alte Mann auf, und ging an das Fenster. Nach fünf Minuten kam er wieder.

„Ich möchte für aller Welt Glück nicht, daß sie nicht meine Frau und Tochter gewesen wären; aber hätte ich meines Vaters Willen befolgt, so würde ich Weib und Kind

nicht so verloren haben. Wärest du stark genug, mein Sohn, diesen Gedanken, der sich aufdringt, nicht anzunehmen? Es ist verdienstlich, ein gutes Kind zu seyn. Deine Mutter hat es in der letzten Stunde ihres und meines Vaters erfahren, als sein sterbender Mund nur sie mit frohen Dankgebeten nannte."

Sie glauben nicht, wie tief diese Worte in mein Herz drangen. Ich antwortete nicht, legte die Hand an die Stirn, und eine Stimme in meinem Herzen sagte: er hat Recht. Unterdessen ging er ruhig im Zimmer auf und nieder, bis ich die Hand von den Augen wegnahm und ihn ansah. Er runzelte die Stirn, und hob langsam an: „wie es scheint, Wilhelm, hast du Lust, den Ehrenkranz der Selbstüberwindung zu verdienen. Wenn dein Vater jetzt hier wäre und sagte: lieber Sohn, thu es mir zu Liebe; ich glaube, er hätte gewonnen. Ein junger Mensch muß freilich rasch seyn zum Guten, muß in Feuer und Wasser springen, ohne zu fragen: wie heiß ist jenes, und wie tief dieses? Das aber, lieber Wilhelm, ist nicht Tugend, so wenig wie

die kalte Besonnenheit der Grauköpfe. Pyrrhus schlug die Römer öfters; und zuletzt war er doch der Ueberwundene. Ein schönes Bild für Jünglinge, und für alle Menschen. Sieh, Wilhelm, es ist der Menschen Unglück, daß sie einen rasch gefaßten, edlen Entschluß schon für Tugend halten. Wäre es mit edlen Entschlüssen gethan, es gäbe keine tugendhafteren Wesen als die Menschen. Die edle Entschließung ausführen, ist immer noch sehr wenig; das Opfer, welches man der Tugend gebracht hat, nicht bereuen, und es tausendmal wieder bringen: das, Wilhelm, das allein ist Tugend. Ueberlege! Dein Vater will, du sollst die Willmanns heirathen. Ihm gehorchen, ist wenig. Aber du sollst deine Frau lieben, sie glücklich machen, ihr verschweigen, daß du deinem Vater ein Opfer gebracht hast; du sollst glücklich in ihren Armen werden. Nicht vorn am Anfange der Laufbahn hängt der Kranz für den Sieger, sondern ganz am Ende. Ihr Jünglinge, und leider wir Menschen alle, glauben gar zu gern, auslaufen heiße schon siegen. Ausharren machte die Rö=

mer so groß, nicht Eine gewonnene Schlacht. Du sollst über die Zufriedenheit deines Vaters, aber auch über das Lebensglück der Willmanns entscheiden. Besinne dich, wähle; und dann handle, wie ein Mann!"

Nun warf ich mich an seine Brust, und entdeckte ihm meine Liebe zu Augusten. Er hörte mich ruhig an. Als ich fertig war, und seine Antwort erwartete, stand er auf, und sagte: hm! hm! Ich bat ihn um seine Meinung. „Es ist nichts leichter, Wilhelm" fing er mit Kopfschütteln an, „als seine Meinung über jeden Fall in der Welt zu sagen. Ich könnte dir zum Exempel sagen: du bist ein junger Mensch, der sich leicht täuschen läßt; die Liebe vergeht, wie alle Leidenschaften; der Mensch kann, was er ernstlich will. Im Allgemeinen hat das auch seine Richtigkeit. Aber deinen Fall kann ich nicht beurtheilen, und kaum du selbst kannst es. — Ueberlege, was Recht ist, prüfe ruhig, denke an die ungewisse Zukunft, stelle dich zwischen deinen Vater und deine Geliebte; denke dir, daß der Augenblick deiner Wahl der letzte

deines Lebens wäre, und dann wähle. Der Mensch soll nicht glücklich, er soll gerecht seyn: das vergiß nicht! Dann wähle, dann sey ein Mann, und handle."

Mit diesen Worten ging er, und überließ mich meinen Gedanken. Ich habe geprüft, und werde handeln. Darf ich Augusten versinken lassen? Sagen Sie, darf ich? Und wollte ich mein Glück nicht achten: darf ich Augusten opfern? Ich bin zu allem entschlossen, zu allem, nur nicht Augusten fahren zu lassen. Es wird schreckliche Scenen geben; aber ich muß, ich muß! Leben Sie wohl.

L * * *.

Es ist vorüber. Ich fühle mich besser, freier größer, edler. Den Tag nachher, als ich meinen letzten Brief an Sie geschrieben hatte, als ich eben im Begriff war, zu Augusten zu gehen, und ihr zu sagen, daß sie meine Gattin werden sollte, kam ein Bedienter, und bestellte mir: ich möchte zu Hause bleiben, weil Gesellschaft käme, bei der ich nöthig wäre.

Um drei Uhr fuhren Willmanns vor, Mutter und Tochter prächtig gekleidet; dann kamen Herr und Frau von * * *, eben die, mit denen ich den Handel wegen der tausend Mark gehabt habe, nahe Anverwandte von Willmanns; dann ein Paar Notarien, dann unsre ganze liebe Sippschaft, ein Schwarm sehr demüthiger Basen und Tanten. Ich wurde gerufen. Mein Oheim kam mir an die Saalthür entgegen, und sagte: „Hast du überlegt?“ — Ja. — „Bist du entschlossen?“ Ja. — „So geh in Gottes Nahmen; man erwartet dich.“ Als ich in den Saal trat, hefteten Aller Blicke sich auf mich, und bald entstand ein allgemeines Gesumse, weil man anfangen wollte zu gratuliren. Mein Vater befahl mit einem lauten Pst! Stillschweigen, und jeder zog sich wieder an seinen Stuhl zurück.

Nun hob mein Vater, in der That freundlich genug, an: „Ihr Beiden, du und deine Schwester, mein Sohn, seyd hier die Hauptpersonen. Du bist schon lange meiner Herrschaft müde gewesen, und ich will dich heute

lossprechen." Er faßte sehr bewegt meine Hand, drückte sie, und streichelte mir die Wange. Lieber Vater, sagte ich sehr freundlich, gewiß sehr kindlich, und führte seine Hand an meinen Mund — geben Sie mir nur eine Minute allein Gehör; nur eine einzige Minute. Es hat sich etwas ereignet . . . — „Sind etwa Briefe aus England da?" unterbrach er mich. Ich führte ihn, anstatt zu antworten, durch ein Kabinet in ein entferntes Zimmer.

Liebster Vater, hob ich an — „Großer Gott!" rief er; „es sind Briefe da! Ist alles mißlungen? Sprich!" Ich versicherte ihm, daß nur von mir selbst die Rede wäre. — „So?" sagte er; „nun, das hätte wohl Zeit gehabt!"

Sie wollen mich verheirathen, lieber Vater, und an Mamsell Willmanns?

„Ja!"

Haben Sie überlegt, lieber Vater . . .?

„Sehe doch einer! Da will der Hasenfuß seinen Vater ermahnen, zu überlegen! Ja; es ist alles, wie es seyn soll."

Nein, mein guter Vater, es ist nicht alles, wie es seyn soll.

Er sah mich starr an. „Nun? was denn nicht? Willmanns sind freilich herunter gekommen; aber desto ansehnlicher ist dein Etablissement.“

Liebster Vater, wollen Sie denn gar keine Rücksicht auf mich nehmen?

„Wie denn so? Was schwatzt der Bursche! Von dir ist ja eben die Rede.“

Aber auch von meinem Glücke?

„Sieh in den Kontrakt; ich wette ... Wilhelm! dreißig tausend Thaler!“

Also um elender dreißig tausend Thaler ...

„Bist du von Sinnen? elende dreißig ... Wie? elende?“

Liebster Vater, ich habe keine Neigung zu Mamsell Willmanns.

„Das ist mir lieb; ich kann das Lecken vor der Hochzeit ohnehin nicht leiden.“

Ich werde nie in meinem Leben Neigung für sie fühlen.

„Wilhelm,“ sagte er, mich betrachtend, mit ernsterer Stimme: „du bist ein Narr. Wie

kann man das voraus wissen? Komm! Die Leute warten auf uns."

Ich werde nie der Mamsell Willmanns meine Hand geben.

„So? du willst nicht? Das werden wir den Augenblick sehen! Komm!"

Vater, setzen Sie das Mädchen, setzen Sie sich selbst nicht in Verlegenheit. Ich bin fest entschlossen.

„Ja, ja!" murmelte er in Absätzen, und seine Stirn zog sich in Falten. „Das hättest du wenigstens früher sagen müssen. Jetzt ist es zu spät. Komm! Marsch!" Er ergriff meinen Arm.

Ich habe es nicht früher gewußt.

„War auch nicht nöthig. Du unterschreibst, wenn ich es befehle; und damit holla!"

Vater! bei Gott!

„Marsch! Ich will doch sehen." — Er führte mich in den Saal.

„Eine kleine unangenehme Nachricht!" sagte er, und suchte mit Gewalt sich zu erheitern; „sie hat aber gar nichts zu bedeuten. Herr Notarius, lesen Sie da den Ehekontrakt

zwischen meiner Tochter und Herrn Rohr. Nun in Gottes Nahmen gratulirt!" setzte er befehlend hinzu. Das Betragen meiner Schwester empörte mich. Sie nahm die Gratulationen freundlich an, legte nachher den Kopf auf die Seite, betrachtete mit einer listigen Miene ihren Bräutigam von oben bis unten, lächelte bedeutend, und sagte, daß es die nahestehenden, und Rohr selbst, hören konnten: er nimmt mein Geld, und ich einen Mann! Voilà l'affaire!

Sie unterschrieb. Nun heftete mein Vater einen drohenden Blick auf mich, nahm dann den zweiten Kontrakt, und wollte schon anfangen, zu lesen. Ich unterbrach ihn eilig: Vater, lesen Sie nicht ein Wort. Mein Herz hat selbst gewählt; ich habe eine Braut. Es giebt eine Gränze, wo die väterliche Gewalt aufhört, wo des Kindes Gehorsam endigt. An dieser Gränze stehe ich jetzt, mein Vater. — Ich sagte das in der That mit vieler Ruhe und kalter Entschlossenheit, die mir der Leichtsinn meiner Schwester gegeben hatte. Mein Vater betrachtete mich mit blitzenden

Augen. Alle übrigen, besonders Willmanns, waren höchst verlegen. Ich verbeugte mich, und wollte gehen. „Bleib!“ rief mein Vater im höchsten Zorn, und verrennte mir die Thür. Er gab die Ehestiftung dem Notarius, daß er sie vorlesen sollte. — „Schwager,“ sagte mein Oheim kalt; „die Braut, die wir alle noch nicht kennen, wird es dir nicht danken, wenn du sie bekannt machst.“ Mein Vater war über mein ihm so höchst unerwartetes Benehmen bestürzt. Er sah meinen Oheim starr an, und rief heftig: „er soll aber gehorchen!“ — Lieber Bruder, ich habe nichts dawider, sagte mein Oheim ruhig; aber du beleidigst die unschuldige Braut, wenn du jetzt den Kontrakt lesen lässest.

Das Gesicht der alten Willmanns war hoch roth geworden, und man sah darin ganz deutlich Angst. Nein, sagte sie auf einmal, und trat vor: wenn eine Sache so weit gekommen ist . . . — Die Tochter schien den Zorn bekämpfen zu wollen, der sich in dem angestrengten Gesichte zeigte; doch bald brachen ihre, wahrhaftig nicht schönen, Thränen her-

vor, und sie sagte: ich bin die Unglückliche! Mein Vater wendete sich drohend zu mir. „Siehst du?“ sagte er dann zu meinem Oheim. Das hieß, wie man deutlich sah: ich bin nicht Schuld daran, daß man nun weiß, wer die Braut ist. Er warf den Kontrakt auf den Tisch, stampfte mit dem Fuße, und rief dann auf einmal laut: „er soll!“ Judith ging hinter mir auf und nieder, und sagte einmal über das andere, die Hände ringend: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser! — Ich kann Ihnen das Häßliche, das Gemeine der Scene nicht lebendig genug schildern. Herr von * * * näherte sich mir, und sagte: vous remarquerez, s'il vous plait, mon ami, qu'il faudra vous rendre, par bienséance au moins. Es wird sich geben, sagte er versichernd, und wollte mich zum Tische führen. Das machte mich böse. Ich sah ihn scharf an, und er ließ meine Hand wieder los. „Liebes Kind,“ sagte mein Vater, und führte die Mamsell Willmanns an den Tisch —: „haben Sie Lust zu unterschreiben? Er soll; wahrhaftig, er soll!“ —

Ich wette meinen Kopf gegen einen Heller, Bruder, rief mein Oheim eilig; Mamsell Willmanns unterschreibt nicht. Es ist unmöglich. — Denken Sie Sich meinen Widerwillen! Das Mädchen sah meinem Oheim einen Augenblick ins Gesicht, und nahm dann die Feder. Ihre Mutter sagte: „deinen vollen Nahmen, recht deutlich!“ und die Tochter unterschrieb.

„Il faut faire son possible, Monsieur,“ sagte mein Oheim sehr komisch zu dem Herrn von * * *.

Oui, Monsieur; c'est ce que je ne fais que de répéter, antwortete er.

„Et c'est ce que j'ai fait tout à l'heure,“ erwiederte mein Oheim beinahe laut lachend. (Verstehen Sie das? Mein Herz hat eine Ahnung.)

Sagen Sie, war es möglich, daß man jetzt noch glauben konnte, ich würde unterschreiben? Mein Widerwille gegen das Mädchen hatte den höchsten Grad erreicht, und ich fand keine Neigung mehr in mir, ihrer zu schonen. „Nun?“ rief mein Vater, und

winkte mich zu dem Tische. — Ich habe jetzt gar nichts mehr zu sagen, antwortete ich ruhig. Man ist hier von allen Seiten seiner Sache so gewiß, daß man über den Mangel meiner Unterschrift wohl hinweg sehen wird. — „So geh, Bösewicht!“ rief mein Vater im höchsten Zorn.

Ich ging nicht einmal erst auf mein Zimmer, sondern sogleich zu Augusten: aus dem Vorhofe der Hölle in die Gefilde der Seligkeit. Unterweges fiel mir wieder ein, in welchem Zustande ich Augusten das letztemal, vor drei Tagen, verlassen hatte. Ich dachte an ihr verweintes Auge, ihre Unruhe, und eilte. Auguste hatte mich schon von Weitem gesehen, und kam mir bis in die Hausthür entgegen. Es war etwas Seltsames, etwas Scheues in ihrem Betragen. „Ach, Gott Lob,“ sagte sie, wie in sich, „daß Sie doch nur wiederkommen!“

Habe ich denn das nicht gewollt, Auguste? oder s o l l t e ich etwa gar nicht wieder kommen? — Sie wurde verlegen. „O nein,“ sagte sie erröthend; „aber ich dachte, oder viel-

mehr die Mutter . . . Sie sind in drei Tagen nicht hier gewesen," sagte sie halb und halb trotzend, doch in Scherz. Die Mutter empfing mich sehr freundlich, aber doch etwas förmlicher, als gewöhnlich. Wir fingen ein Gespräch an; allein es stockte mit jeder Minute. Ich fragte Augusten nach ihrer Zeichnung, die schon vor drei Tagen beinahe vollendet gewesen war; und sie hatte gar nicht daran gearbeitet.

Mit Ungeduld wartete ich auf die Stunde, da die Mutter, nach der Einrichtung ihres kleinen Hauswesens, uns allein lassen mußte; aber sie saß heute unverrückt auf ihrem Stuhle, und spann. Man sprach nicht von meiner Heirath, und ich bemerkte, daß Auguste sich in Acht nahm, nur von weitem darauf zu kommen. Sie war ängstlich, und sah oft ihre Mutter an, als ob sie fragen wollte: spreche ich auch nicht zu viel? Auf einmal fuhr mir, ich weiß selbst nicht wie, der Gedanke durch den Kopf, das könne so verabredet seyn. Ich schlug Augusten, da es ein schöner mondheller Herbstabend war, einen Spaziergang vor, wie

wir schon öfter einen gemacht hatten. Die Mutter suchte eine Entschuldigung, die ich aber nicht gelten ließ. Auguste mußte ihren Mantel umnehmen, obgleich die Mutter nur seufzend einwilligte.

Ich ging, ohne auf Augustens Einwendungen zu hören, zu der Wasserpforte hinaus, längs den Weiden am Flusse hin, wo ich nun mit ihr allein war. Liebe Auguste, sagte ich ganz ruhig; ich weiß nicht, wie es mir heute bei Ihnen vorkam: gerade, als ob Sie mich nicht gern gesehen hätten.

„Ach, um des Himmels willen, nein! Das nicht; nein, das nicht!" sagte sie, und wendete sich zu mir.

Was denn aber sonst, liebe Auguste? fragte ich schnell. (Ihre Antwort war ein Seufzer.) Nun, da seufzen Sie wieder! Sie sollen mir sagen, was Sie haben. — Sie besann sich, seufzte wieder, und schwieg; aber sie ließ eine Thräne auf meine Hand fallen, mit der ich die ihrige hielt. Liebste Auguste, Sie weinen? Bin ich denn nicht mehr Ihr Freund? Ich bitte Sie, sagen Sie mir alles.

„Ich darf nicht,“ erwiederte sie schluchzend; „meine Mutter hat es mir verboten.“

Liebe Auguste, sagte ich zärtlich, und legte meinen Arm um ihren Leib: Sie dürfen mir nicht sagen, warum Sie weinen? mir nicht?

„Ach, es ist viel, sehr viel vorgegangen. Ich bin sehr traurig gewesen.“

Warum denn aber? — — Nun wünschte ich, mein Lieber, ich könnte Ihnen die Worte des Mädchens, wie sie aus ihrem vollen Herzen hervorkamen, mit allen den Beugungen der Stimme, mit allen den Seufzern, allen den Verbesserungen, dem kleinen Stocken, den Bewegungen ihrer Hände und ihres Gesichtes auf das Papier zaubern, um Ihnen von den süßen, überseligen Gefühlen meiner vollen Brust einen Begriff zu machen.

„Ach,“ hob sie nach einem kleinen Stillschweigen an: „ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, es Ihnen zu sagen; und doch sagte ich es Niemanden auf der Welt lieber, als Ihnen. Sehen Sie, es ist alles so wunderlich. Meine Mutter denkt . . . und ich fühle, daß sie gar nicht weiß, was ich . . .

Aber recht sehr traurig bin ich gewesen.“ — Sie besann sich wieder. — „Nein, ich darf nicht.“

Sie dürfen mir alles sagen, theures Kind. Auguste, wenn ich, wer weiß was, auf dem Herzen hätte, ich müßte es Ihnen entdecken.

„Aber,“ fiel sie schnell ein: — „Sie verschwiegen mir doch, daß Sie die Mamsell Willmanns heirathen werden!“

Davon hernach, Auguste. Ich werde sehen, ob Sie mich lieb haben, wie ich Sie.

„Ja, (weinend) eben . . . daß ich Sie, und daß Sie mich lieben, sagt meine Mutter! Gerade mit Ihrer Verlobung ging es an. Mein Bruder hatte es von dem jungen Grohmann gehört. Er kam nach Hause, und erzählte es. Anfangs ging es noch; aber je länger ich so da saß und daran dachte, daß Sie heiratheten, desto weher that es mir. Meine Mutter sah mich von Zeit zu Zeit mitleidig an, und ich wollte mich ganz froh stellen; aber auf einmal fing ich an zu weinen. Da winkte mir meine Mutter, ich sollte mit ihr in die Kammer gehen. Nun faßten wir uns

Beide um, und ich legte mein Gesicht an ihre Brust. Sie weinte, und dann sagte sie: armes, liebes, unglückliches Kind! Ach, es war mir, als sollte ich sogleich an der Brust meiner Mutter sterben: so unglücklich hatten mich die Worte gemacht. Nun sagte meine Mutter, daß wir einander liebten, daß Sie Unrecht an mir gethan hätten. Und ich selbst, sagte sie, mußte vorsichtiger seyn. Liebe Auguste, du darfst dich nur nicht mehr so freundlich gegen ihn betragen, wie vorher. Ich wünschte nur, daß er uns gar nicht wieder besuchte; und . . ."

Sie wünschten das auch? fiel ich ein. Ich mußte etwas sagen; denn Stillschweigen bei meinem hohen Gefühle dieser reinen, ahnungslosen Unschuld hätte mein Herz zersprengt. Sagen Sie, wünschten Sie das auch, Auguste? — Sie schwieg lange. Endlich sagte sie sehr langsam und traurig: „Wenn es Sie unglücklich machte, ach, so muß ich es wünschen, ob ich gleich nicht weiß, wohin ich vor Schmerz sollte, wenn Sie gar nicht mehr kämen."

Liebe Auguste, sagte ich, und drückte sie an meine Brust; hast du denn wirklich glauben können, ich würde die Willmanns heirathen?

Schnell hob sie ihr Gesicht auf, und sah mich ängstlich erwartend an. Als ich schwieg, sagte sie leise: „wenn ich so allein war . . . ich ging immer oben hinauf, um zu weinen, daß nur die Mutter ruhig seyn sollte . . . wenn ich oben allein war, so dachte ich wohl immer, es wäre nicht möglich. Aber heute, als Willmanns bei uns vorbeifuhren zu Ihnen hin, und da Ihr Vater es selbst zu Sievers gesagt hatte — ach, ich möchte einen solchen Tag nicht wieder erleben! Es muß ja wohl wahr seyn. Sie mögen es freilich nicht gewünscht haben.“

Und, liebe Auguste, was glaubst du denn, daß ich wünsche? fragte ich, trat vor sie hin, und legte den einen Arm um ihren Nacken. Sie fing an zu zittern, und verbarg ihr Gesicht, worin ich die schnell wechselnde Blässe und Röthe sehr genau erkennen konnte, in beide Hände. „O, ich bitte Sie, Herr

Jahns," sagte sie in einem ganz veränderten, fremden Tone; „lassen Sie uns umkehren." — Nein, erwiederte ich, liebe Auguste. Ich will dir sagen, was ich wünschte, was ich noch wünsche, was ich wünschen werde, so lange mein Herz schlägt. Ich wünsche, Auguste, daß du meine Gattin wirst, meine geliebte, theure, unschuldige Auguste. Nein, ich bin nicht mit der Willmanns verlobt. Auguste, wie hast du das glauben können! Dich allein liebe ich, dich allein, und hier in dieser Einsamkeit schwöre ich dir vor Gott: ich bin dein; du wirst meine Gattin! — Jetzt flogen ihre Hände von dem Gesichte weg in die Höhe, als wollte sie mich umarmen, oder den Himmel zum Zeugen meines Schwures anrufen. Sie warf einen funkelnden Blick in mein Auge; dann sank ihr Gesicht langsam an mein Herz. Ihre Wange war kalt; doch nur einen Augenblick. Mit einem tiefen Seufzer kam sie wieder zu sich. Ich umfaßte sie, drückte sie zärtlich an mich, und küßte ihre Stirn; sie sah noch immer nicht auf, und ihre Schultern zitterten an meiner Brust.

Auguste! sagte ich; meine theure Geliebte! Du bist in den Armen deines Mannes! Jetzt hob sie das Gesicht langsam. Ich drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihren Mund, und fragte: liebst du mich, Auguste? bist du mein? Da umschlossen mich ihre Arme, da gab sie mir den Kuß der Treue, und in einem erleichternden Seufzer ein leises, zärtliches: Ja!

Nun aber zog sie mich fort, und ging schweigend an meiner Seite, den Arm fest um den meinigen geschlungen, die Augen zur Erde gewendet, — ohne Sinne möchte ich sagen. Auguste! flisterte ich von Zeit zu Zeit. Sie drückte meine Arme fester, und eilte desto mehr. So kamen wir nach Hause. Im Zimmer sah ich erst, wie bleich sie war. Sie wollte nun etwas sagen — ihrer Mutter oder mir — und in einem Lächeln, glaub' ich, die Heftigkeit ihrer Bewegung verbergen. Aber sie setzte sich kraftlos auf einen Stuhl. Die Mutter stand in großer Bewegung auf, und nahm das weinende Mädchen an ihre Brust. Was hast du mir versprochen, Auguste? sag-

te sie mitleidig. Dann wendete sie sich schnell zu mir, und sagte sehr rührend: ich bitte Sie, lieber Herr Vetter, lassen Sie erst einige Zeit hingehen, ehe Sie uns wieder besuchen. Ich habe ja nichts, als meine Kinder!

Ich faßte Augustens Hand, und sagte: liebe Mutter, diese Hand, dieses Herz ist mein. Ich bin Ihr Sohn; Auguste wird meine Frau. Jetzt sprang das Mädchen auf, und an die Brust ihrer Mutter. O, ist es denn wahr? rief diese mit dem Tone des Entzückens. Sie sah mich lange an, und blieb wie erstarrt stehen. Sie wollen ...? fragte sie endlich. — Ja, ich will, unterbrach ich sie, und zog Augusten an meine Lippen. Was nun wurde, weiß ich nicht. Ich taumelte aus einer Umarmung in die andre, und meine Braut hing an meinem Halse. O, es war eine Scene voll der höchsten Wonne. Jetzt, da Augustens Liebe durch die Einwilligung, durch den Segen der Mutter geheiligt war, brach sie ganz hervor aus dem vollen Herzen. Sie knieete vor der Mutter nieder, und so mußte diese meine Hand in die ihrige legen.

Zitternd, bebend, mit Thränen in den freudig blickenden Augen, nahm sie den Ring, den ich an ihren Finger steckte. Die Mutter bat mich, sie zu verlassen, als ich gerade anfangen wollte, ihr den Zusammenhang der Begebenheit aus einander zu setzen, und sie mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen, die wir noch zu überwinden hätten.

Ich ging mit hoher Freude in der Brust, nachdem ich noch auf den folgenden Tag eine Spazierfahrt in unser Wäldchen verabredet hatte.

Es war Mitternacht, als ich nach Hause kam. Ich fand mein Zimmer verschlossen. Mein Vater, der sonst um zehn Uhr schon schläft, war noch auf, und rief mich. Als ich kam, führte er mich an den Tisch, und sagte sehr hart: „zum letztenmale rathe ich dir, unterschreib!"

Nimmermehr, mein Vater, antwortete ich fest und kalt. — „Bösewicht!" sagte er grimmig. „Du willst nicht? Nun so schwöre ich dir, das Schulmeistermädchen soll nimmermehr meine Schwiegertochter werden. Nim-

mermehr! Da hast du meinen Willen! Nun geh! Dort ist dein Zimmer, hinter dem meinigen. Du kommst nicht eher wieder über diese Thürschwelle, als bis du unterschrieben hast. Das ist mein letztes Wort.“ Er öffnete die Thür, und stieß mich hinein. Hier bin ich nun im Gefängniß. Ein Glück, daß ich in meinem Taschenbuche einige Tropfen Tinte und einige Blätter Papier hatte, um Ihnen dies schreiben zu können. Auch habe ich ein Mittel, meinen Brief zu Ihnen zu bringen. Glücklicher Weise ist Herrn Rosens Brief an Sie, den ich Ihnen schicken sollte, noch in meinen Händen. Sie werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ihn erbreche, meinen Brief dazu lege, und mit einigen Tropfen Lack von einem andern Couvert das Siegel wieder befestige. Mein Vater kennt Rosens Hand, und wird den Brief ohne Verdacht besorgen.

Die Empfindungen meines Herzens sind durch meine Lage nicht im mindesten gestört. Wie lange kann meine Gefangenschaft dauern? In der That, ich bin entschlossen, sehr gedul-

dig zu seyn, und werde keinen Versuch machen, mich in Freiheit zu setzen. Auguste wird ein Paar Thränen weinen, wenn ich morgen früh nicht komme. Das Gerücht wird sie indeß schon von der Ursache meines Ausbleibens belehren; und dann — dann! Der erste Augenblick meiner Freiheit, des Wiedersehens! o Himmel! er soll auch der Augenblick unserer ewigen Verbindung seyn! Leben Sie wohl. Der Himmel gebe Glück zu dem Aufmachen und Zusiegeln des Briefes! Leben Sie wohl. — Glücklich geöffnet! Das Siegel ist unverletzt. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

Das Sklavenmachen, alter Brauns, ist den meisten Menschen eigen, nicht bloß den Besitzern von Zucker-Plantagen. Das Seltsamste dabei ist, daß der Herr auch auf die Liebe seiner Sklaven Ansprüche macht, wie zum Exempel ich. Erinnere dich, wie wir in Kurassao — Gott Lob, daß die Zeit vorbei ist —

unter unsern Sklaven saßen. Verlangten wir nicht ihre Liebe? ereiferten wir uns nicht über ihre Undankbarkeit? Es ist wahr, wir gaben ihnen ihre Schüssel voll Reiß satt, und behandelten sie nicht wie Teufel. Aber menschlich? Die Hand auf das Herz, alter Brauns! Sag: menschlich? Wie hätten die Unglücklichen ihre Herren lieben sollen? Sieh, der Mensch kann alles ertragen, nur nicht Sklaverei. Wie sollt' er auch? Ueberredung ist die einzige Herrschaft, die ein Mensch von dem andern erträgt, und kaum die. Guter Gott! es giebt einen Weg, nur Einen, an das menschliche Herz zu kommen: Liebe. Und diesen Weg, den der Ewige mit uns nimmt — den will der Mensch nicht gehen. Er zerreißt das Herz, in das er eindringen will, anstatt zu warten, bis es sich dem Strahle der Liebe von selbst öffnet. Die Biene hängt sich an den verschlossenen Blumenkelch, und wartet geduldig, bis der warme Strahl der Sonne ihn öffnet; das Kind haucht den warmen Athem seiner Brust auf die Blume, um sie zu öffnen: und wie macht es der Mensch mit dem menschlichen Herzen?

Mein Schwager hat, um sich den Gehorsam, die Liebe seines Sohnes gewiß zu verschaffen, ihn eingesperrt. Ich habe mich fast müde und matt darüber geredet, daß Gefängniß noch nie Liebe und willigen Gehorsam hervorgebracht habe. „Dein Sohn wird jetzt,“ sagte ich, „noch ungehorsamer seyn, um sich zu rächen.“ — Das wird ja ein Sohn nicht thun, meinte eine alte Base, die hier im Hause alles umkehrt. — Judith hat Recht! sagte mein Schwager; es ist gegen die Natur, daß ein Sohn seinen Vater hassen sollte. — Mir ist in der Welt nichts stärker zuwider, als wenn man sich hinter allgemeine Sätze verkriecht. „Was heißt denn das,“ sagte ich kalt: „Sohn, Vater? was ist denn die natürliche Liebe, die der hartherzige Mensch immer im Munde führt? Meinst du etwa, Schwager, die Natur habe das Band zwischen Vater und Sohn darum so fest gemacht, daß du ungestraft darauf losstürmen dürfest? Vater und Sohn sind die Benennungen, die das Band einer natürlichen Liebe bezeichnen. Liebe, sage ich. Die reinste, heiligste Liebe

sollte beide an einander knüpfen, dem Befehle des Vaters das Widrige nehmen, das in jedem Befehle liegt, und des Sohnes Gehorsam zu einer Gefälligkeit machen. Nimm diese Liebe weg, so wird der Vater Herr, und der Sohn Knecht heißen; dann hast du aber für Liebe Haß, für Vertrauen Bitterkeit, für Rath Befehl, für guten Willen störrigen Sklavensinn. Wer giebt dem Vater seine heiligen Rechte? Meinst du etwa, der Augenblick sinnlicher Lust, da du dem Sohne das Daseyn gabst? Die Mutter hätte dann durch die Schmerzen und die Gefahren der Geburt weit größere Rechte über ihre Kinder. Liebe zu dem Sohne giebt dem Vater seine Rechte. Nimm sie weg, so braucht der Sohn dir gerade nur so viel Gehorsam zu geben, als seine künftige Erbschaft einmal werth seyn wird."

Hier fuhr mein Schwager auf, und Judith betete, daß der Himmel mich erleuchten möchte. Ich fuhr ungestört fort. „Ist es nicht, genau besehen, so wie ich sage? Soll ich denn mit dem Lichte des Nachdenkens nicht auch die geheime, heiligste Werkstätte der

Natur erleuchten? Hätte der Gehorsam der Kinder keine Gränze, so dürfte ein Sohn nie besser seyn, als der Vater. Wir ermahnen die Kinder zur Liebe, zur Dankbarkeit, zum Gehorsam gegen die Eltern. Gut! sehr gut! Aber soll denn der Vater nie hören, daß auch sein Sohn Rechte hat? Wenn der Vater sein Kind zum Spiele seiner Launen, seiner Willkühr macht, wenn er das ganze Lebensglück seines Sohnes für eine Stunde seines eigenen Wohlbefindens aufopfert — soll man denn nie sagen: dein Sohn ist ein Mensch, und nicht dein Sklav?" — Jetzt weiß ich, hob Judith an, warum der Vetter Wilhelm so halsstarrig ist.

„Gott soll mich bewahren," sagte ich, „jemals diese Sprache gegen deinen Sohn zu führen! Ich weiß sehr wohl, daß junge Leute, wenn wir Alten nicht jeden ihrer Einfälle gut finden wollen, uns für tyrannisch und grausam ausschreien; aber ich weiß auch, daß wir Alten unsere Leidenschaften, Stolz, Geldgierde, Tadel- und Herrschsucht so gut für Tugenden ansehen, wie junge Leute ihre Thorheiten."

So stritten wir hin und her, und es wurde dadurch nichts besser. „Thu, was du willst!" sagte ich zuletzt, und schwieg.

Mein Neffe ist eingesperrt, weil er ein Mädchen nicht heirathen will, mit dem er die Hölle auf Erden haben würde. Mein Schwager hat dem Großvater des Mädchens sein Glück zu danken. Nun soll der Sohn seine Schulden bezahlen; und ich glaube, es fehlte nicht sehr viel, so hätte er sich bereden lassen. Das Mädchen ist ein buhlerisches, listiges, intriguantes, verschwenderisches Geschöpf, das bloß die Hand nach dem Vermögen meines Neffen ausstreckt, um aufs neue verschwenden zu können. Wollüstig dazu, wie ich fürchte: das Schlimmste, was sich von einem Mädchen sagen läßt, weil von Natur das Weib keinen Hang zur Wollust hat. Sobald mein Schwager an diese Heirath dachte, legte ich mich ein wenig auf die Lauer, um etwas von dem Charakter des Mädchens zu erfahren; und da fanden sich denn Dinge, Geschichtchen, die mir aufs neue zeigten, welche fruchtbare Quelle von Verbrechen die gewöhn-

liche

liche Erziehung der Mädchen ist. Eitelkeit, warhaftig nichts weiter! Aber du würdest erstarren, alter guter Brauns, wenn ich dir sagte, was für Nichtswürdigkeiten die Eitelkeit in dieser Familie hervorgebracht hat.

Ich nahm mir vor, die Heirath zu hindern, was es auch kosten möchte. Glücklicher Weise liebt mein Neffe schon ein Mädchen, die Tochter einer Wittwe. Ich habe dir einmal von ihr geschrieben, daß sie meiner Julie so ähnlich sieht — ein einfaches, gutes, liebes Geschöpf. Natürlicher Weise schlug er nun die Andere aus. Das gab eine sehr häßliche Scene, wobei Mutter und Tochter auf ein Paar Worte von mir unbedachtsam in eine Falle gingen. Mein Neffe weigerte sich zu unterschreiben. Ich behauptete laut, mit einer Art von Aengstlichkeit: die Braut unterschriebe nun auch nicht. Aber sie nahm die Feder. Diese habsüchtige Unbedachtsamkeit wird sie bei meinem Neffen nie wieder gut machen; ich sah ihm den Ekel im Gesichte an.

Das hätte ich nicht thun sollen, wirst du sagen; es ist eine Betriegerei. Richtig; auch

erröthete ich nachher davor: und doch weiß ich noch immer nicht gewiß, ob ich nicht recht that. Ein Herr von * * *, eben der, von dem ich einmal die Wechsel aufkaufte, hat glücklich heraus gebracht, wer die Geliebte des Jünglings ist. Mein Neffe wurde noch denselben Abend ein Gefangener. Ob man dem unschuldigen Mädchen Ruhe lassen wird? Ich zweifle fast. Nun, mein Neffe mag sich selbst durchschlagen; was hätte ich nicht für meine Julie thun wollen! Aber dem unschuldigen, guten, wehrlosen Geschöpfe will ich doch an die Seite treten, um wenigstens bei dem Aergsten zur Hand zu seyn.

Sieh, alter Freund, so bin ich wieder in einen Roman verwickelt, und am Ende muß ich wohl noch den Engländer machen, der uns von dem Pumpen auf sein sichres Schiff nahm. Mein Neffe sitzt geduldig in seinem Stübchen, wo man ihm nicht einmal Schreibmaterialien giebt. Man beobachtet auch mich und meine Gänge; so muß ich denn wohl einige Tage vergehen lassen, ehe ich dem armen Mädchen den

Trost bringe, daß ihr Geliebter nur zu einer Prüfung seiner Liebe sitzt.

Richter an Brauns.

L * * *.

Sieh, lieber alter Bruder, wie alles stürmend daher fährt, einer gegen das Glück des Andern verschworen. Wenn nicht noch heute, oder höchstens morgen, mein Schnupfen mich verläßt, so bin ich gezwungen, das Gefängniß meines Neffen zu erbrechen, und ihn heraus zu lassen, daß er seiner Geliebten, dem unschuldigen Mädchen, beistehen kann. Nur sehr ungern würde ich in dieser Sache thätig werden: denn ich wünschte meinen Schwager nebenher zu überzeugen, daß er Unrecht hat; und so darf ich mich nicht offenbar einmischen.

Vor einigen Tagen ging ich zu der Wittwe, unter meinem gewöhnlichen Vorwande, ihr und der Tochter Arbeit zu bringen. Ich fand sie Beide, wie ich erwartet hatte, in der größten Unruhe, und fragte nach der Ursache ihrer Betrübniß. Sie schwiegen. Entdecken wollte ich mich nicht; so saß ich denn da, und

trätschte ein Stadtgespräch nach dem andern, um mich mit guter Art auf ihre Geschichte durchzuarbeiten. Ich erzählte von der Willmanns, (so heißt das Mädchen, das mein Neffe heirathen sollte). Kaum nannte ich den Nahmen, so brachen Thränen aus den Augen der Tochter; ich hütete mich aber wohl, sie zu bemerken.

Das arme Mädchen! sagte ich; wie wunderbar es doch den Menschen oft geht! Sie sollte, hieß es, den jungen Jahns heirathen; und nun, da es schon bekannt ist, wird nichts daraus. — „Wird nichts daraus?“ wiederholte die Tochter, und stand mit Erwartung vor mir.

Denken Sie nur, Mamsell! nein! Den Sohn soll der Vater eingesperrt haben, eben weil er nicht will. Er . . .

„Großer Gott!“ rief sie erschrocken. „Eingesperrt?“ Sie wendete sich von mir ab, und ich hörte sie hinter meinem Rücken schluchzen.

Er soll, fuhr ich trocken fort, schon eine Braut haben, und sie recht herzlich lieben.

Ja, wenn das ist, so setze ich meinen Kopf zum Pfande, sie müssen ihn wieder frei lassen.

Das denk' ich auch, fiel die Mutter ein; sie können ihn doch nicht zwingen.

„Aber, guter Gott, liebe Mutter! Eingesperrt! Ach, wer weiß, wie sie ihn quälen!" seufzte die Tochter abgebrochen hinter mir.

Was quälen! fuhr ich fort. Ich bin auch jung gewesen, liebes Kind. Und wenn Sie einen Geliebten hätten, fragen Sie einmal Ihr Herz, ob Ihnen dann nicht Gefängniß um seinetwillen ein Himmel scheinen würde. Er sitzt da vierzehn Tage, und denkt an seine Geliebte. Das muß ihm wohlthun. Und von dem jungen Jahns weiß ich zuverlässig, daß er heiter und vergnügt ist. Der Faktor hat es mir gesagt.

Sieh, Alter, so hatte ich mein Päckchen Trost abgegeben, und ging nun mit gutem Muthe. Ein Paar Dornen an einem liebevollen Herzen sind ein Genuß mehr — eine dunkle Wolke am Frühlingshimmel, welche die Schönheit des Tages erhöhet.

Gestern, Morgens, kam ein Miethskut-

scher, und wollte mich allein sprechen. Ich nahm den Menschen, der ein sehr ehrliches Gesicht hat, mit auf mein Zimmer. Er machte einen sehr weitläuftigen Eingang von der Liebe, die er zu meinem Neffen hätte, und erzählte mir noch einen sehr rührenden Zug von der Güte meiner seligen Schwester. — Dann fuhr er verlegen weiter fort, und sagte mir, daß mein Neffe einigemale in seinem Wagen nach Z * * * gefahren wäre, und die Wittwe Silbermann und ihre Kinder mitgenommen hätte.

„Der junge Herr Jahns hat die Mamsell lieb,“ fuhr er fort; „und sie ist auch ein gutes, hübsches Mädchen. Das merkte ich wohl, Herr Richter, und hatte meine Freude an dem jungen Paare. Aber“ (mit der Hand auf dem Herzen, versichernd) „es ging alles in Ehren zu; sonst hätte ich sie Einmal gefahren und nicht wieder, ob ich gleich für den guten Herrn durch Feuer und Wasser liefe.“

Und nun kommt Er, fiel ich ein, mir das zu sagen? — „Nein; das hätte ich wohl früher thun müssen, wenn es nöthig gewesen

wäre. Aber da mußte ich vorgestern die Madame Willmanns fahren, mit einem Fremden, den ich nicht kannte; und da war von dem jungen Herrn und dem herzensguten Mädchen, das er so lieb hat, im Bösen die Rede: von einem Anschlage auf das unschuldige, fromme Kind."

Nun wurde ich aufmerksam. So viel ich von dem Menschen herausbringen konnte, hat Madame Willmanns die Absicht, das Mädchen und ihre Mutter zu entfernen; und wenn den Ohren des Kutschers zu trauen ist, so wäre wohl gar ein Anschlag auf die Unschuld des Mädchens zu befürchten. Es ist von Hamburg die Rede gewesen; dahin will man das Mädchen bringen. Auch von mir hat man gesprochen, und gesagt, ich unterstützte meinen Neffen. Das eben hat den Kutscher bewogen, sich an mich zu wenden. Er bat mich noch sehr dringend, ich möchte mich des lieben Mädchens annehmen. „Sie ist wohl nicht reich, das gute Kind," schloß er zuletzt; „aber ich denke immer, wenn ich so ein frommes Gesicht sehe: Gott kann eine ganze Stadt segnen um

so Eines Gerechten willen.“ Ich drückte dem Menschen die Hand recht brüderlich. Es that mir weh, ihn so gehen lassen zu müssen; aber ich kann die Rolle eines Bettlers noch nicht aufgeben.

Es ist sehr natürlich, daß die Willmanns sich Mühe geben werden, das Mädchen wegzuschaffen. Nach Hamburg? Das wäre denn ein Stück Arbeit für dich, lieber Brauns. Der Fremde heißt Knocher oder Schocher. Der Kutscher hatte den Nahmen nicht recht behalten. Ein kleiner Mann mit einem Höcker auf dem Rücken, und einer Stutzperücke. Sein Gesicht soll jüdisch seyn, mit einem langen spitzen Kinne. „Lassen Sie mich das Geschöpfchen nur erst in Hamburg haben,“ hat er gesagt; „es soll schon kirre werden.“ Die Post geht ab. Mein Neffe sitzt noch. Ich bewundre seine und seines Vaters Geduld. Adieu.

Richter an Brauns.

L***

O, wenn uns nicht zuweilen noch ein Herz

mit der reinen Flamme der Tugend wieder erwärmte, der Mensch müßte zu Eis gegen das Elend werden. Sieh, Alter! ich habe mir heute schon zweimal den edlen Neger vorgestellt, der die Nacht durch für einen schwachen Mitsklaven arbeitete, daß dieser nicht von seinem harten Herrn verkauft, und der Freude seines elenden Lebens, seinem Weibe, entrissen werden sollte. Ich verschaffte dem edelmüthigen Menschen die Freiheit, und gab ihm ein Stück Feld. Ach, ich schäme mich jetzt, daß ich ihm so wenig gab. Er verkaufte die Hälfte, um seinem kranken Mitsklaven die Freiheit zu verschaffen. Guter Gott! und sind nicht auch wir hartgehaltene Sklaven der Verbrechen? O, laß auch mich arbeiten für den elenden Mitsklaven, ohne Zorn und Grimm! Du wirst mir mehr geben, als ein elendes Stückchen Acker!

Ich war so erboßt, daß ich einen ausführlichen Plan machte, die Willmanns zu verderben; aber, guter Gott! soll ich denn strenger seyn, als du? Die Silbermanns sind fort, Mutter und Tochter. Ich bin in ihrem Hause

gewesen. Der Sohn war noch da, und gab mir die Arbeit zurück, die ich bestellt hatte. Seine Mutter und Schwester ließen mir danken; und so weiter. Ich fragte, wo sie wären, und nun zeigte mir der junge Mensch, ohne es zu wissen, die Fäden, welche die Bosheit gesponnen hat. Aber mehr Licht bekomme ich durch seine Erzählung nicht. Ein Verwandter des Vaters, Nahmens Müller — eben der höckerige Schurke — kommt zu ihnen, und bezahlt der Mutter eine Kleinigkeit, die er ihrem seligen Manne noch schuldig seyn will. Sieh, wie geschickt der Spitzbube sich in das Herz der Familie gestohlen hat! — Dann beklagt er die Armuth seiner Verwandten, schenkt ihnen noch eine kleine Summe, und thut am folgenden Tage den Vorschlag, die Tochter zu sich zu nehmen. — „Und sie willigte ein?“ fragte ich unmuthig.

Anfangs nicht, antwortete der junge Mensch mit einem traurigen Achselzucken. Aber eine gewisse Begebenheit, fuhr er fort, die meine Schwester sehr nahe angeht . . . — „Ha, ha!“ unterbrach ich ihn ruhig; „der Liebes-

handel mit dem jungen Jahns! Ich wundre mich nur, daß ... Ihre Mutter versprach mir doch ...“ —

Sie wissen das? fragte er nun verwirrt. — „Wie Sie hören. Nun aber, wie konnte das Ihre Schwester bewegen ...?“ —

Ja, unser Vetter ist ein Juwelenhändler. Wir waren eines Morgens bei ihm in dem Wirthshause, wo er logirte. Auf einmal ließ Mamsell Willmanns sich melden. Unser guter Vetter, dem wir die Begebenheit, die uns so unglücklich macht, schon erzählt hatten, wollte sie erst nicht annehmen. Indeß, wir gingen in ein Nebenzimmer, und Mamsell Willmanns trat mit ihrer Mutter herein. Wir konnten Wort für Wort hören, was gesprochen wurde. Sie besahen Ringe; und nicht lange, so sagte die Mutter: meine Tochter ist Braut.

Sieh, alter Brauns, die verdammte Bosheit dieser Rotte! Der alte Schurke sagt nach einigen Umschweifen: ich habe ja gehört, aus der Heirath würde nichts; der junge Jahns hätte schon eine Braut. — Freilich, erwiedert die Mutter, war er so thöricht gewesen, sich

mit einem Mädchen einzulassen; aber das ist vorbei. Er hat gestern seine Einwilligung gegeben. Die Ehestiftung ist unterschrieben, und in acht Tagen wird die Hochzeit seyn. — Denke dir die arme Auguste, die da aus dem Munde ihrer bittersten Feindin ihr Schicksal anhört! Ihr Bruder konnte kaum auserzählen. Willmanns gehen endlich wieder, nachdem sie einen kostbaren Ring gekauft und bezahlt haben.

Nun kann der alte Betrieger Mutter und Tochter leicht bereden, L*** zu verlassen. Die Mutter nimmt also den Vorschlag an, ein Gut, einige Meilen von hier, zu bewirthschaften. Die Tochter geht mit ihrem Vetter und seiner Frau fürs erste nach Leipzig, dann nach Frankfurt, und nach einem Jahre wollen sie die Mutter besuchen. Du siehst also, daß die Mutter so wenig wie der Bruder weiß, wohin die Tochter gebracht ist. Der Vetter hat ihrem Sohne auf ein Jahr lang Geld gelassen, um der Fabel noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben.

Ich ließ mir von dem Bruder, der ein

sehr verständiger und gebildeter junger Mensch ist, den Zustand seiner Schwester beschreiben, und da flossen seine großen blauen Augen von Thränen über. Er faßte meine Hand, zuckend sogar. „Der Verlust des Mannes, den sie so innig liebte,“ sagte er schluchzend, „hat ihr weh gethan; aber seine Untreue, sein Betrug hat meine arme Schwester vollends unglücklich gemacht. Sie verzweifelt am Leben, an allen Menschen, an sich selbst. Als sie Abschied von uns nahm, fiel sie dort — da pflegte Herr Jahns mit ihr zu sitzen — auf die Kniee. Sie wollte etwas sagen, und das mochte wohl etwas sehr Schreckliches seyn; aber sie schlug nur die Hände zusammen. Meine arme Mutter fiel zu ihr hin auf die Kniee, nahm sie in ihre Arme, und bat sie, doch ruhiger zu werden. Ich liebe dich ja noch, Gustchen, schluchzte die Mutter. — Ist es auch wahr? fragte meine Schwester da leise. Ach, lieber Herr, das rührte uns, besonders meine Mutter, daß wir alle laut weinten. Nachher bat Auguste es der Mutter tausendmal wieder ab. Nun ging sie, und ich mit

ihr. Am Wagen sagte sie mir noch: ich werde euch nie wieder sehen. Darum leb wohl. Tröste die Mutter, und traue keinem Menschen!

Das erzählte mir der junge Mensch mit Tönen, die wechselsweise meinen Zorn und mein Mitleiden rege machten. Trockne deine Thränen, mein Sohn, sagte ich in schmerzlicher Liebe. Deine gute Schwester soll noch glücklich werden. Jahns ist kein Bösewicht. Laß deine Mutter wieder kommen. Hier, hier! — Ich legte eine volle Börse auf den Tisch, und zog den Jüngling an meine Brust. — Sein Erstaunen brachte mich zu mir selbst. Hier, mein Sohn, fuhr ich kälter fort; das ist dein. Du bist von nun an mein Kind. Sey tugendhaft, sey fleißig; ich werde dir geben, was du brauchst. Ihr sollt glücklich werden; aber unter der Bedingung, daß du thust, als ob du mich nie gesehen hättest. Adieu.

Ich ging, ehe der Knabe sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

So steht es nun. Ich habe den Miethsa-

kutscher rufen lassen, und er hat sich in dem Wirthshause, wo der Schurke logirte, erkundigen müssen. Dort kennt ihn niemand. In Willmanns Hause hat man ihn nicht gesehen. Aber aus Hamburg, das behauptet der Kutscher für gewiß, ist der Kerl, und Schocher, meint er, muß er heißen. Ich bitte dich, alter Brauns, forsche, wirf Geld mit vollen Händen weg, und rette nur das Mädchen.

Ich wäre zu Willmanns gegangen; aber das muß das Letzte bleiben, wenn alles Andere mißlingt. Mein Neffe ist wieder frei. Willmanns haben sich auch da wieder höchst unschicklich benommen. Mutter und Tochter gingen selbst zu ihm und sagten, sie hätten seine Freiheit bewirkt. So beschämten sie den jungen Menschen, der nun sah, es wäre bekannt, daß er wie ein Knabe Stubenarrest gehabt hätte. Sieh, wie die habsüchtige Politik sich immer verrechnet, selbst bei ihren Meisterstücken, weil sie das nicht ist, was sie gern scheinen möchte! — Der junge Mensch, den sein Gefängniß natürlicher Weise erbittert hatte, sagte kalt, in Ge-

genwart seines Vaters, der sich — Gott weiß, was alles, von seiner und der Willmanns Großmuth versprach: „ich kann Ihnen nicht danken für etwas, das jeden Augenblick in meiner Gewalt stand. Indeß," — setzte er etwas spöttelnd hinzu — „wenn ich wirklich frei von allem Zwange bin, so danke ich Ihnen in der That, nicht für mich, meine Damen, sondern um Ihrer selbst, um der Stadt, um eines Geschwätzes willen, dessen Bitterkeit und Gift wenigstens nicht auf mich fallen konnte."

Die Mutter wollte etwas sagen; aber mein Neffe wendete sich ab, um zu gehen. Bleib! rief mein Schwager hart; und höre deine Wohlthäterin an! — Der junge Mensch kehrte ruhig wieder um, und sagte kalt: „befehlen Sie, Vater, daß ich in mein Gefängniß zurückkehre? Ich habe mit Madame Willmanns nichts zu reden. Sie wissen meinen Entschluß. Gefangen oder frei, das ist mir gleich. Aber mit Madame Willmanns nichts!"

Mein Schwager fuhr ihn an; Madame

Willmanns bat für ihn; und die Tochter sagte: gehen Sie, lieber Herr Jahns, und erkennen Sie wenigstens, daß wir großmüthig sind. Gehen Sie, weil Sie gehen wollen.

„Mamsell,“ sagte der junge Mensch, wirklich ganz artig, was ich ihm hoch anrechne: — „hier ist mein Vater Herr; und er muß bestimmen, ob ich frei bin oder nicht.“

So geh, du Bube! rief mein Schwager; und der junge Mensch ging unverzüglich. Nun nahm ich denn das saubere Paar Damen ein wenig in die Presse, und nebenher auch meinen Schwager und die alte Judith, die sich allerseits die Köpfe zerbrechen, warum die verkehrten Maßregeln so wenig geholfen haben.

Mein Miethskutscher hat doch wenigstens herausgebracht, daß der alte Schurke mit Extrapost den Weg nach Hamburg gefahren ist. Ich habe ihm verboten, meinem Neffen etwas von dem allen zu sagen, weil der mit seiner Hitze alles verderben würde. Brauchst du etwa Familiennotizen von dem armen Mäd-

chen? Hier sind hinlängliche, die der Bruder mir erzählt hat. Du magst die Rolle eines Verwandten von ihr spielen; und, lieber Alter, sind wir nicht die Väter aller Unglücklichen? oder, wenn wir das nicht immer sind, sollten wir es nicht seyn? Brauns, manchmal wird es mir doch warm und wohl in der Seele, wenn ich so eine gute That nach der andern in die Ewigkeit vorausschicke, die mir die Stätte bereitet. Man soll sich nicht rühmen. Nun ja, ich habe nichts dawider. Wie viel bleibt nicht ungethan, weil wir bequem sind, nicht vom Tische aufstehen wollen, und so weiter! Aber es gehört nicht mehr Demuth, nicht mehr Tugend dazu, recht von Herzen zu beten: Gott sey mir Sünder gnädig! als in frohem Stolze von sich zu sagen: ich bin ein guter Mensch! Denn — sollten wir etwas anderes seyn?

Erinnere dich, Alter, unsres Schiffskapitains, wie wir, anstatt ihm Fluch mit Fluch, Haß mit Haß, Feindschaft mit Feindschaft zu vergelten — denn Gott ist dein und mein Zeuge, er war unser allerbitterster Feind! —

wie wir ihm nun zugleich — (ach, guter Brauns, ich dachte, du würdest hart mit ihm reden; und als du ihm nun so freundlich die Hand botest, da war ich beschämt, daß ich mich für besser gehalten hatte als dich) — erinnere dich, wie er nun die Banknoten bekam, die Hände vor das Gesicht schlug, und weinend sagte: „großer Gott! diese Beiden retten mich!" Erinnere dich! als wir nun wieder ins Freie kamen, wie wir da auf einmal einander umarmten, und Beide das einzige Wort: Bruder! zu einander sagten. Was hieß das anders, als: „ich bin ein guter Mensch, und du auch!" War das Prahlerei? Das wolle Gott nicht! Wir fühlten die Würde der Tugend. Und seitdem hielten wir zusammen wie Licht und Wärme. Bruder Brauns! Ich beuge mich in den Staub vor der ewigen Liebe; aber könnte ich das, wenn ich nicht recht innig fühlte: ich bin ein guter Mensch? Wohlan, lieber Bruder Brauns, vorwärts! Der Hafen erwartet uns. Leb wohl.

L * * *.

Ich bin wieder frei, lieber Freund; aber Auguste ist fort, und weder Mutter noch Bruder wissen, wohin eigentlich. Was sie erzählen, macht mich noch ängstlicher. Ein Verwandter, ein Juwelenhändler aus Hamburg, hat Augusten mit nach Leipzig genommen, und sie hält mich noch jetzt für treulos. Ich habe der Mutter meine Furcht geäußert, daß der Vetter ein Betrieger seyn kann. Sie lächelt aber dazu, wie über eine Aengstlichkeit ohne Grund. Diese Menschen glauben nicht an Verbrechen, weil sie selbst keiner fähig sind. Mein Oheim ist der einzige, der mich aufrichtet. Ich bin sogar auf die Vermuthung gekommen, er selbst habe die Hände mit im Spiele: so gewiß ist seine Versicherung, daß ich Augusten wiedersehen werde.

Die Mutter erwartet Briefe. Das allein hält mich; sonst ging' ich selbst nach Leipzig, um sie aufzusuchen. Ich habe nur den Einen Gedanken; ich sehe kaum, wie mein Vater mir nichts als Blicke voll Haß zuwirft, wie augenscheinlich er es vermeidet, mit mir zu

sprechen, und wie offenbar er meine Schwester mir vorzieht. Ob er seinen Plan aufgegeben hat? Ich zweifle; denn noch immer sind Willmanns unser täglicher Besuch.

Es ist schrecklich! Wo ist sie? Weiß sie jetzt schon, daß ich nicht treulos bin? Und, wenn sie es nicht weiß, hat nicht vielleicht schon längst der grausame Gedanke an meine Treulosigkeit ihr Leben aufgerieben? Diese Ungewißheit ist eine Höllenmarter. Adieu. Ich reite zu der Mutter, um zu erfahren, ob nun endlich Briefe angekommen sind. „Sollten wohl Willmanns mit im Spiele seyn?“ fragte ich heute meinen Oheim. „Sie haben von dem angeblichen Vetter einen Ring gekauft. Lieber Oheim, wer kauft von einem Fremden, den er nicht kennt, einen Ring? wer erzählt einem Fremden sogleich alle Familien-Geheimnisse? Wozu die Lüge, daß in acht Tagen unsere Hochzeit seyn würde?“ Das alles ist geschehen. — Mein Oheim lächelt, und schweigt. Adieu.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Alter, lieber Richter, erinnerst du dich denn des saubern Lüders nicht, mit dem wir in Amsterdam den Handel wegen des jungen Menschen hatten, den er nach Batavia schicken wollte? Das ist der Schocher, der das arme Mädchen entführt hat. Er ist so eben wieder angekommen. Diesesmal, das hoffe ich zu Gott, soll er mir nicht entschlüpfen. Ich habe ihn schon in meinem Netze; er ist eingesponnen, und thut keinen Schritt, ohne daß ich es weiß. Es geht niemand zu ihm, von dem ich nicht erfahre, wo er bleibt, wo er wohnt, welchen Verkehr er mit dem ehrlichen Manne hat; denn alle seine Leute stehen in meinem Solde. Aber von dem Mädchen sieht und hört man noch nichts. Indeß er ist in L * * * gewesen. Die ganze Kleidung und Alles trifft zu. Diesesmal will ich leiser auftreten, als in Amsterdam. Du glaubst nicht, welch ein Heuchler und wie listig der Kerl ist. Er hat sich hier ein ziemlich beträchtliches Ver-

mögen gesammelt, durch Wucher und Betrie-
gerei, wie ich vermuthe. Hätte ich ihn nicht von Amsterdam her gekannt, so würde ich, troß deinem Briefe, auf die Ehrlichkeit des Menschen geschworen haben; denn seine Nachbaren wissen nichts als Gutes von ihm, und loben ihn, weil er keine Kirche versäumt. Er hat in der Nähe von Hamburg ein kleines Gütchen. So viel ich habe erfahren können, ist er da mit seiner Frau und einem jungen weinenden, todtenblassen Mädchen abgetreten. Sie sind aber nur einige Stunden dort geblieben, und dann sogleich in einem fremden Wagen nach Hamburg gefahren. In sein Haus ist das Mädchen nicht gekommen.

So viel zur Nachricht. Ich gebe dir indeß mein Wort, daß ich herausbringe, wo sie ist. Schicke mir nur von der Hand der Mutter oder des Bruders so eine Art von Schein, daß ich sie zu mir nehmen soll. Ich muß doch im Nothfalle die liebe Gerechtigkeit zu Hülfe rufen können.

Die unsichtbaren Zeilen in deinen Briefen, lieber Richter, bleiben nicht ungelesen.

Deine Seele voll stiller froher Wehmuth schreibt sie; und ich sehe jedesmal, wie du den Leichnam deiner geliebten Frau versenkst, sehe, wie deine Tochter hinunterstürzt in den Ocean des Todes, aber auch — in das Meer der ewigen Liebe. Meines Sohnes erwähnst du nicht, guter, lieber Alter. Du klagst, verlassener, kinderloser Vater! Was soll ich, der unglückliche Mann, thun? Deine Julie ist todt; mein Sohn ein Bösewicht. O, wenn du deine unsichtbaren Worte mit Trauerzügen mahlst, so muß ich Thränen und Flammen zu meinen Briefen nehmen!

Er ist nichts als leichtsinnig; damit tröstest du mich. Mein Herz sagt eben das; aber dann ruft eine Stimme: er hat Verbrechen begangen! und diese Stimme ist schrecklicher, als das Geheul der Welle, die deine Tochter verschlang. Wo ist mein Sohn? Sieh, wenn ich Unglückliche rette, wenn ich den Wellen des Elendes wehre, wenn ich Glückliche um mich her sehe; so fällt mir immer ein, wie ohnmächtig unsre Tugenden sind. Wir helfen der Armuth ab. Ach, dem größten Elen-

de, dem Verbrechen, können wir nicht wehren! Ich frage dich, Richter: hast du je schon einen Bösewicht mit der Tugend versöhnt? Und thatest du das nicht, du Staub, — was hast du denn gethan? Nichts.

Wenn ich nur wüßte, wo er wäre! Ich wollte dennoch mit Thränen, mit heißer Liebe, an seinem Herzen liegen, bis es sich öffnete. Noch einmal wollte ich den schrecklichen Versuch machen. Und wenn er wieder nicht gelänge! Richter! Richter!

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich fühle mich immer ohnmächtig, elend, furchtsam, wenn ich etwas mit einem Schurken abzumachen habe; denn nie kann ich mich des Gedankens erwehren, daß ich einmal auf einen treffen könnte, der gerade so entschlossen für das Böse wäre, wie ich und du für das Gute. Was wäre mit so einem Menschen zu thun? Das fiel mir lebhaft ein, als ich diesen Morgen zu Schochern ging. Du weißt, wie kalt, wie besonnen der Bösewicht in Am-

sterdam war, und wie wir endlich unsere Zuflucht zu Großsprechereien nehmen mußten, um ihn aus seiner Fassung zu bringen. Ich ging wohl zehnmal die Straße vor seinem Hause auf und nieder, und übersann alles, was er lügen konnte, lief meinen ganzen Vorrath von Beweisen seiner Schurkerei durch, und machte mich kalt durch den Gedanken: es sey eine Aufgabe für den Witz, ob man den Kerl nicht überraschen könne.

Ich hatte einen jungen muthigen Mann bei mir, der mir im Nothfall als Zeuge oder Beistand dienen sollte. Mein Forschen nach dem Mädchen war vergeblich gewesen; so mußte ich dem Kerl denn auf den Leib gehen. Ich ließ mich melden und wurde angenommen.

So wie der Elende mich erblickte, sah er mich starr an, als ob er sich besönne, wo er mich schon sonst gesehen hätte; aber nur einen Augenblick: dann wurde sein Gesicht wieder ruhig, wie vorher. „Was steht zu Befehl, meine Herren?“ fragte er ruhig. Herr Schocher, hob ich ganz sanft an: — oder, hießen Sie nicht einmal auch Herr Lüders? —

Sieh, ich wollte des Kerls Fassung mit einemmale zerstören; er veränderte aber keinen Zug im Gesichte. „Ich hieß nicht so," antwortete er, kalt wie Eis; „so heiße ich eigentlich. Der Nahme Schocher ist ein Mißbrauch. Mein Oheim, der so hieß, adoptirte mich, und ich galt für seinen Sohn. Auch schreibe ich mich wirklich: Lüders, genannt Schocher."

So haben Sie wenigstens noch einen dritten Nahmen; denn in L*** hießen Sie vor Kurzem auch Müller. Ich glaubte, er müßte bleich werden; aber mit nichten. Er neigte lächelnd den Kopf, als ob er Ja sagte. „Und Ihr Nahme, mein Herr?" fragte er treuherzig. — Ist Brauns! — Er legte den Finger an die Nase: „Brauns? Brauns? habe ich nicht etwa schon einmal die Ehre gehabt Sie zu sehen?" — In Amsterdam, mein Herr Lüders, sagte ich kalt; mit meinem Freunde, Herrn Richter, wenn Sie Sich dessen erinnern.

„Was wollte ich nicht! Seyn Sie mir willkommen. Erlauben Sie . . ." — Er wollte an die Klingel; ich hielt ihn aber auf. „Ich bin seitdem alt geworden," sagte er vertrau-

lich, mit einem Blick auf mich; „das sehe ich an Ihnen, Herr Brauns. Damals waren wir rüstige junge Männer. Sieh da! jetzt fällt mir alles wieder ein! . . . Erlauben Sie doch, ein Frühstück . . . Es war ein Glück für mich, Herr Brauns, daß der Zufall uns in Amsterdam zusammenbrachte. Hinterher habe ich erst eingesehen, wie sehr Recht Sie hatten. Damals dachte ich: was ist daran gelegen, ob jemand in diesem oder in jenem Welttheile lebt und stirbt! Lieber Gott, wie böse kann ein Mensch seyn, wenn er unbesonnen ist! . . . Erlauben Sie, lieber Herr Brauns, ein Frühstück . . . Und kann ich Ihnen in irgend etwas dienen, so reden Sie ganz offen. Ich habe Ihnen ja die Ruhe und die größte Freude meines Lebens zu danken; denn aus dem jungen Menschen, den ich nach Indien schicken wollte, ist ein glücklicher Mann, ein Vater von sieben wohlerzogenen Kindern, geworden." — Sieh, Richter, das alles sagte der Kerl so arglos, so seelenvergnügt daher, als ob er das beste Gewissen hätte.

Gut, Herr Schocher, hob ich ruhig wieder

an. Sie können mir einen Dienst leisten. (Er hörte aufmerksam zu.) Sie haben aus L*** unter dem Nahmen Müller — des Kerls Gesicht wurde sichtlich freundlicher bei diesem Anfange — ein Mädchen, Auguste Silbermann, mitgenommen. — Ich hielt ein; er nickte schnell und freundlich bestätigend mit dem Kopfe. Dann sagte er: „dachte ich doch Wunder, wie geheim das bleiben sollte! Nun?“ — Ich hatte erwartet, er würde läugnen, und schwieg eine Weile, da ich ihn nicht errathen konnte. Auch er schwieg; und so mußte ich denn wieder anfangen: dachten Sie das? — „Ja, ja!“ sagte er; „erlauben Sie, darauf kann ich erst antworten, wenn ich weiß, in wie fern Sie bei der Sache interessirt sind.“ — Die Mutter hat mir aufgetragen, das Mädchen zu mir zu nehmen. Ich zog den Brief der Mutter hervor.

Er sah hinein. „O das ist genug. Wann wollen Sie das gute Kind haben? In Gottes Nahmen; nur nach L***, wollt' ich wohl rathen, brächte man sie fürs erste nicht.“ — Warum nicht? — „Ja,“ sagte er freund-

lich: „die Mamsell Silbermann ist ein gutes, herzlich gutes Kind, ohne alles Arg; doch eben diese Arglosigkeit, diese Unbekanntschaft mit der Welt, kann sie unglücklich machen. Ich weiß nicht, Herr Brauns, ob die Mutter Sie von einer Begebenheit mit einem gewissen jungen Menschen unterrichtet hat?" — Nein; thun Sie es doch. — „Es ist mir Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht. Erlauben Sie, will das gute Kind Ihnen die Sache erzählen, so habe ich nichts dawider."

So lassen Sie das gute Kind kommen. — „Recht gern, wenn Sie Sich nur einige Stunden gedulden wollen. Sie ist auf meinem Gütchen, eine Stunde von hier. Erlauben Sie" — Er wollte an die Thür; ich hielt ihn aber wieder auf. Ich habe Ursache, Herr Schocher, sagte ich kalt, Ihnen nicht zu trauen. Sie fahren auf der Stelle mit mir. — Ich klingelte, und es kam ein Bedienter, dem ich zurief: einen Wagen! Schocher lächelte, und schüttelte den Kopf. „Ja, ja!" fing er an. „Aber erlauben Sie, Herr Brauns, daß ich den Brief der Mutter noch einmal sehe.

Mißtrauen ist ansteckend." Er sah den Brief flüchtig durch, gab ihn mir zurück, und sagte: „es ist richtig. Verzeihen Sie mir. Sie sollen das Mädchen haben. Aber lassen Sie mich nur einen Augenblick zu meiner Frau." — Nicht von der Stelle! rief ich, und glaubte schon, ihn ertappt zu haben.

„Sie sind doch ein sonderbarer Mann!" sagte er. Wenn ich nun nicht wollte: wer würde mich zwingen? Aber, Sie sollen das Mädchen haben, ob ich gleich recht gute Absichten mit ihr hatte. Ich bin ohne Kinder. Doch, wie Gott will! Die Mutter geht vor.

Ich schwieg zuletzt, aus Verdruß, daß ich dem Kerl nichts anhaben konnte. Endlich kam der Wagen, und er sagte dem Bedienten: er führe mit diesen beiden Herren zu Gaste; man sollte nicht mit dem Essen auf ihn warten. — Unterweges sprach er von der künftigen Ernte mit unbeschreiblicher Ruhe. Nach einer Stunde waren wir vor dem Hause. Jetzt stürzten eine Hausjungfer und zwei Mägde mit allen Zeichen wirklicher Angst an den Wagen, und riefen: ach, Herr Scho-

cher, wir sind unschuldig! Die Mamsell Silbermann ist gestern Abend davon gegangen. — „Wie?“ fragte er, und sprang aus dem Wagen. „Das ist nicht wahr. Davon gegangen? Das bindet einem andern auf! Sie weiß ja wahrhaftig nicht einmal, was davon gehen heißt.“ — Recht! sagte ich, und schlug ihm dabei fest auf die Schulter; entführt ist sie, ehrlicher Mann! Er wendete sich heftig zu mir um. „Herr, jetzt schweigen Sie. Ich will die Leute hier examiniren. Wie . . .“

Ich will hier untersuchen, unterbrach ich ihn. Gehen Sie mit meinem Begleiter in den Garten. — „Ich hoffe,“ sagte er, „Sie werden die Zeit wenigstens nicht mit Worten hinbringen. Davon gegangen ist sie nicht.“ Er verließ mich, und mein Begleiter ging mit ihm. Nun mußte mir jedes Mädchen einzeln und allein den Hergang der Sache erzählen. Sie waren alle einstimmig, und eben so die vier Knechte auf dem Hofe.

Das Mädchen ist mit Schocher dahin gekommen, und hat nichts gethan, als geweint, und sehnlich wieder nach L * * * verlangt.

Nach

Nach einigen Tagen läßt sich ein alter Mann in einem grauen Ueberrocke sehen, und sie spricht lange mit ihm. Er kommt alle Tage wieder, und gestern endlich mit einer Chaise, die er vor dem Garten halten läßt. Auguste packt Wäsche und Kleider zusammen, und geht damit durch den Garten. Die Mädchen, die das sehen, folgen ihr nach, wagen es aber nicht, sie aufzuhalten, weil Schocher ihnen befohlen hat, sie thun zu lassen, was sie wolle. Sie wirft das Paket in den Wagen, steigt hinein, und ruft den Mädchen noch zu: „grüßt euren Herrn, den Betrieger!“ Die Chaise fährt weg, und nimmt den Weg nicht nach Hamburg zu.

Sieh, Richter, das ist Alles, was ich aus den einstimmigen Erzählungen, Klagen und Vorwürfen der Mägde und Knechte herausbringen konnte. Hier ist kein Betrug; eben das haben auch Leute im Dorfe gesehen. Auguste hat sehr ängstlich gefragt: ob der Mann, mit dem sie gekommen sey, Schocher oder Müller heiße, und ist bei der Antwort „Schocher,“ tiefsinnig geworden. Was nun? Ich

ging in den Garten. Schocher kam mir sehr ängstlich entgegen, und fragte: „werde ich jetzt erfahren, wie es ist?“ Ich hatte ihn scharf im Auge, als ich erzählte; aber ich sah auch nicht eine Spur von Freude in seinem Gesichte, als ich äußerte, daß ich ihn für unschuldig hielte. Nicht eine Spur von Freude, die sonst den Schurken fast immer verräth.

Dennoch ließ ich den Teufel nicht los; ich brachte aber keinen Funken Licht aus ihm heraus. „Wir sind noch nicht fertig, Herr Schocher,“ rief ich auf einmal. „Sie waren das Werkzeug der Mamsell Willmanns, ein Betrieger.“

Wollen wir uns setzen? fragte er, mit seiner starren, lächelnden Kälte. Betrieger! fuhr er fort. Wie man es nehmen will! Es könnte eben so leicht auch die Handlung eines ehrlichen Mannes seyn. Nur Sie haben das Recht, mich ungestraft einen Betrieger zu nennen, weil Sie mich in Amsterdam kannten. Ich will Ihnen den Zusammenhang der Sache eben so ruhig sagen, wie ich mir alle

Ihre übrigen Einfälle habe gefallen lassen. Nun hob er seine Erzählung an. Nicht Eine Wendung, die ihn verrathen hätte. Hier hast du einen Auszug. Auf einer Reise kommt er nach L * * *. Er ist ein Bekannter, ein Freund von Willmanns (nur zu sehr), die ihm ihre Begebenheit mit deinem Neffen, und seine Liebe zu Augusten entdekken. Sie äußern keine Besorgniß, daß etwa diese Liebe die Heirath verhindern könne; nur fürchten sie, nach der Heirath werde Auguste ihre Ruhe stören. Schocher findet eben das, und giebt den Rath, das Mädchen auf eine gute Art zu entfernen. Er besucht Silbermanns, und wird von der Unschuld, der Güte des Mädchens gerührt. Nun kommt er auf den Gedanken, sie gegen die Verführung deines Neffen zu sichern und Willmanns ruhig zu machen. Er giebt sich für einen Verwandten der leichtgläubigen Familie aus. (Sogar die Unterredung mit Willmanns, die Auguste gehört hat, verschwieg er nicht.) Dann nimmt er die arme Auguste mit, und ist Willens, Vaterstelle an ihr zu vertreten.

Das alles erzählte er so zusammenhangend, so natürlich, so glaubwürdig, daß mein Begleiter wankend wurde, und daß auch ich es geworden wäre, wenn ich diesem Teufel ein Herz hätte zutrauen dürfen. Als er fertig war, sagte ich so kalt, mit einer so schneidenden Stimme, als ich es nur immer konnte: „wenn Sie wissen, wo das Mädchen ist, Herr Schocher; wenn Sie nur die mindeste Ahnung haben, wo sie seyn kann: so thun Sie sehr wohl, es diesen Augenblick zu gestehen. Sie kennen von Amsterdam her meine — wie Sie es nennen wollen — meine kalte, entschlossene Dummheit, oder meine starre Rechtschaffenheit, und wissen, daß ich mein Vermögen, ja selbst mein Leben an einen Entschluß wage. Ich habe Geld genug, Herr Schocher, um etwas an das Auffinden des Mädchens zu wenden; auch fehlt es mir nicht an Zeit und Freunden. Der Liebhaber des Mädchens, ein entschlossener Mann, wird diesen Abend hier ankommen. Er hat dem Entführer den Tod geschworen. Ich gebe Ihnen mein Wort, das Mädchen wird gefun-

den; und haben Sie nur ahnen können, Herr Schocher, wo es war — ich schwöre Ihnen heilig und theuer, daß ich mein ganzes, großes Vermögen daran wende, die Unschuldige zu rächen, und so bitter, so hart, wie nur immer möglich. Das soll dann, bei Gott! Ihr letztes Bubenstück gewesen seyn! Haben Sie mich verstanden, Herr Schocher?"

Das traf den Bösewicht; sein Gesicht wurde blaß. Er zog die Stirn auf und nieder, wie der Tieger, der eben auf seinen Raub stürzen will. Man kennt mich hier, sagte er mit scheuer Drohung, seit zehn Jahren als einen ehrlichen Mann! — „So kennt Sie die Stadt, ehrlicher Herr!" erwiederte ich lächelnd, und mit festem Tone. „Es hat mir schon nicht wenig gekostet, Sie zu entlarven. Erinnern Sie sich der Wechsel, die Sie auf Willmanns gezogen haben?" Hier wurde er sichtbar bleich, und fragte zitternd: welcher Wechsel? — Sieh, Richter, jetzt hätte ich ihn gefangen, wenn ich vorsichtiger gewesen wäre. Ich hatte etwas von falschen Wech-

seln gehört, die er vor Willmanns Falle gezogen, und wahrscheinlich mit dem getheilt hat; aber ich wußte den Zusammenhang nicht genau.

Welcher Wechsel? fragte er. Ich zögerte mit der Antwort; und das gab dem listigen Teufel aufs neue Muth. Er bekam sein lächelndes Gesicht wieder, und versicherte noch einmal feierlich, daß er von dem Mädchen nichts wisse. Ich sah ihn starr an, und er wurde wieder verlegen. Nun bin ich überzeugt, daß er weiß, wo das Mädchen ist. Wir fuhren schweigend in die Stadt zurück, und setzten ihn vor seiner Thüre ab.

Als ich zu Hause war, nahm ich den Miethskutscher mit auf mein Zimmer, zählte eine Anzahl Dukaten auf den Tisch, und fragte: „hat er Lust, das zu verdienen?“ Der Mensch riß die Augen weit auf. „Sobald er mir den Kutscher ausfindig macht, der die Mamsell von Schochers Gute abgeholt hat, ist das Geld sein. Er weiß schon, der Wagen ist blau gewesen, zwei Füchse, der Kutscher ein dürrer, kleiner Mann, in einem

grauen Rocke. Zähl' Er die Dukaten. — Er zählte, schlug mit der Hand auf den Tisch, und sagte: das muß ich herausbringen! Sollte denn wohl der Schocher mit darunter stekken? Wenn ich das nur wüßte! Ich fahre Herrn Schocher zwar wohl gemeiniglich, aber doch nicht immer. Da ist ein — Gott verzeihe mir! der hat einen blauen Wagen, und Füchse dazu! Wahrhaftig, der ist es! . . . Es sind dreißig Dukaten, und Sie müssen Wort halten! — Damit sprang der Mensch zum Zimmer hinaus; und eh' ich ihn abrufen konnte, jagte er, wie rasend, die Straße hinunter.

Nun sitze ich hier. Er wird dumme Dinge machen, und die Sache bleibt unverrathen. Adieu. Wenn ich nur den Menschen wohnen wüßte, der uns gefahren hat! Die Post geht ab. Adieu.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich habe das liebe, unschuldige Mädchen noch dicht am Abgrunde gerettet. Sie ist mein,

meine Tochter, die Tochter des allerunglücklichsten Mannes. Ach, warum, lieber Richter, kann ich nicht triumphirend meine Arme um das gute, theure Mädchen schlagen! Wie kann ich jetzt trauern, jetzt, da ich der Tugend gewiß ein Herz erhalten habe! Sieh, ich nenne das unschuldige Mädchen meine Tochter, weil mir die Freude über ihre Rettung versagt ist. O, Richter, kann mein Herz noch so selbstsüchtig seyn? Bisweilen ist es mir, als wollte ich die dankbaren Liebkosungen des Mädchens von mir weisen. Ich muß mich erholen. Ich muß!

Ach, das Rad des menschlichen Schicksals wälzt sich in Thränen und Schmerzen fort. Laß mich. Ich will mir einbilden, es wären Freudenthränen, die ich weine. Die Priester der Götter durften nicht trauern, selbst nicht um den Tod ihres Sohnes. Ihr Herz mochte brechen; aber die frohlockende Stimme durfte das nicht verrathen. Sieh, hier sitze ich geduldig, sogar lächelnd, und lasse den Schmerz an meinem Leben nagen. Ich will gerecht

seyn; mag der Schmerz mein Leben zerstören! Laß dir erzählen, Richter.

Mein Miethskutscher kam nach einer Stunde eilig, außer Athem, wieder. Seine Vermuthung war richtig; ein andrer Miethskutscher, der Schochern zuweilen fährt, hatte das Mädchen abgeholt. Mein Kutscher war listig genug zu Werke gegangen, das von ihm herauszubringen. Sie müssen nun, fuhr er fort, ihm schnell über den Hals; denn der Kerl steckt mit Schochern zusammen.

Darauf war ich schon gefaßt. Ich nahm eine Gerichtsperson und ein Paar Häscher mit; und so gingen wir nach der Wohnung des Miethskutschers. Einige Drohungen; und der Kerl, der eben ausgehen wollte, gestand: ein junger Englischer Officier habe ihn gemiethet, nach Schochers Gütchen zu fahren, und so weiter. Aus seiner Aussage ergab sich, daß Schocher die Hand mit im Spiele hatte. Er mußte sogleich anspannen, und uns nach dem Landhause fahren, wohin das Mädchen gebracht war. Hundert Schritte davon ließ ich halten. Die Häscher wurden nicht

weit von dem Hause postirt; die Gerichtsperson blieb im Wagen, und ich allein ging.

Als ich anklopfte, öffnete ein junges Mädchen. Ich sagte lächelnd, wie ein alter Bekannter des Hauses: „sage Sie mir doch, liebes Kind, wo finde ich die Mamsell, die gestern Abend hier angekommen ist. Ich bringe ihr die übrigen Kleider.“ Das Mädchen sah mich an. „Still!“ fuhr ich scherzend fort; „ich muß so auf einmal, ganz unvermuthet, hinein treten. Sie wird eine rechte Freude haben; denn sie denkt, ich bin noch in L * * *.“

Also wissen Sie . . .? unterbrach mich das Mädchen leise. — „Was wollt' ich nicht! Der junge Officier weiß ja, daß ich heute Abend komme.“

Sie führte mich an ein Zimmer, und öffnete es leise. Da saß Auguste, die Augen voll Thränen, die Stirn in die Hand gelegt. Sie blickte mich befremdet an. „Guten Abend, Mamsell Auguste!“ sagte ich zutraulich. Sie sprang auf. „Ich komme von Ihrer Mutter.“ Ein tiefer Seufzer war ihre Antwort.

In diesem Augenblick hört' ich ein Geräusch. Es ging eine kleine Thür in der Tapete auf, die ich noch nicht bemerkt hatte, und die auch das Mädchen nicht kennen mußte, da sie erschrocken zurücksprang. Ein junger Mensch, der Officier, sprang rasch herein, und stellte sich neben Augusten. Er fragte; und bei dem ersten Worte, bei dem ersten Tone seiner Stimme, erkannte ich meinen unglücklichen Sohn. Sieh, Richter! da war ich an dem schwersten Augenblicke meines Lebens.

Ach, er fragte mit einer Stimme, die alle Liebe meines Herzens in Bewegung brachte, Worte, — die mich erstarrten: was soll das hier? Das Mädchen ist mein! — Der Gedanke: das ist dein Sohn! lähmte mich. Ich trat schwankend einen Schritt zurück, und schlug mein Auge furchtsam zu Boden. Der Unglückliche mochte das für Feigheit halten, und sagte zu dem Mädchen: sehen Sie, liebes Kind, ein neuer Betrug. Aber seyn Sie ruhig; Sie sind in meinem Schutze. Gehen Sie dort in das Zimmer. (Er zeigte auf die Tapetenthür.) Und nun, mein Herr, sagte er,

kalt und groß auf mich zugehend. — Ich warf die Tapetenthür zu, welche auf dieser Seite keinen Drücker hatte; denn das Mädchen wollte ihm gehorchen. Dann setzte ich mich ruhig nieder, und sagte langsam: „Sie wollen wissen, junger Mensch, wer ich bin?“ Er wiederholte mit Spott: junger Mensch! — „Ja, junger Mensch!“ sagte ich noch einmal mit festem Tone. — Zur Sache! redete er mich hart an. Was wollen Sie? wer sind Sie?

„Ich bin,“ sagte ich gelassen, „ein Freund des unglücklichen Mädchens, das ein boshafter Betrug an den Rand des Verderbens geführt hat. Wie, junger Mensch? Auch Sie verschworen sich, diese holde Unschuld zu vernichten?“ Er runzelte die Stirn, hob dann das Gesicht frei auf, und sagte: ich bin der frommen Litanei müde. Was wollen Sie? Ganz kurz, mein Herr! Was wollen Sie?

„Das Mädchen!“ antwortete ich. Er maß mich lächelnd von oben bis unten; dann sagte er kalt: das Mädchen ist mein. Ich wünsche Ihnen gute Nacht, mein Herr. Er

wendete sich an Augusten, die in Thränen schwamm, und sagte ihr leise einige Worte, welche sie beruhigten.

„Das Mädchen wäre Ihr, mein Herr?“ hob ich wieder an, und mit einem Tone, worin gewiß der rührendste Accent der Natur lag. „Wie? kann Ihnen der verächtliche Betrug eines Bösewichts, wie Schocher, Recht geben, diese Unschuld unglücklich zu machen?“ — Bei dem Nahmen Schocher wendete er sich heftig zu mir. Sie schwärmen. Schocher! wer ist das? — „Ein niederträchtiger Kuppler,“ antwortete ich noch immer sanft, „mit dem ich mich schämen würde eine edle That zu thun. Hören Sie, junger Mensch. Dies Mädchen ist die einzige Freude einer verlassenen, unglücklichen Mutter, eines jammernden Bruders, die Braut eines edlen Mannes.“ Hier flog Auguste mit einem Schrei in meine Arme, und mein Sohn stand, mit den schönen Zügen der Reue im Gesichte, finster da. „Komm, Auguste!“ sagte ich; „lies das.“ Ich zog den Brief ihrer Mutter hervor. Meine Mutter! rief sie, und durchlief das Blatt

mit schnellen Blicken. Ach, Gott! rief sie dann schmerzlich: wem soll ich trauen! Nach einigen Minuten reichte sie mir schnell die Hand, und wollte mit mir gehen. So lange hatte mein Sohn schweigend dagestanden; jetzt aber rief er: Auguste! Sie sind verloren, wenn Sie dem Manne folgen! Bei Gott, Auguste, morgen bring' ich Sie zu Ihrer Mutter.

„Elender Betrieger!" sagte ich, und sah ihm starr ins Gesicht. Er zog seinen Degen; ich behielt aber Stellung, Miene, Stimme unverändert, und sagte: „elender Vatermörder! stoß zu!" Er sah mich starr an, und sein Gesicht wurde ängstlicher. „So weit," fuhr ich kalt, mit richtender Stimme, fort: „so weit, Ludewig, haben deine Laster dich gebracht! Mit dem Degen in der Hand stehst du da, und willst deinen Vater tödten." Jetzt brach sein Herz; er ließ den Degen fallen, und schlug beide Hände vor das bleiche Gesicht. Ich sah ihn noch einige Augenblicke so stehen, und führte dann Augusten hinaus an den Wagen. Sie stieg zitternd

ein, und in einer Viertelstunde waren wir zu Hause.

Es ist ein holdes, unschuldiges, gutes Geschöpf. Ich schicke dir hier einen Brief an ihre Mutter, den sie sogleich geschrieben hat. Sie gab ihn mir offen, und so bekommst du ihn von mir. Welch eine reine Seele! Ich habe ihr gesagt, daß sie meine Tochter seyn soll; und wenn es angeht, lieber Richter, so laßt sie mir wenigstens einige Zeit. Diese milde, unschuldige Menschlichkeit ist mir für mein erstarrendes Herz nöthig. Ich möchte gern mit Wohlthaten das Vergehen meines Sohnes an ihr wieder gut machen. Laßt mir sie! Ich habe ihr gesagt, daß Jahns die Willmanns nicht geheirathet hat; und nun ist aller Kummer, bis auf das Andenken daran, aus ihrer heitern Seele verschwunden.

Mein Sohn lebt noch immer, ohne einen Menschen zu sprechen, in dem Landhause. Ach, Richter, Richter! Zuweilen steigt es wie ein Traum aus einer bessern Welt vor mir auf. Ich sehe ihn mit bleichem Gesichte, mit den Zügen der Reue zu mir hereintreten, und

breite meine Arme nach ihm aus. — Ich unglücklicher Vater!

Hierbei schicke ich dir Papiere, welche die Willmanns betreffen. Welche abscheuliche Menschen! Ich habe das Kind der Mamsell gesehen. Es ist sechs Jahre alt. Wenn du es etwa brauchst, ich kann es alle Tage bekommen. Schochern bin ich auf der Spur. Was mir Auguste erzählt, giebt mir kein Licht. Sie vertraute sich meinem Sohne an, weil sie von Schochern betrogen zu seyn glaubte.

L * * *.

Auguste ist wieder gefunden, und glücklich. Ich habe Briefe von ihr an ihre Mutter gesehen, die das sagen; und auch mein Oheim versichert mir dasselbe. Aber warum kommt sie nicht zurück? Wer ist der Brauns, bei dem sie sich aufhält? Die Mutter kennt ihn nicht, und Augustens Briefe sind gar nicht so, daß sie meine Unruhe vermindern können. Sie läßt mich grüßen, und mir die Versicherung geben, daß sie vollkommen glücklich ist.

Wer

Wer ist der Brauns, in dessen Gesellschaft sie so ganz vergessen kann, daß ich nicht bei ihr bin? Mein Oheim antwortete lächelnd: „ein sehr reicher, edler Mann voll Geist; — und Wittwer!“ setzte er bedeutend hinzu. Und Auguste, fiel ich bitter ein: — ein Mädchen! Er runzelte die Stirn, und sagte: „bist du deiner Sache denn nicht gewisser?“ — Was soll ich wieder aus diesem Vorwurfe machen!

Augustens Bruder und seine Mutter leben jetzt in Ueberfluß. Sie scheint nicht zu wissen, woher das Geld kommt; und er wird ängstlich, so bald ich ihn darum frage. Sehen Sie nicht schon alle die Fäden, aus denen mein Unglück gesponnen wird? Auguste ist glücklich; ihr Retter ein reicher Mann und Wittwer; ihr Bruder auf seiner Seite! Ich möchte so gern an sie schreiben, und Niemand will recht ihre Adresse wissen. Niemand; auch der Bruder nicht! — „Vollkommen glücklich“ ist sie. Das sollte sie nicht schreiben, auch wenn sie schon die Braut des edlen, reichen Mannes wäre. Vollkommen! Also mangelt ihr nichts mehr, auch ich nicht. Ach, sie

würde nicht treulos seyn, wenn ich sie nur spräche! Aber man täuscht ihre Unschuld, und sie wird unglücklich werden. Leben Sie wohl. Ich hoffe doch endlich diesem verabredeten Spiel auf den Grund zu kommen. Adieu! Oder hätte sie mich nicht geliebt? „Bist du denn deiner Sache nicht gewisser?" fragte mein Oheim. Ja, freilich; jetzt seh' ich, daß ich ihrer Liebe nicht so gewiß war, wie ich dachte! Leben Sie wohl.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich habe meinen Sohn wieder, Richter, und mit einem besseren Herzen, als ich hoffte. Welch eine Stunde! Giebt es auf der so unvollkommnen Erde, giebt es für das schwache Herz des Menschen eine seligere Minute, als die, worin er um Vergebung bittet oder vergiebt? Theurer, theurer Sohn, wie süß war es mir, dir zu verzeihen! Ich erkundigte mich heimlich alle Tage nach ihm; er wohnte ruhig, ohne auszugehen, auf seinem Landhause.

Es wurde mir schwer, ihn seinem Herzen, seinem eigenen Entschlusse zu überlassen; aber ich konnte nicht anders. Eines Morgens, als ich mit Augusten am Theetische saß, öffnete sich die Thür, und mein Sohn trat in das Zimmer. Auguste sprang auf, ihm entgegen, ergriff zitternd seine Hand, und führte ihn zu mir. Dann warf sie beide Arme um meinen Hals, als wollte sie Mitleiden für ihn erflehen. Gutes Mädchen! Ach, sein Blick hatte schon längst mein Herz erobert! Sie ging nun, und ließ uns allein.

Ich sah ihn erwartend an, und hatte alle innige Liebe für ihn nöthig, um ihn nicht sogleich an mein Herz zu drücken. „Lieber Vater," sagte er mit erzwungen ruhigem Tone; „ich weiß, daß Sie mich lieben, daß Thränen, die Zeugen Ihrer Empfindung, in Ihrem Herzen stehen. Und wenn ich der verächtlichste Mensch wäre, Sie würden mich aufnehmen, wenigstens den Unglücklichen in mir lieben und trösten. Ich komme also nicht, um Ihre Liebe zu bitten, die ich noch immer habe, oder um Ihre Verzeihung, die

ich mir verdienen müßte. Könnte oder wollte ich mir Ihre Achtung nicht erwerben, so wäre es für uns Beide besser, wenn wir uns nicht wieder gesehen hätten. Sie zweifeln, mein Vater, was Sie auch von mir glauben mögen, nicht an meiner Aufrichtigkeit. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich über das menschliche Leben anders denke, als Sie; doch nie habe ich eine Niederträchtigkeit begangen. (Er legte dabei die Hand auf das Herz.) Nie! nie! Vater, Sie hielten mich ihrer für fähig; und das, eben das, nahm mir die Lust nach Ihrer Achtung zu streben. Sie thaten mir Unrecht, und ich glaubte, die Liebe eines Mannes entbehren zu können, der mich nicht achten wollte."

Sieh, Richter, das war etwas ganz Andres, als ich erwartet hatte. Nun mußte er entweder ein furchtbarer Heuchler seyn, oder meine Liebe hatte gefehlt. Ich glaubte das Letztere, und wurde ruhiger. Dein Umgang mit Schochern? fragte ich; diese letzte Begebenheit mit dem Mädchen?

Er lächelte bitter. „Sie zweifeln also an

der Wahrheit meiner Versicherung, daß ich nie eine schlechte Handlung begangen habe? Das sollte ein Vater nicht, in einer solchen Stunde nicht! — Sie sind der einzige Mensch, Vater, der einzige auf der weiten Erde, dem ich diese Versicherung geben kann; und vielleicht nur aus einer zu starken Rührung über den Zufall, der mir den Degen gegen Sie in die Hand gab. Nicht Ihr Vorwurf: Vatermörder! rührte mich; denn er war ungerecht: ich erkannte Sie nicht; — sondern die seltsame Lage, in die mich der Zufall mit Ihnen verwickelte, mein Nachdenken über die sonderbare Fügung des Schicksals, meine Ehrerbietung für Ihren Charakter, der heiße Wunsch, Sie glücklich zu wissen."

Und, fragte ich sanft, fiel dir nicht ein, was dich zu meinem Mörder hätte machen können?

„Wohl! Mit Thränen über das Elend der Menschen dachte ich es, mit dem Wunsche, daß es anders seyn möchte, nicht mit Reue. Daß ich Sie verlassen hatte, war die

Eine Ursache; daß Sie mich dazu zwangen, mein Vater, die andre."

Sieh, Richter, er war ganz der Alte, der nie Unrecht hatte, wenn man ihn zu Worte kommen ließ, und dem du immer Recht gabst. Ich veränderte das Gespräch. Und was ist nun, fragte ich zutraulich, deine Absicht, daß du mich wieder aufsuchst?

Er breitete die Arme aus, und sah mich mit den schönen Blicken des vollen Zutrauens an. „Mit Ihnen zu leben, mein Vater, wenn Sie mich achten können." Da wallte es bei mir über; ich sprang laut weinend auf, stürzte in seine Arme, drückte ihn an meine Brust, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Sey mein Freund, sagte ich, wenn du mein Sohn nicht seyn willst; mein jüngerer, theurer Bruder. — Wir lagen einer an des andern Brust, und alles war vergessen; alles, alles. Ich schien mir selbst Unrecht zu haben, und that keine Frage mehr an ihn.

Nach einer Stunde kostete mir das Schweigen schon Mühe. Ich würde sogleich wieder gefragt haben: aber dein Umgang mit

Schochern, und die Begebenheit mit dem Mädchen? wenn mir nicht ein Paar Worte von dir eingefallen wären. Du sagtest einmal: soll Gehorsam ein Beweis der Liebe seyn; was ist die Furcht? Ich schwieg, so viele Mühe es mir auch kostete.

Er blieb sich gleich. Als für drei Personen gedeckt wurde, fragte er ruhig: „für Augusten?" — Ich bejahete. — „Ist sie Braut?" — Ja! — Er zog finster die Stirn zusammen; dann sagte er bitter: „der Schurke, der Lüders!" — Nun brach ich durch. Wie so? — Er antwortete ganz kalt: „ich liebe Augusten, wie ich nie geliebt habe, mit der vollen Ueberzeugung, daß sie mein Leben glücklich machen würde. Sie hat das, womit allein das Weib den Mann fest hält: Unschuld. Ich hätte sie lieber nicht sehen sollen!" setzte er nachdenkend hinzu. „Und warum nicht?" unterbrach er sich mit Lebhaftigkeit. „So sinkt doch die Hoffnung zum Glükke nicht ganz, wenn auch zu meinem, doch nicht zu dem Glücke eines Andren, der Menschen überhaupt."

Jetzt kam Auguste selbst. Er behandelte sie fein und artig, aber nie leidenschaftlich. Als er sie nach ihrem Geliebten gefragt hatte, und sie mit tiefer Rührung von ihm redete, hörte er mit sichtbarem Kampfe in seiner Seele zu; aber sein Ton blieb gefaßt. Ich fing an, was er wünschte, ihn zu achten, und wurde ruhig. Nach einem langen Gespräche, worin ich ihm meine Grundsätze äußerte, ging er weg, kam wieder, gab mir ein Paket, und sagte: „hier ist ein Tagebuch meines Lebens. Ich hoffe, mein Vater, Sie werden, wenn Sie es lesen, Sich Ihres Sohnes nicht schämen, sondern nur den Zufall bedauern, der uns trennen konnte.“

Ich habe ihm Unrecht gethan, lieber Richter. Er ist ein Vernunftschwärmer, wie wir in seinem Alter Tugendschwärmer waren. Ja, er hat, gleich uns, mit Schurken Umgang gehabt: wir aus Mitleiden, er aus Humor; so wie, schreibt er selbst, der Naturforscher Vipern secirt, um sie kennen zu lernen. Seine Grundsätze sind freilich seltsam; doch führen sie ihn sicher dahin, wohin uns die unsrigen

führen: das Leben zu verachten, aber es zu verdienen; den einzelnen Menschen zu bemitleiden, aber das Geschlecht und seine Bestimmung zu ehren. Er kennt den Heuchler, den Schocher, doch nur unter dem Nahmen Lüders, will gern wissen, wie es in dem Busen eines solchen ausgemachten Schurken aussieht, macht sich an ihn, gewinnt halb und halb sein Vertrauen, und entführt ihm mit seiner Bewilligung Augusten, die er auf der Reise von L*** hierher schon kennen gelernt hat. Schocher giebt sie für ganz hülflos aus, und erzählt ihm einen Roman, an dessen Wahrheit er nicht zweifelt. — Mein Sohn ist unschuldig, und auf dem Wege ein edler Mensch zu werden, — freilich auf einem seltsamen, der eher zur Verzweiflung an der Tugend, als zur Tugend selbst, zu führen scheint. Ich hoffe, er soll noch glücklich werden, so wenig er selbst es erwartet. Er scheint kalt, ist es aber nicht; und was er für Streben seiner Vernunft hält, ist nichts als die schöne Ahnung seines Herzens.

Du würdest mit mir die Stärke seiner

Seele bewundern, wenn du sähest, wie er mit Augusten lebt. Er ist ihr Lehrer; und einen bessern konnte sie nicht bekommen, ob ich gleich Anfangs befürchtete, daß er ihr etwas von seinen Grundsätzen mittheilen möchte. Ich sprach mit ihm darüber. „Die Weiber," sagte er, „brauchen nichts als Liebe, Heiterkeit und keusche Unschuld. Das sollte ihr Charakter seyn, um die mächtigen Schläge unserer Vernunft zu mildern. Das Weib ist für den Mann geschaffen; der Mann für das ganze Menschengeschlecht." Sieh, so führen seine falschen Vordersätze zu eben dem Ziele, wie unser Streben: zur Tugend, zur Liebe. Du würdest Augusten nicht wieder kennen. Ihr Charakter entwickelt sich hier zu einer stillen, einfachen, aber mit aller Liebenswürdigkeit geschmückten, Majestät.

Ich bedaure meinen Sohn. Neulich, als Auguste uns verließ, sprang er auf, drückte mich in seine Arme, und sagte klagend: „ich schaffe ein Eden für einen Fremden!" — Für einen Menschen, erwiederte ich: für deinen Bruder! — „Ach," seufzte er; „wenn die-

ser Mensch es verwüstete!" und nun fuhr er, weil Auguste hereinkam, mit eben der Ruhe wieder fort, wie vorher. Sieh, Richter, mich dünkt, eben dieser Stolz auf die Stärke seiner Vernunft giebt ihm die Kraft, ruhig zu bleiben. Ich frage mich sogar: ob ich wohl fähig wäre, in diesem Grade Herr meiner Leidenschaft zu seyn.

Auguste ist äußerst gelehrig und fleißig. Ihre Stimme bildet sich zum Entzücken aus. Sie spricht und schreibt sehr richtig; ihr Anstand, ihr Gang wird edel: nur ihr Herz bleibt so demüthig, wie es war. Wenn sie noch einige Monate hier ist, so darf sie kühn mit der Gebildetsten ihres Geschlechtes wetteifern. Der Umgang mit meinem Sohne giebt ihr eine Feinheit im Ausdruck, eine Zartheit der Empfindung, die ich bei einer solchen bescheidenen Einfalt nie für möglich gehalten hätte. Sie macht unbeschreibliche Fortschritte in der Musik, im Englischen und Französischen; doch das alles sind nur kleine Stickereien auf dem weißen Schleier ihrer bescheidnen Unschuld.

O, wie glücklich wird dein Neffe seyn, wenn ich ihm dieses Mädchen übergebe! Ich bitte dich, Richter, laß es mir noch einige Zeit.

Richter an Brauns.

L***.

Schicke mir sogleich die Tochter der Mamsell Willmanns; ich brauche sie. Grüße deinen Sohn von mir. Weniger habe ich nie von ihm erwartet, als er thut. Sag ihm das. Aber du konntest das häßliche Befehlen nicht lassen, Alter; und du weißt ja, daß Sklaven nicht lieben können. Mein Schwager begreift das nicht. Du bist durch dein eigenes Herz gerettet. — Dein Sohn hat nie aufgehört, mir zu schreiben; ich kannte ihn.

Erzieh mir Augusten so fort. Ein Jahr bleibt sie bei euch; dann aber — Magst du doch am Ende bei ihr leben! Wer weiß, was ich thue? Aber erst will ich meinem Schwager sein hartes Herz ein wenig weich drücken. Schreib mir doch etwas ausführlich über die

Londoner neue Unternehmung nach China und Japan, was zu hoffen, was zu fürchten ist. Hier hör' ich nichts mehr davon. Ich bin dabei sehr interessirt; aber nur bei dem Verluste. Mißlingt die Unternehmung, so wird es mir lieb seyn. Du sollst das näher erfahren. Adieu. Das Kind an unsern gewöhnlichen Korrespondenten.

L * * *.

Da hat sich auch ein Sohn des reichen Herrn Brauns gefunden, um den in Augustens Briefen die Prädikate: „liebenswürdig! edel! erhaben!" umher stehen, wie um seinen Vater die vollen Geldsäcke. Um mich nichts weiter, als: „grüßen Sie Herrn Jahns von mir." Die Mutter, der Bruder, und auch mein Oheim beobachten ein unverbrüchliches Schweigen über ihren Aufenthalt, über ihre Gesinnungen. Nun, über d i e kann ich wohl nicht mehr in Zweifel seyn. Ich weckte die Empfindungen ihres Herzens: das war alles. Dieser junge Herr Brauns ist der Glückliche,

der — Ich will Ihnen nur gestehen, was ich lieber mir selbst verschweigen möchte. Dieser Tage nannte ich bei meinem Oheim den jungen Brauns. „Ein edler Mensch!" sagte er. — Hm! erwiederte ich bitter; sein Vater ist ja sehr reich . . . . — „Wenn ich nicht irrer," fiel er mir ins Wort, „so habe ich noch Briefe von dem jungen Menschen." Er suchte, fand einige, und las mir vor. Ich schlug die Hand an die Stirn; denn ich fühlte mich verloren: so groß, so edel, glänzte der Charakter des Menschen in jeder Zeile.

Mein Oheim lächelte, und sagte dann auf einmal: „und der junge Mensch liebt Augusten!" Ich sah ihn an und ging. So zerplatzt die bunte Seifenblase vor den Augen des fröhlichen Kindes. Zuweilen fällt mir ein, daß ich Augusten wohl einmal Vorwürfe machen möchte; und dennoch sagt mir mein Herz: sie ist unschuldig. Ich fühle, ich weiß, mit dem Schmerze der Verzweiflung: sie wird nie einen Vorwurf von mir bekommen. Und, und — Bei Gott! Sie sollen von mir hören!

Richter an Brauns.

L * * *.

Denke nur! Um nicht die Schande zu erleben, etwas gewollt zu haben, das er nicht durchsetzen konnte, brütet mein harter Schwager mit Willmanns einen tollen Plan aus, der warhaftig gelungen wäre, wenn die alte Judith hätte schweigen können. Ich sah die Willmanns lächeln, und erfuhr, daß Herr und Frau von * * * sich Kleider zur Hochzeit machen ließen. Mein Schwager war auf einmal freundlich und gütig. Man drang nicht mehr auf die Heirath; aber desto öfter steckte man die Köpfe zusammen, und fuhr betroffen aus einander, wenn ich dazu kam. Ich wollte die alte Judith zum Plaudern bringen; doch vergebens: sie schwieg, wie ein Stein, und sah mich nur listig an. Endlich reitzte ich ihre Eitelkeit durch meine Schadenfreude, daß der Plan mit der Willmanns verunglückt wäre. Nun wurde es ihr zu schwer, ihren Triumph zu verhehlen. „Ich möchte beinahe wetten,“ sagte sie lächelnd und schlau, „wir haben in

vier Wochen Hochzeit.“ — Nun, so müßten Sie heirathen, Judith! erwiederte ich. — „O nein; sonst jemand, von dem Sie es nicht erwarten und wünschen.“ — Ho! ho! sagte ich: was wetten Sie? — Sie lächelte und schwieg. Am folgenden Tage hob ich wieder an, und machte sie böse; im Zorn verrieth sie nun, daß man meinen Neffen von der Seite seines Herzens angreifen würde. Und warhaftig, zu einer bessern Zeit konnte man das nicht thun; denn der junge Mensch hält seine Geliebte für untreu, und deinen Sohn für seinen glücklichen Nebenbuhler. Auch habe ich ihm angemerkt, daß Edelmuth bei ihm im Spiele ist, und daß er dem Mädchen gern den Vorwurf der Untreue ersparen möchte. Die Tochter der Mamsell Willmanns kam mir also sehr gelegen; und die Papiere, die du mir geschickt hast, lagen in Bereitschaft.

Der Plan war gemacht, und der Tag kam, da man das Netz über den jungen Menschen werfen wollte. Willmanns fanden sich ein, und es war ein Prediger bestellt, wie ich wußte, zur Trauung. Ich schickte also ganz still

nach

nach der Tochter der ehrbaren Mamsell, und erwartete ruhig das Siegesgeschrei. Nun ließ mein Schwager sich untergeschobene Briefe aus England bringen, die ihm das Mißglücken der großen Unternehmung nach China und Japan ankündigten. Er rief: ich bin verloren! Man umringte ihn, man fragte. Er erzählte; und nun erboten sich Willmanns, ihn mit ihrem ganzen Vermögen zu decken. Mein Schwager fiel der Mamsell um den Hals, und mein Neffe staunte. Dieser unerwartete Edelmuth rührte ihn; er gab dem Mädchen die zitternde Hand. Da die erste Geliebte ihn verlassen hatte, und die Willmanns seinen Vater retten wollten — was war natürlicher als seine Handlung, bei der doch selbst mein Schwager nicht ungerührt blieb. Jetzt hörte ich Judiths Stimme, und ging auf den Saal. „Heute sollen Sie gratuliren,“ sagte sie triumphirend. „Sehen Sie wohl? Meine Wette wäre gewonnen; wir haben Hochzeit!“ — Was wetten Sie noch jetzt? erwiederte ich; aus der Hochzeit wird nichts.

Ich ging in das Zimmer, und sagte ruhig: „Mamsell Willmanns, ich habe Ihnen

etwas Dringendes zu sagen.“ — Jetzt nicht! fuhr mein Schwager auf. — „Jetzt! eben jetzt!“ Sie wollte nicht; aber kaum hatte ich ihr leise ins Ohr gesagt: „Ihre Tochter aus Hamburg ist auf meinem Zimmer;“ so erblaßte sie, und folgte mir, als ich ihre Hand nahm, wie ein Marionette. Noch auf dem Wege nach meinem Zimmer gab sie sich Mühe, mir nicht zu glauben; als ich aber die Thür öffnete, und sie ihr Kind erblickte, schrie sie auf. Das Kind sprang schmeichelnd zu ihr hin, und sie sah es, mit Grimm und Verzweiflung in den Augen, an. „Das bleibt unter uns,“ sagte ich langsam und deutlich zu ihr; „aber aus der Heirath wird nichts.“ — O, ich schwöre Ihnen, rief sie ängstlich: Sie irren Sich, Herr Richter. — Ich gab ihr ruhig einen ihrer Briefe, und blätterte ihre ganze Korrespondenz vor ihren Augen auf. Jetzt hörte ich Judith vor der Thür, brachte die Kleine in die Kammer, und befahl ihr, ja darin zu bleiben.

Judith erschrak, als sie die Mamsell Willmanns sah. „Es haben sich,“ sagte ich zu

ihr, „Umstände gefunden, die es der Mamsell Willmanns nothwendig machen, alle Verbindung mit unserm Hause abzubrechen.“ Judith blieb mit offnem Munde stehen. Mamsell Willmanns rief ängstlich nach ihrem Wagen. Ihre Mutter kam, und die Tochter sagte ihr einige Worte ins Ohr. Das Weib schleuderte einen wüthenden Blick auf mich, und verlangte ebenfalls den Wagen. Nun kamen mein Schwager und mein Neffe. Man fragte, man erkundigte sich. Die Willmanns antworteten nur mit einzelnen, abgebrochnen Tönen. „Es haben sich Umstände gezeigt, lieber Schwager,“ sagte ich, „die es der Mamsell unmöglich machen, deinen Sohn zu heirathen.“ — Welche Umstände? fuhr er auf. Ich will, mein Sohn will; und ich verbitte, daß sich sonst jemand, er sey, wer er wolle, in meine Angelegenheiten mischt. — Wie dem auch seyn mag, sagte mein Neffe mit der Stimme verzweifelnder Resignation: hier ist meine Hand, Mamsell Willmanns! . . . Das ist ja so wenig! setzte er, mit einem Blicke auf mich, hinzu. Das Mädchen sah mich

durchbohrend an, und hatte die Unverschämtheit, ihre Hand in die seinige legen zu wollen. „Mamsell!" sagte ich ernst; „keine Unbesonnenheit!" Sie biß die Zähne auf einander. Ihre Mutter winkte, ergriff die Hand meines Neffen, und murmelte etwas her, das ihre Verwirrung anzeigte, aber auch den Entschluß, die Hand nicht fahren zu lassen. „Hannchen!" rief ich. Das Kind kam herein, und auf mich zu. Die Willmanns erstarrten; die Andern sahen mich errathend an. Ich hielt schweigend das Kind fest, und erwartete die Auflösung.

Nun hob die Mutter an. Sie gestand, daß ihre Tochter die Mutter des Kindes sey, und erzählte eine Fabel, die unschuldig genug herauskam, und nach der ihre Tochter gleichsam eine Wittwe seyn sollte. Judith fing an, sich zu kreuzen. Mein Schwager stampfte mit den Füßen, und fluchte auf seinen Sohn, auf mich, auf die Willmanns. Die Fabel bekam in dem Munde der Frau immer mehr das Ansehen der Unschuld. Nun mußte ich noch einen Schritt weiter gehen. „Hier, Mada-

me," sagte ich, „ist zu dem Kinde auch Ihre und Ihrer Tochter Korrespondenz. Bis jetzt hat sie niemand gelesen, als ich; sagen Sie aber noch eine einzige Lüge, so geb' ich sie meinem Schwager, und — ich zeigte ihr ihre Briefe in der Wechselgeschichte — dies dazu." Dieser Schlag betäubte sie. Ach, hochgeehrtester Herr Richter, sagte sie, und hätte sich beinahe vor mir niedergeworfen: machen Sie eine arme Familie nicht ganz unglücklich. Ich bot der Frau, anstatt ihr zu antworten, den Arm, und die Tochter folgte. Als ich sie an den Wagen geführt hatte, der auf meinen Befehl vorgefahren war, ging ich wieder hinein. Mein Schwager hatte das Gesicht gegen die Wand gekehrt; Judith schüttelte in einem fort den Kopf, und rief, als ich kam: schaffen Sie auch den Balg da aus dem Hause! Ehe ich antworten konnte, wendete sich mein Schwager um, und rief, feuerroth: das war also dein Gehorsam, Bube? Mich zum Narren haben? Aber es soll anders werden! Ich will Herr in meinem Hause seyn; und wem das nicht recht ist, mag meinethalben

gehen und Sackträger werden! Mit diesen Worten, die mir galten, lief er auf sein Zimmer. Judith schlich ihm mit Kopfschütteln nach, und als sie die Thür zugemacht hatte, fing sie an mit heller Stimme zu singen: die Lust des Fleisches dämpf' in mir — daß sie nicht überwinde, rc.

Jetzt nahm ich meinen Neffen vor, las ihm derb den Text über seine Unbesonnenheit, Augusten auf den ersten Verdacht fahren zu lassen, und gab ihm dann aufs neue einen Schimmer von Hoffnung. Da erschrak er vor dem Abgrunde, in den er sich hatte stürzen wollen, und dankte mir, als er wieder zu sich selbst gekommen war, mit dem vollen Entzücken der Liebe.

Mein Schwager glaubt ganz fest, es sey eine Verabredung zwischen mir und meinem Neffen gewesen, und ist sehr böse auf diesen, ob er gleich jetzt lieber sein ganzes Vermögen hingäbe, als in die Heirath willigte. Eben das, was ihn belehren sollte — wie ungerecht der Mensch seyn kann! — hat ihn erbittert. Er meint, ein Vater müsse gegen seinen Sohn nie

Unrecht haben. Ich hoffe, daß seine Hitze, seine Herrschsucht bald alles der Vollendung näher bringen wird. Wenn zwei Herzen, die von der Natur zu Liebe bestimmt waren, anfangen einander zu hassen — sollte man dann nicht ganze Welten zwischen sie werfen, damit sie sich in dem weiten Raume der Schöpfung nie begegnen könnten? — So geht hier das Leben mit Zank und Versöhnung zwischen Beiden hin, und mit jedem Tage wird die Liebe in ihrem Herzen immer tiefer erschüttert.

„Nur nicht Trennung zwischen Vater und Sohn!" sagt die fromme Judith seit gestern, so oft sie mich sieht. „Was wird die Stadt sagen!" — Nur nicht bei einander bleiben, wenn sie sich nicht lieben, antworte ich; was wird die Natur, was der Himmel dazu sagen! — „Ach," erwiederte sie mir, die Hände ringend, „Herr Vetter, die Lieb' ist in Gemüthern, — wie ein Balsam der sie heilt, — wie ein Stern, der herrlich blinket, — wie die Schönheit, die uns winket." — Eben darum! fiel ich ein. Sie nennt mich gottlos, und singt, daß das Haus schallt: „er ist aus Kains Mord-

geschlecht — und ein verdammter Sünden-knecht!" Dabei schürt sie mit ihren Anmerkungen den Haß zwischen Beiden zu hellen Flammen an, ohne im Mindesten etwas Böses dabei zu denken. Erst hetzt sie Vater und Sohn auf; dann möchte sie das Feuer mit einem geistlichen Spruche oder Verse wieder löschen, und wundert sich, daß es nicht gehorchen will. Sind nicht die meisten Menschen so, wie diese gutherzige, fromme Judith? Adieu. Sorge für Augusten. Grüße deinen Sohn, und danke Gott!

Richter an Brauns.

L * * *.

Der Schlag ist gefallen; Vater und Sohn sind getrennt. Gestern Morgen ließ mein Schwager, nachdem er lange, mit sich selbst kämpfend, im Zimmer auf und nieder gegangen war, seinen Sohn kommen. Dann wendete er sich zu mir und Judith, und sagte: „ich will durchaus, daß ihr euch jetzt in nichts mischt, was ich thue." Judith nahm sogleich

ihr Gebetbuch auf die Kniee, und saß da, als ob ihre Hände, Füße und Augen lauter Ohr wären. Zu meiner Freude war er fest entschlossen: das hörte ich an dem ruhigen Tone, mit dem er sprach, und den er so ziemlich behielt. „Deine Schwester ist verheirathet,“ hob er an; „und zwar nach meinem Willen. Ich bin nur Vater von Kindern, die mir gehorchen. Das überleg!“ Er hielt etwas inne. „Ich habe für dich eine Partie. Besinne dich wohl! Willst du mir gehorchen?“

Hier wollte Judith etwas sagen; allein er warf einen zornigen Blick auf sie, und sie schwieg. „Antworte ganz nach deinen Wünschen, mein Sohn; aber ohne Vorrede. Bloß das einzige Wörtchen Ja, oder Nein. Willst du gehorchen? Ja oder Nein. Nichts weiter.“

Mein Vater, fing mein Neffe an — „Ohne alle Vorrede, sage ich dir!“ unterbrach mein Schwager ihn heftig. „Ich will, um deinen Oheim zum Schweigen zu bringen, einmal hören, ganz hell und deutlich hören, daß du mir nicht gehorchen willst. Also, ich

verlange, du sollst heirathen. Willst du gehorchen?" — Mein Vater . . . — „Nichts, nichts! Ja oder Nein. Willst du gehorchen?" — Ich kann nicht, Vater, sagte der junge Mensch unmuthig. — „Die Antwort will ich nicht; du sollst ein einfaches Ja oder Nein antworten. Willst du mir gehorchen?" — Nein! sagte der Sohn fest. — „Nun?" rief der Vater, und sah mich an.

Er runzelte die Stirn, verbiß seinen Zorn, und sagte: „so ist es Recht! Unterschreib nun diesen Zettel, worin steht, daß du mir den Gehorsam versagt hast." — Schwager, sagte ich; ein Kaufmann muß wenigstens mit Feder und Tinte ehrlich umgehn. Du willst deinen Sohn da etwas unterschreiben lassen, das nur halb wahr ist. — Er sah mich grimmig an, und drang meinem Neffen die Feder auf. Dieser las, und sagte dann: wenn es nur das ist, mein Vater; recht gern! (Er unterschrieb mit Thränen in den Augen.) Auch wenn ich Ihnen hätte gehorchen können, wären Sie Herr über Ihr Vermögen gewesen. Mein Herz macht nur Ansprüche auf Ihre Liebe,

auf weiter nichts. Der Erbschaft entsage ich gern; aber, aber — er ergriff weinend des Vaters Hand — von Ihrer Liebe scheide ich mit schwerem Herzen.

„So gehorche!“ sagte mein Schwager ungewöhnlich sanft, und zog die Hand nicht zurück. — Das allein kann ich nicht, mein Vater. — Nun flammten seine Augen wieder von Zorn. Er wendete sich um, und schwieg einige Augenblicke.

„Deine Mutter,“ sagte er dann, „brachte mir sechzehntausend Thaler zu. Hier ist die Hälfte, dein Mütterliches.“ (Er reichte ihm Banknoten, und drang sie ihm auf.) „Nun habe ich dir nichts mehr zu befehlen, und du nichts weiter von mir zu erwarten. Ich wollte, du wüßtest noch heute, wohin.“ — Mein Neffe stand mit gesenkten Augen vor ihm; dann schlug er auf einmal beide Arme um seinen Vater, küßte ihn, und sagte: nun noch das Letzte, mein Vater, was Ihnen keinen Heller kostet. Nennen Sie mich noch einmal Ihren Sohn! — Da stand der alte Mann mit seinem verlassenen Vaterherzen. Jetzt fühlte er,

was sein Sohn von ihm forderte; und doch siegte sein Stolz. Er wendete sich ab, und sagte: Adieu, mein Sohn! — Mein Neffe ging, wie betäubt.

Als er hinaus war, fragte ich: „Judith, steht nicht im neuen Testamente das Evangelium vom verstoßenen Sohne?“ — Vom verlornen! antwortete sie weinend. — „Recht! vom verlornen Sohne; denn zu einem verstoßnen wäre der alte Vater hingegangen und hätte gesagt: Sohn, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir! . . . Schwager,“ sagte ich ernst: „deine Tochter ist gehorsam gewesen; und dein Sohn liebt dich. Du wirst sehen, mit wem du am besten fährst.“ — Gehorsam ist besser, . . . fing Judith an, und vollendete nicht.

Ich fand meinen Neffen auf seinem Zimmer wirklich sehr gerührt. Es kostete mir nicht viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß er gerade das, was nun geschehen wär, hätte wünschen müssen. Ich machte Plane mit ihm, was er thun sollte, um glücklich zu leben. Er äußerte Neigung zur Landwirthschaft, und ich rieth

ihm ein Gut zu pachten, wozu er mit Freuden Ja sagte. Nun gab ich ihm bestimmtere Hoffnungen auf Augustens Besitz. Eine Pachtung war bald gefunden, nehmlich unser Beider Gut Plauenberg; und ein Paar Zeilen an unsern alten Riedel brachten unsere Nahmen aus dem Spiele. Noch heute fahre ich mit ihm dahin. Ich hoffe, er soll sogleich dableiben. Dies zur Nachricht, daß du nicht etwa auf den Einfall kommst, mit Augusten dahin zu gehen. Das Jahr ist nun bald verlaufen. Halte dich bereit, Augusten in die Arme der Liebe abzuliefern. Kein Geld, nichts! Sie sollen erst sich behelfen lernen, arbeiten, entbehren und glücklich seyn. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

Jetzt, lieber alter Brauns, wird es Zeit, die beiden Liebenden zusammen zu bringen. Mein Neffe wohnt in Plauenberg, in der Pächterwohnung, und ist sehr einfach, nicht einmal bequem, eingerichtet. Das Betragen des

jungen Menschen freuet mich; er fand auch diese Einrichtung noch nicht einfach genug für sein Vermögen. Augustens Mutter ist, auf meinen Rath, und auf meinen Betrieb durch den Sohn, als Wirthschafterin bei ihm. Er liebt das Mädchen mit reiner Sehnsucht, und sie ist sein ewiges Gespräch; aber das hemmt seine Thätigkeit nicht, und sogar in den Feierstunden arbeitet er im Garten. Wundre dich nicht. In dem Pachtkontrakte habe ich dich und mich geadelt; wir heißen: Herr von Plauenberg. Das große Haus steht leer; mein Neffe erwartet, sehr bald den Gutsherrn darin zu sehen. Du kannst ihn nun überraschen, wie es dir gut scheint. Mache nur deinen Plan so, daß du den meinigen nicht über den Haufen wirfst.

Er soll Augusten haben, aber ohne Geld; und das muß auch sie glauben. Die Art und Weise, wie du das anfangen willst, überlasse ich dir. Sie sollen die ersten Jahre ihr Glück nur ihrem Fleiß, ihrer Mäßigkeit verdanken; denn, alter Brauns, warum freuen wir uns über unsern Reichthum? Weil wir ihn uns

erworben haben. Noth und Sorgen, wenn sie nicht allzu groß sind, schmelzen die Herzen zusammen, stärken die Liebe, und vergrößern den Muth. Dann hab' ich noch einen andern Plan, den ich dir entdecken will, sobald mein Podagra mich wieder vom Stuhle läßt. Also nach Plauenberg; und Liebe, Friede und Gottes Segen mit dir und euch Allen!

Dein armer Junge dauert mich. Aber es wird sich für ihn schon noch ein Herz finden; und, die Wahrheit zu sagen, ist dieses einfache Geschöpf nicht für ihn, so wenig wie er für das Leben in Plauenberg. Leb wohl.

Brauns an Richter.

Plauenberg.

Sie sind Mann und Frau, lieber Richter, und mein Sohn ist fort. Da hast du Beides: Freud' und Leid. Wohl hundertmal habe ich dich hergewünscht. Ich las meinem Sohne deinen Brief vor. Du glaubst nicht, wie sehr er das Mädchen liebte, und wie standhaft groß er sich betrug. Als ich ihm die Stelle

in deinem letzten Briefe vorlas, worin du sagst, Auguste passe nicht für ihn, da rief er erst: „wie? Auguste nicht für mich?“ Dann legte er die Hand an die Stirn, und sagte nachdenkend: „wenn er wieder Recht hätte, der alte Prophet! Ich fühle es zwar noch nicht; aber . . . Hat er Recht, so muß ich sie vergessen können. Das wird sich zeigen. Wir gehen nach Plauenberg.“

Ich richtete die Reise so ein, daß wir um Mitternacht auf dem Gute ankamen. Ein Bedienter war zu Pferde vorausgegangen, um Anstalten zu unsrer Aufnahme zu treffen. Ich hatte ihm bestimmt den Auftrag gegeben, zu verhüten, daß uns dein Neffe nicht etwa empfinge. Am folgenden Morgen bat ich Augusten, sich recht gut anzukleiden, und dann, sich mit meinem Sohne an das Klavier zu setzen. O, du müßtest den edlen Anstand des reitzenden, ausgebildeten Mädchens sehen, du müßtest sie singen hören, um dir einen Begriff von den Empfindungen deines Neffen machen zu können!

Ich ließ ihn zu mir herüber bitten. Als

er kam, ging ich ihm im blauen Zimmer entgegen, und blieb da mit ihm. In dem gelben, dessen Flügelthüren beide offen standen, saß Auguste, mit dem Rücken gegen die Thür, am Fortepiano, und sang mit meinem Sohn ein schönes, aber langes Duett. Ich hatte für Pracht gesorgt, die deinem Neffen in seiner jetzigen Lage nothwendig einen Theil seines Muthes nehmen mußte. Mein Sohn trug die prächtige Englische Uniform, und reich gekleidete Bedienten warteten uns auf. Er schien durch Augustens Stimme aufmerksam zu werden, und sah starr in das Zimmer; aber er erkannte sie nicht, und hörte mir bald wieder ruhig zu. Nach dem Duett sagte mein Sohn einige Worte Englisch zu Augusten, und sie antwortete ihm. Nun lagerte sich eine sprechende Ungeduld in deines Neffen Gesicht. Er sah unverwendet nach Augusten, und sie drehete ihr Gesicht einigemale zu meinem Sohne hin, so daß wir sie beinahe ganz im Profile sehen konnten.

Jetzt stand sie auf, und mein Sohn setzte sich. Dein Neffe sah die schöne Gestalt, und

wurde ruhiger. Aber, als sie Beide wieder sangen, verlor er den Faden meines Gesprächs, wurde blaß, und stand endlich auf. Der schöne Augenblick näherte sich. Ich nahm seine Hand, um ihn in das andre Zimmer zu führen, und sagte: Sie müssen doch meinen Sohn kennen lernen. Auguste hörte das, und sah sich um. Sie erkannte ihn, und das Notenblatt sank ihr aus den zitternden Händen. Er legte, wie betäubt, seine Stirn auf meine Schulter, und murmelte: o, ich Unglücklicher! Jetzt führte mein Sohn die liebe, bleiche, zitternde Auguste näher. Sie rief: „o Gott! er ist es! er ist es!" und so sank sie an meiner Seite in seine Arme, oder vielmehr, sie nahm ihn in die ihrigen. Er umfaßte sie langsam, und fragte leise: liebst du mich noch, Auguste? — „Ueber alles in der Welt!" antwortete sie laut, und beugte sich nieder, ihm in das gesenkte Gesicht zu sehen. Als er den Blick ihrer Liebe, ihrer Unschuld sah, faßte er sie mit innigem Entzücken in seine Arme. So standen sie lange, und nur Seufzer und Thränen zeigten, daß sie noch

lebten. Deine Mutter, Auguste, ist hier! stammelte er endlich. — „Meine Mutter!“ rief sie, und stürzte, mit ihm Hand in Hand, aus dem Zimmer und über den Hof weg. „Meine Mutter!“ rief das theure Mädchen einmal über das andere, bis die Mutter herbeikam. Ich stand am Fenster, sah dem süßen Schauspiele zu, und — nahm meinen Sohn an die Brust, um nicht ohne ein Herz da zu stehen, an dem das meinige schlagen konnte.

Ich mußte sie endlich bitten lassen, wieder zu uns zu kommen. Auguste sank nun in meine Arme. — Das also, fragte ich mit ungewissen Blicken, ist der Herr, den du liebst, Auguste? — Sie führte ihn triumphirend vor mich hin. — Du sagtest mir aber, fuhr ich fort, von einem reichen Manne. Verzeihen Sie, Herr Jahns. — „Er ist jetzt arm!“ erwiederte sie freudig, und lehnte sich mit liebevollen Blicken an ihn. — Ich schüttelte den Kopf. So hab' ich Unrecht gethan, liebes Kind (ich faßte ihr Kleid an), dich an so etwas zu gewöhnen; du weißt, wie wenig ich es liebe, wenn man . . . Besinne dich, liebe

Auguste. Ich habe Absichten mit dir. — Sie sah mir in die Augen, und lief dann auf einmal weg. Nach einigen Minuten kam sie in einer sehr einfachen, aber reinlichen Hauskleidung wieder. Jetzt schloß sie den freudetrunkenen Jüngling noch inniger in ihre Arme, und sagte: „ach, sein Reichthum war ja meine einzige Sorge. Daß er jetzt arm ist, arm wie ich, das, das . . . — O, wir wollen arbeiten.“ Sie faßte seine beiden Hände kräftig, um ihm ihre Stärke zu zeigen. Es war etwas höchst Reitzendes in diesen Bewegungen. Du kannst leicht denken, wie schwer es mir wurde, nicht ihr Vater seyn zu dürfen. Eine herzliche Umarmung war alles, was ich ihr gab. — Ich ließ den Prediger holen.

Mein Sohn blieb bei der Trauung. Er umarmte Augusten mit dem einzigen Worte: meine theure, zu theure Schwester! Aber nun brach seine Stimme doch mit seinem Herzen. Er reichte deinem Neffen die Hand, und fing an: ich gebe Ihnen viel, ein Herz, das . . . Was er noch sagen wollte, verbarg er in eine Umarmung. Am Abend nahm er Abschied,

um eine Reise durch Europa zu machen. Sehe ich Sie nicht wieder, sagte er, so gehört mein Vermögen Augusten; und sehe ich Sie wieder, auch dann gehört es ihr. Er ging, in der That zitternd, eben als das Licht uns gegenüber in Augustens Schlafzimmer ausgelöscht wurde.

Am folgenden Morgen fanden sich Alle zum Thee bei mir ein; und nun erst bekam Augustens Mann nach und nach Augen für ihre bessere Kultur, an die am vorigen Morgen niemand dachte, auch ich selbst nicht, ob ich mich gleich besonders auf diese Ueberraschung gefreuet hatte. Das Schönste für mich war die ruhige, bescheidene Unschuld, die Auguste behielt. Die junge Frau ist nun ganz eingerichtet. Sie geht so einfach gekleidet, wie ihr Mann, wie ihre Mutter, ohne daß sie etwas vermißt. Das Einzige, was ich ihr geschenkt habe, ist das schöne Fortepiano. „Ach," sagte sie, als sie dafür dankte: „eben um das wollte ich Sie bitten, lieber Vater." Ich mußte mich abwenden. — Ihre Mutter unterrichtet sie nun in der Wirthschaft; und, was du

kaum glauben wirst, schon seit dem zweiten Tage ist dein Neffe vom Morgen an auf seinem Felde, und nur die Abende gehören der Liebe. Aber, welche Abende! Tausendmal wollten die Worte über meine Lippen: Plauenberg ist euer, meine Kinder. Ich reise schon heute ab, um es nicht am Ende doch gegen deinen Willen zu sagen. Sie würde es nicht glücklicher machen, das weiß ich: denn gerade ihre schönsten Freuden entspringen aus ihrem Fleiße, ihren Entbehrungen, ihren kleinen Aufopferungen; aber ich wäre glücklicher, wenn ich Ihnen sagen könnte, wie sehr ich sie liebe. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

Ich beneide dich um die Tage, die du gehabt hast, alter Brauns. Aber gut, daß du in Hamburg bist! Ich kenne dein zu weiches Herz. Oder ist es wohl gar ein heimlicher Hochmuth, der es nicht gern sieht, daß die jungen Leute glücklich sind, ohne deiner dabei

zu bedürfen? Im Grunde nahmst du es ja doch auch übel, daß dein Sohn tugendhaft seyn wollte, ohne dich dabei nöthig zu haben. — Daß dein Sohn das Mädchen hingab, war nichts als Pflicht; daß er aber nicht sagte: ich gebe dich hin; das war gehandelt, wie ein Mann, ein edler Mann, handeln muß. Laß ihn reisen; wir sehen ihn wieder.

Mein Schwager Hartherz ist der Alte. Er verlangte, sein Sohn sollte von ihm weggehen, er verstieß ihn; und jetzt nimmt er es übel, daß der Sohn sich hat verstoßen lassen. Haß fühlt er nicht gegen sein Kind; behüte Gott! aber Erbitterung, Verhärtung, Vorsatz des Hasses. — Der Sohn schrieb ihm, er habe Plauenberg gepachtet. Mein Schwager erkannte seine Hand in der Adresse, gab mir den Brief, und sagte kalt: „wenn du weißt, wo dein Neffe ist, so schicke ihm den Brief zurück. Wir sind aus einander.“ — Lieber Vater im Himmel, sagte ich, wie gut ist es, daß du unsere Gebete nicht ungelesen lässest! Vergieb das dem Vater aus Staub um seines guten Sohnes willen, der für ihn betet! —

Der harte alte Mann erröthete; aber zu sonst etwas war er nicht zu bringen. Ich schickte den Brief unerbrochen zurück. Gestern sagte ich ihm, sein Sohn wäre verheirathet. — „So? verheirathet? Der Bube!" rief er ergrimmt: „und schreibt mir nicht einmal?" Ich wollte ihm einen Brief von seinem Sohne geben, den ich bekommen hatte; aber er nahm ihn nicht.

Judith fragte: mit wem denn? — Mit der Mamsell Silbermann, antwortete ich kalt. Der Alte blies in seine Hand, und ging mit den Worten: „nun ist es vorbei." — Ich schickte auch diesen Brief zurück, und bat meinen Neffen, seinen Vater noch nicht zu besuchen, wie er es Willens war.

Um nun sich selbst zu beweisen, daß er den Sohn hasse, sucht er sich zu überreden, daß er seine Tochter desto zärtlicher liebe, ob er gleich mit ihrem Leben sehr unzufrieden ist. Er hat ihre Mitgabe verdoppelt, und macht ihr täglich beträchtliche Geschenke. Meine Nichte ist gerade nicht boshaft, aber habsüchtig aus Verschwendung, herrschsüchtig aus Sklaven=

sinn, falsch aus Gewohnheit. Sie macht in ihrem Hause einen tollen Aufwand, und der Vater, der nicht beide Kinder verlieren will, stellt sich, als ob er das nicht bemerkte. Für das Opfer, daß sie einen Mann geheirathet hat, den sie nicht liebt, glaubt sie, Ersatz fordern zu können; daher hält sie es, ohne ihren Bruder zu hassen, für ganz recht, daß sie alles bekommt, und er nichts. Sie schmeichelt dem Vater durch eine verstellte Zärtlichkeit. Ich wollte wohl meinen Kopf zum Pfande setzen, er merkt, daß ihre Liebe Verstellung, ihr Gehorsam Eigennutz ist; aber der alte herrische Mann will nicht Unrecht gehabt haben: daher nimmt er lächelnd die falsche Münze von seiner Tochter, und läßt sie für echt gelten.

Seltsame Menschen, die lieber sich ruhig stellen, als ruhig seyn wollen, um nur nicht gestehen zu dürfen: ich habe geirrt! Das Vaterherz strebt immer der Herrschsucht entgegen; und mein Schwager arbeitet auf seine alten Tage für beide streitenden Empfindungen mit unruhiger Thätigkeit, ohne Eine zu befriedigen. Er hat seinen Sohn enterbt.

Für alles in der Welt könnte er diese thörichte Handlung nicht widerrufen! Um sich den Rückweg unmöglich zu machen, versichert er seiner habsüchtigen Tochter jetzt alle Tage, daß sie seine einzige Erbin seyn soll. Das Weib ist listig genug, oft mit einer Art von Mitleiden zu sagen: Sie haben sich zu rasch entschlossen, lieber Vater. Gewiß werden Sie es noch bereuen!

Dies ist gerade das rechte Mittel, ihn in seinem Entschlusse felsenfest zu machen. Bereuen! Er! Jedesmal beweist er seiner Tochter durch ein Geschenk von großem Werthe, daß er Wort halten wird. Nun tritt das Vaterherz wieder in seine Rechte, und verlangt für den Sohn Verzeihung. Aber — er hat seine Tochter einmal für seine Erbin erklärt. Noch mehr: er hat ihr auch den Zustand seines ganzen Vermögens entdeckt; sie weiß also, auf wie viel sie rechnen darf. Guter Gott, wie der Mensch sich selbst täuschen kann! Da wird er noch in seinem Alter habsüchtig, unbesonnen, um schnell sein Vermögen zu vergrößern. Du würdest erstaunen,

wenn du wüßtest, was dieser sonst so vorsichtige Mann jetzt wagt, und welche Summen er auf das gefährlichste Spiel setzt, weil er schnell gewinnen will. Das alles thut er heimlich, um es Niemanden, am wenigsten seine Tochter, erfahren zu lassen. Und wozu? Um den Ueberschuß seines Vermögens dem Sohne zu hinterlassen, den er enterbt hat, und den er doch nicht ohne Erbtheil lassen will.

Es ist mir in der That sehr rührend, guter Brauns, wie der alte Mann sich so große Mühe giebt, seinen Plan durchzusetzen, ohne daß es jemand merken soll. „Bruder," sagte er dieser Tage zu mir; „deine Schwester, meine liebe selige Frau, bat mich noch auf dem Sterbebette, dich nie zu verlassen. Ich weiß, meine Tochter ist eben nicht deine Freundin. Sollte ich sterben, so bekommst du eine große Summe, die, eigentlich zu sagen, nicht einmal mir, sondern dir gehört, von Rechts wegen." Eben so sagt er zu Judith, nur mit der Einschränkung, daß ich über das ihr zugedachte Legat freie Bestimmung haben

soll. Sieh, so will der alte Mann durch mich und Judith seinem Sohn eine große Summe zuspielen. Es ist in der That für mich rührend, daß sein Herz so wenig Muth hat, tugendhaft zu seyn. Ich werde jetzt reich. Bei jeder Veranlassung, auch der geringsten, schenkt er mir große Summen, in der Hoffnung, daß ich sie seinem Sohne geben soll. Aber nein, alter guter Vater! Ob du mich gleich rührst, so kann ich mich doch unmöglich entschließen, dich in deinen Thorheiten zu bestärken. Ich zeige ihm bei jeder Gelegenheit, daß ich die vollen Summen noch habe; dann sieht er mich so mitleidig bittend an, daß es mir das Herz umwendet. Nein, du selbst sollst deinen Sohn lieben; nicht ein Andrer!

Sieh, in einem solchen seltsamen Zustande seiner Empfindungen lebt er. Er verschwendet, er wagt das Aeußerste, um nur nicht zu gestehen, ich bin hart gewesen. So sehr Judith ihn auch quält, und so oft ich auch darüber rede, so sagt er dennoch immer: „es ist vorbei; er hat wider meinen Willen geheira-

thet." Sein ältester Faktor, ein Mann von Redlichkeit und Kenntnissen, schüttelt oft den Kopf, und hat hitzige Unterredungen mit ihm. Ich fürchte, ich fürchte, mein vorsichtiger Schwager läßt sich in Dinge ein, die — Wenn die Unternehmung auf China mißlungen ist, wie ich glauben muß, so verliert er schon sehr viel. Und nun hat er überdies eine Handelsspekulation auf Nordamerika gewagt — zwar mit einigen thätigen Männern, die aber nicht mit dem Terrain bekannt sind, wie ich. Er wird immer sehr unruhig, wenn ich anfange davon zu reden. So ist der Meusch! Ich sehe mit Erwartung der Zukunft entgegen. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

Willkommen, treuer Herzensfreund, willkommen wieder im Deutschen Vaterlande mit deinem edlen Sohne und deiner edlen Schwiegertochter. An welche Fußblöcke hat das Schicksal den Menschen fest geschlossen! Ein Sand-

korn lag zwischen uns, ein Tropfen Wasser; und es war mir, als wärst du in einen andern Planeten verschlagen, lieber Brauns: so sehr allein, so ängstlich verlassen fühlte ich mich die vier Jahre hindurch, da der Kanal uns trennte. Wie wird mir seyn, wenn einmal das Grab, das breiter ist, als die ganze Erde, zwischen uns ist! Gleichviel, wahrhaftig gleichviel, wer von uns Beiden zuerst über das stille Meer des Todes hinüberschifft, ich oder du! Hier würde ich um dich trauern, dort auf dich warten. Denn sag, kann ich einen der Seligen so lieben, wie dich? Willkommen denn hier an meiner Brust, lieber Brauns. Um mich zu trösten, dachte ich oft: wenn wir uns umarmten, wenn seine Brust an meinem Herzen schlüge, wäre nicht auch dann noch eine ganze Schöpfung von Staub zwischen den Seelen? läge nicht auch da der Tod zwischen uns? Reichte ich ihm denn nicht auch hier über das Grab hin die Hand? Ist nicht das schlagende Herz auch noch ein Gebirge, das der Tod erst zerstäuben muß, ehe du zu ihm kommen kannst?" So wollt' ich mir den Kummer über

die weite Entfernung von dir wegsophistisiren; aber es ging nicht.

Händedruck, Umarmung, Auge und Ohr sind die Wege, auf denen Seele und Seele sich lebendig in einander ergießen; ein Brief ist weiter nichts als das Bild des verstorbenen Freundes. Ich habe deine Briefe aus Lyon, Paris, Calais und London; es waren mir Begebenheiten aus einer fremden Welt. Willkommen denn hier, wo ich dich sehen, dich hören kann! Willkommen, treuer Freund!

Jetzt besuche ich dich noch nicht, lieber Brauns; denn ich bin der barmherzige Samariter, der die Wunden eines unter Mörder gefallnen alten Mannes, meines unglücklichen Schwagers, täglich verbinden muß. Ich schrieb dir von seinen gefährlichen Spekulationen, die ich doch nur zur Hälfte kannte. Die Unternehmung nach China scheiterte; die nach Nordamerika versetzte ihm den Todesstreich. Meines Schwagers Haus fiel; aber er nicht. Ich sah ihn nie größer, als da er arm war. Er konnte sich retten, wie es Hunderte thun: mit einer feinen Betriegerei; auch riethen ihm das

alle seine Freunde, und am meisten seine Tochter. Der alte Mann saß von den Schlägen seines Unglücks betäubt da, als man von allen Seiten in ihn drang. Nein, sagte er auf einmal, nahm die Mütze ab, und zeigte seiner Tochter sein graues Haar: „das ist mit Ehren grau geworden; und mit Ehren sollst du es einmal in den Sarg legen! . . . Es ist alles verloren!“ setzte er langsam hinzu, und ein Paar Thränen schienen in seinen Augen zu erstarren.

Vater, hunderttausend Thaler sind zu retten! rief seine Tochter heftig. Er antwortete langsam: „meine Ehre ist zu retten; aber mein Vermögen nicht.“ Die Tochter fuhr im stärksten Unwillen weg; seine elenden Freunde verließen ihn mit Achselzucken, und mit lauten Anmerkungen über seinen Starrsinn, der nie den Rath seiner Freunde befolgt hätte. Endlich waren wir, Judith, er, ich und sein alter Faktor, ganz allein. „Alles verläßt mich,“ sagte er, und sah uns der Reihe nach an. „Arme Judith!“ — Dieser Zug des edelsten Mitleidens mit der hülflosen Judith rührte mich

sehr. Ich warf mich dem alten Manne in die Arme, und drückte ihn herzlich an meine Brust. „Du," fragte er, „billigst also doch, was ich thue?" — Bruder, antwortete ich, Gott ist mein Zeuge, daß ich Achtung für dich habe. Jetzt bitte ich um deine Freundschaft, um die Freundschaft eines edlen Mannes. — „Eines sehr armen Mannes!" erwiederte er traurig, und gab mir die Hand.

Es wurde versiegelt. Ich bat ihn, mir und seinem Faktor alle Geschäfte zu übertragen; und er ließ sich das gern gefallen, weil Arbeit ihn zu sehr angriff. Er äußerte sogar den Wunsch, sein Haus zu verlassen, und ich hatte nichts dagegen. Es kam ein Miethswagen. Er stieg mit Judith ein, und auch ich fuhr mit zu seiner Tochter, um die harte Scene, die ich vermuthete, mildern zu können. Die Tochter empfing ihn sehr freundlich. Er sagte: „ich nehme jetzt meine Zuflucht zu dir." — O, mein Gott, erwiederte sie; ich sehe Sie ja auch recht gern, mein Vater. — Am meisten jammerte mich die arme Judith; sie stand hier sehr demüthig, mit

aller der schmeichelnden Freundlichkeit da, deren ihr Gesicht, das sonst immer wie eine Strafpredigt aussieht, nur fähig war.

Der Schwiegersohn wies dem Vater ein Zimmer an. Nun wendete die Tochter ihre Blicke auf Judith und mich. Das sag' ich Ihnen, Judith, hob sie mit befehlendem Tone an: hier in meinem Hause reden Sie nicht eher, als bis Sie gefragt werden, und bleiben hübsch auf Ihrer Stube! (Die arme Judith verbeugte sich demüthig, aber mit Thränen in den Augen.) Und Ihre Predigten und Ihre Gesänge, die können Sie künftig Ihren vier Wänden vorlesen. (Eine neue Verbeugung.) Und den häßlichen Mops dulde ich nicht im Hause! — Ach, sagte Judith bittend und leise, mit einem flehenden, gerührten Blick auf den Hund, der der Frau vom Hause die Zähne wies, und sich dann ruhig auf die Sammetpantoffeln seiner Beschützerin legte: ach, das Thier ist so an mich gewöhnt! Es soll Ihnen nie vor die Augen kommen, Frau Base. Wer weiß, wie lange ich und das Thier noch leben! — Das ist ei-

nerlei, sagte die harte Frau. Sie muß ich leiden; aber den Hund nicht.

Und Sie, Onkel . . ., fing sie an. „Und ich, Nichte?“ fragte ich streng. — Ja, fuhr sie in einiger Verwirrung fort: man muß doch wissen, was man von einander erwarten darf. Ich nehme Sie gern auf; Sie sind der Bruder meiner Mutter — „die nicht einen Zug von deinem Herzen hatte,“ fiel ich ein. „Ich will dir aber sagen, was du von mir zu erwarten hast. Wenn du nicht Gott mit Freudenthränen dafür dankst, daß du im Stande bist, deinem Vater, und da deiner Blutsfreundin ihr Alter zu versüßen; wenn du je den beiden Menschen ein hartes Wort sagst, so bist du schlechter, als der Mops, weil der seine Wohlthäterin liebt. Was aber mich betrifft, sieh, so wollt' ich mich lieber auf eine Galeere zum Rudern verdingen, als von dir das Gnadenbrot essen. Das, Frau Nichte, hast du von mir zu erwarten! . . . Und Judith,“ setzte ich hinzu; „wenn man Sie hier mit ihrem Hunde nicht dulden will, so kommen Sie getrost zu mir. So lan-

ge ich Brot habe, soll es Ihnen und Ihrem Mopse auch nicht daran fehlen."

Jetzt kam der Vater zurück, und hörte meine letzten Worte noch. Was ist denn? fragte er. „Deine Tochter da," antwortete ich, „macht Bedingungen mit unsrer Judith und ihrem Hunde." Er runzelte die Stirn, und sagte rauh: wo ich bleibe, da bleibt auch Judith mit dem Mopse! — Die Tochter erröthete, und schwieg. Hast du es gehört? fragte er nach einer Weile. — Ja, sagte sie kurz. — Aus Gnade will ich hier nicht seyn! fuhr er fort. — Sie küßte seine Hand, und sagte mit verstellter Demuth: lieber Vater, ich habe ja alles von Ihnen. Seyn Sie doch unbesorgt! — Wenn ich besorgt wäre, erwiederte er sanfter, so würde ich hier nicht seyn. Ich denke, Kind, du liebst mich, und wirst mich nicht noch tiefer beugen. Judith bekam nun einige freundliche Blicke; aber ich sah schon voraus, was folgen würde. Die arme Judith dachte gewiß zum erstenmale mit Freuden an ihren Sarg. Ich ging nun wieder.

Den Tag nachher kam mein Neffe in die Stadt, und bat, ich möchte seinen Vater doch bewegen, ihn zu sprechen. Aber der Bankerott, an dem der Sohn, ohne es zu wissen, so viel mit Schuld ist, hat meinen Schwager noch hartnäckiger gemacht. Jetzt ist noch nicht der Zeitpunkt, diesem Felsenherzen Liebe abzugewinnen. Er hat seiner Tochter alles gegeben, und den Sohn verstoßen; jetzt muß er seinen Schritt durch eine fortgesetzte Härte rechtfertigen. Das sagte ich dem Sohne; er bestand aber darauf, seinen Vater sprechen zu wollen. Nun nahm ich ihn mit nach dem Hause seiner Schwester, und trug es dem Vater vor. „Was will er?" fragte dieser finster, doch nicht zornig. — Er will dir seine Liebe versichern; er bietet dir sein Vermögen an. — „Hm!" erwiederte er trocken; „ich habe hier meine Tochter. Ihn mag ich nicht sehen. Sag ihm das." — Schwager, stoß das Herz deines Sohnes nicht von dir! — Er schwieg einen Augenblick; dann sagte er: „ich habe nur eine Tochter. Du kannst ihm in meinem Nah-

men Glück wünschen; aber sehen will ich ihn nicht.

Ich ging hinaus, und beredete den Sohn, sich zu entfernen. Er reiste mit schwerem Herzen ab. Der Alte muß erst noch mehr verlieren, um Liebe schätzen zu können. Heute sind nun erst vierzehn Tage vergangen, und alle diese Menschen werden ihrer Lage schon herzlich überdrüßig. Judith hat ihr rothes Kolorit und die ausgestopften Wangen schon ganz verloren. Ich habe sogar ihren Mops, von dem sie sich bitterlich weinend trennte, zu mir nehmen müssen. Mit dem Vater geht die Tochter noch so ziemlich artig um; wenigstens ist er ganz heiter, wenn ich bei ihm bin. Ich fürchte aber, er stellt sich nur, als merkte er nicht, wie ungern seine Tochter ihn sieht, und verbirgt seinen Unwillen, um nicht ganz Unrecht zu haben. Lange kann es nicht dauern. Der Alte ist gewohnt zu herrschen; und wenn er in seinem gewöhnlichen Tone befiehlt, verräth die Tochter durch das Hin- und Herdrehen des Gesichts, wie sehr es ihr zuwider ist, sich von einem Manne befehlen zu

lassen, von dem sie nichts mehr zu erwarten hat. Die alte Furcht, oder Scham vor der Welt, hält sie bis jetzt noch in Schranken, so wie den Vater der Wunsch, nicht am Ende sein Unrecht gestehen zu müssen; aber treten sie Beide aus ihrem Geleise, was wird dann erfolgen!

Schon als ich die Nachricht brachte, daß nichts von dem Vermögen gerettet wäre, fragte die Tochter unmuthig: „nichts? gar nichts? . . . Nun," setzte sie mit einer trotzigen Bewegung der Hand hinzu, „so will ich doch wenigstens Herr in meinem Hause seyn!" — Bravo! sagte ich; auf die Straße hinaus mit deinem alten Vater, weil nicht neue sechzigtausend Thaler für dich da sind!

Sieh, Brauns, ein solches Töchterchen hat mein Schwager sich erzogen! Aber geht es nicht meistens so? Erziehen, befehlen, schelten wir nicht so lange, bis der letzte Keim von Liebe aus den Herzen der Kinder weggerissen ist? Ich wünsche dir Glück, daß du deinen Sohn wieder hast, alter Brauns. So

gut du auch bist, so konntest du doch das häßliche ewige Tadeln nicht lassen. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Mein alter Schwager und Judith wohnen jetzt bei mir in einem kleinen Stübchen. Nun, hoffe ich, soll das Unglück sein Herz bald weich genug machen, die Liebe seines Sohnes mit Liebe zu vergelten! Seine Tochter ist noch abscheulicher, als ich dachte. Ich besuchte meinen Schwager, so lange er bei ihr war, sehr oft; aber noch immer merkte ich ihm große Heiterkeit an, obgleich Judith mir so viel von Vater und Tochter erzählte, daß ich die Heiterkeit für erkünstelt halten mußte. Judith hatte die beste Partie genommen: sie stellte sich krank, um auf ihrem Stübchen bleiben zu können. Die Härte der Frau vom Hause mochte sehr merklich werden; denn ihr Vater schickte der alten Judith jeden Mittag eine gute Portion Essen und ein Glas Wein, das er erst für sich selbst gefordert hatte.

Gegen mich schwiegen Vater und Tochter; ich konnte also das Verhältniß, worin sie standen, nur an ihren Mienen errathen. Sonst ging ich, wenn ich hinkam, jedesmal in das Gesellschaftszimmer; eines Tages ließ er mich aber auf sein Zimmer bitten. In unserm Gespräche entfuhren ihm zuweilen bittre Anmerkungen über die Undankbarkeit der Menschen, doch ohne daß er sie auf seine Tochter anwendete. Ich ließ ihn nichts von meinen Vermuthungen merken. Auf einmal fragte er: „Schwager, wie hieß doch der König, von dem du mir einmal die Komödie vorlasest?“ — Ich sah ihn starr an, weil ich nicht ganz sicher wußte, was er damit sagen wollte; aber meine Vermuthung war richtig: er meinte den König Lear.

An dem Tage, da er seinen Sohn verstoßen hatte, setzte ich mich zu ihm, las den König Lear, und machte ihn durch meine Ausrufungen und Seufzer aufmerksam. Endlich fragte er, was mich so rührte. Ich erzählte ihm den Inhalt des Trauerspiels, und las ihm dann einige Scenen vor, die für ihn paßten.

Er hörte zwar damals mit Unruhe zu, äußerte aber nichts.

Jetzt fiel ihm das wieder ein. Welcher König? fragte ich. — „Der König, der seine gute Tochter enterbte, und sein Reich den andern beiden Teufeln gab.“ — Aha! der! König Lear! Was willst du von dem? — „Spielen sie das Ding wohl einmal? Ich meine auf dem Theater.“ — O ja! — „Nun, wenn sie es spielen, so sag es mir. Ich bin nie im Schauspiel gewesen; das will ich aber doch einmal sehen.“ Er sagte das mit aller Ruhe, die er erzwingen konnte. Ich äußerte nichts; aber lieb war mir die Idee.

Nach einigen Tagen wurde das Stück gegeben, und ich brachte ihm Nachmittags den Zettel. Er sah ihn finster durch, und steckte ihn ein. „Höre, Kind,“ sagte er nach einer Stunde zu seiner Tochter; „du sollst mir heute einmal einen Gefallen thun. Wir wollen zusammen in das Schauspiel fahren.“ Sie erkundigte sich, was gegeben würde. „Das ist ja Eins,“ antwortete er. — Ich fuhr mit, und setzte mich in der Loge so, daß ich sie Beide

im Auge hatte. Anfangs schien das Stück auf ihn selbst keine große Wirkung zu thun; aber von Zeit zu Zeit sagte er zu seiner Tochter: „gieb ja wohl Acht, Kind!" Sie schien nicht sogleich zu bemerken, daß er absichtlich hier war; doch endlich mußte sie wohl aufmerksam werden, als ihr Vater bei einer Stelle, wo der König sich der Kordelia erinnert, zu ihr sagte: „meinen Sohn enterbte ich; und dir gab ich alles, was ich hatte!" Sie warf einen sprechenden Blick auf mich, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß ihr Vater auf meine Veranlassung hier wäre.

Nach und nach zog das Stück die Aufmerksamkeit meines Schwagers so fest auf sich, daß er sich und seine Tochter vergaß. Mitleiden mit dem unglücklichen Könige, Haß, Abscheu gegen die beiden undankbaren Töchter, brachten wechselsweise Thränen und flammenden Zorn in seine Augen. Als der Vorhang fiel, blieb er noch eine Weile in sich versunken sitzen, und stieg dann, ohne mit seiner Tochter ein Wort zu sprechen, in den Wagen. Zu Hause ging er, mit gesenktem Kopfe, und die Arme

über die Brust gekreuzt, im Zimmer auf und nieder. Die Tochter, die vielleicht wohl wenig von dem Stücke gesehen haben mochte, war verdrießlich, und ging ab und zu. Als sie einmal wieder neben ihm weg gehen wollte, umfaßte er sie plötzlich, und rief, mit einer Stimme, die auch ein Felsenherz hätte spalten können: „meine Kordelia!“ Der harte Mann weinte zum erstenmal heiße Thränen an dem Busen seiner Tochter. Ich weiß nicht, wie die erhabene Scene das Herz des Weibes verfehlen konnte. Sie wurde finster; doch, wie es mir schien, nicht bewegt. Uebrigens betrug sie sich den Abend sehr freundlich.

Nach einigen Tagen sagte mir der alte Mann mit rauher Stimme: „hätte ich doch den Lear vor fünftehalb Jahren aufführen sehen!“— Damals wollt' ich ihn dir vorlesen, Schwager. — „Recht, recht!“ rief er überwallend; „und ich wollte nicht hören. Jetzt,“ fuhr er, zur Erde niedersehend, und traurig fort — „jetzt muß ich fühlen!“ Nun brachte ich seine Vorstellungen auf seinen Sohn. „Ich bitte dich, schweig!“ rief er, die Augen heftig

bewegend. „Von dem mag ich nichts wissen. Ein Heuchler war er nicht, wie die; aber mein Sohn doch eben so wenig. Von dem kein Wort, Schwager, wenn du mich lieb hast!“ Ich schwieg, weil ich seine Vorstellungen ziemlich genau errieth.

„O,“ rief er nach einer Pause; „ich möchte wohl einmal austoben können, wie der alte Vater, so in Gewitter und Regen!“

Danke Gott, sagte ich ablenkend; dazu hast du keine Ursache. — „Nicht?“ (mit flammenden Augen) „nicht? Des Königs Ritter wurden abgedankt, seine Freunde gemißhandelt. Wie? ist nicht Judiths Mops auch schon abgedankt? Ich habe das Thier nie leiden können; aber mußte meine Tochter es verfolgen? Wird nicht die arme Judith . . .? Und werde ich nicht selbst . . .?“ — Du selbst? — Auf einmal schwieg er, und suchte, was er gesagt hatte, zu bemänteln. Ich redete im Allgemeinen zum Frieden; und er schüttelte langsam den Kopf.

Endlich brach die lange unterdrückte Flamme hervor. Judith wollte zum Abendmahl

gehen. Sie hatte seit vierzig Jahren jedesmal einen Speciesthaler zum Beichtpfennig gegeben. Es fehlt der alten Jungfer gewiß noch nicht an hartem Gelde; aber sie mag wohl glauben, ihren Schatz zusammen halten zu müssen. Nun kam sie zu meinem Schwager herunter, und bat ihn — nicht um den Thaler selbst, sondern nur, ihr einen für kleine Münze zu geben; freilich wohl in der Absicht, ihn geschenkt zu bekommen. Mein Schwager schob ihr das Geld zurück, das sie anfing aufzuzählen, nahm selbst Geld aus seiner Börse, und sagte zu seiner Tochter: „gieb mir dafür einen Species."

Was wollen Sie damit, Judith? fragte die Frau.

Ich brauche ihn zum Beichtpfennige, antwortete Judith furchtsam.

Wie? einen Thaler? Sind Sie nicht bei Sinnen? Eine Mark wäre für Sie über und über genug.

In diesem Augenblick trat ich in die Thür. „Du giebst ihn nicht," rief mein Schwager sehr zornig; „ich gebe ihn. Schweig!"

Seine Tochter wurde flammend roth im Gesichte. Sie geben ihn, rief sie; nun ja! Aber ist denn das nicht am Ende so gut, als ob ich ihn gäbe? Schon eine Mark, dächte ich, wäre für eine Person, die das Gnadenbrot ißt, zu viel.

Nun hättest du meinen Schwager sehen sollen! Wie ein grimmiger Löwe sprang er auf, und Tisch und Stuhl stürzten vor ihm nieder. Seine Tochter und Judith wurden todtenbleich. Er faßte jene bei dem Arm, und sah sie mit den Blicken des heftigsten Zornes an. Sie rief mich zu Hülfe, und ich bat ihn, sich zu beruhigen. Er schüttelte den Kopf, und rief mir endlich mit halb erstickter Stimme zu: „ich will nur reden!" — Liebster Vater, liebster Vater! schrie sie weinend. — „Reden will ich! Du sollst hören! Und Gott, der gerechte Gott, erfülle meine Worte!"

Vater, sagte ich, und faßte ihn in meine Arme: fluche deinem Kinde nicht! Er erholte sich an meiner Brust, sah finster vor sich nieder, und sagte dann weinend: „nein, fluchen will ich nicht. Aber wissen sollst du, Schwa-

ger, welch ein Kind ich habe! . . . Wenn ich mir Mittags das zweite Glas Wein einschenke, so sieht sie das immer mit Verdruß. Sie gießt, ehe wir an den Tisch gehen, jedesmal aus der Bouteille so viel Wein aus, daß es so eben für uns hinreicht.“ —

Das war richtig, Brauns; der alte Mann hatte sehr genau bemerkt. Er wollte fortfahren; ich hielt ihm aber die Hand auf die Lippen, bis er mir versprach, zu schweigen. Nun nahm er Hut und Stock. „Kommen Sie,“ sagte er zu Judith, die zur Beichte angekleidet war; „müßte ich Sie auch mit Wollespinnen ernähren, das Gnadenbrot sollen Sie nicht essen! . . . Und du, Tochter?“ fuhr er sanfter fort, als ich dachte: „gebe Gott, daß du nie Mutter wirst! Ich liebte meine Eltern, und habe solche Kinder: was würden deine Kinder seyn!“ Nun zog er, ohne auf die Bitten der Tochter zu hören, Judith zum Hause hinaus, und ging mit zu mir.

Ich gab ihm die ganze Summe, die ich nach und nach von ihm bekommen hatte, und sagte: ganz arm, lieber Bruder, bist du nicht;

und arbeiten, Gott Lob! kann ich für dich und Judith. Es soll uns an nichts fehlen, dafür steh' ich dir. — Ich ließ die Betten holen, weil er durchaus nicht wieder zu seiner Tochter hin wollte. Schon diesen Abend führte ich den Gedanken an seinen Sohn leise vor seine Seele. „Ich habe ihm Unrecht gethan," sagte er seufzend; — „aber sehen möchte ich ihn doch nicht!" setzte er sogleich hinzu.

Nach einigen Tagen brachte ich nun das Gespräch auf unsere Art zu leben. Ihn selbst verlangte nach Arbeit. Ich nannte ihm allerlei, stellte es aber so schwierig vor, daß er sich nicht Kräfte genug zu so etwas zutrauete. Endlich that ich ihm den Vorschlag, in einem Städtchen die kleine Handlung einer Wittwe zu führen; und das nahm er an. Alles wurde scheinbar verabredet, und der achte dieses Monaths zur Abreise bestimmt; es geht aber nach Plauenberg in die Arme seines Sohnes. Judith bleibt noch hier, weil die mit ihrer Neugierde den Handel verderben könnte. Den achten also, lieber Brauns, schaffe mir meinen

Neffen und Augustens Mutter aus Plauenberg nach Hamburg, und behalte sie so lange da, bis du einen Brief von mir bekommst. Aber Auguste mit ihren drei Kindern muß bleiben. Mein Schwager heißt nicht mehr Jahns, sondern Müller. Es kostete mir keine Mühe, ihn zu dieser Aenderung seines Nahmens zu bereden, da sie ihn über manche unangenehme Scene wegbringt.

Den achten reisen wir von hier ab. Also mein Neffe und seine Schwiegermutter müssen weg. Hörst du, lieber Brauns? — Wenn ich nur erst Augusten bewogen habe, daß sie nicht verräth, wer sie ist! Mich, den alten Mann, der ihr so oft Arbeit brachte, kennt sie gewiß noch. — Seine Buß- und Trotz-Psalmen hat mein Schwager gesungen; nun soll er, hoff' ich, auch einen Jubel-Psalm singen. Adieu.

Richter an Brauns.

Plauenberg.

Lies mir heute meinen Brief von vorn an, Brauns, und nicht das Ende zuerst.

Wir überließen also der Judith unsre kleine Haushaltung, ihre Gebetbücher und ihren Mops. Ich versprach, in acht Tagen zurückzukommen, fuhr ab, und richtete es so ein, daß wir Abends in Plauenberg anlangen mußten. Wir stiegen vor der Pächterwohnung aus, und die junge Frau kam aus dem Zimmer, uns entgegen. — Brauns, du hast Recht; es ist ein sehr reitzendes Weib! Meine Julie fiel mir sogleich wieder ein, wie sie von dem Schiffe herunter — in die Seligkeit des Himmels sank. „Kennen Sie Ihren alten Freund noch, Frau Amtmannin?“ fragte ich. — O, Sie sind es, alter lieber Herr — „Pst! Pst!“ rief ich ihr zu; „ich bin noch immer so geheimnißvoll wie ehemals. Sie sind glücklich verheirathet, und . . .“ O, sehr glücklich! sagte sie zärtlich. Mein Mann ist in Hamburg und . . . — „Ich weiß, ich weiß, Frauchen; und drei Kinder haben Sie. Gratulire. Das sind zwei.“ (Ich nahm einen Knaben auf und küßte ihn, dann ein Mädchen, das älteste.) „Aber das dritte?“ — Das liegt in der Wiege. — „Lassen Sie

es mich doch sehen." — Ich ging mit ihr in die Kammer, wo das Kind lag, und bat sie, meinem Begleiter zu verschweigen, daß sie mich in L*** gekannt hätte. Zu dieser Bitte, sagte ich, habe ich gute Ursachen. Nennen Sie auch Ihren Mann lieber: Brauns, weil mein Begleiter nicht erfahren soll, daß Sie jemals in L*** gewesen sind. Ihren Mann kennt er." Dem Vater ihres Bruders — denn, daß ihr Bruder von mir alles hat, wußte sie, aber noch immer nicht, daß ich ihres Mannes Oheim bin, ja, auch nicht einmal meinen Nahmen — dem Vater ihres Bruders konnte sie nichts abschlagen, und sie versprach sogleich Alles, was ich verlangte.

Nun ging ich wieder mit Augusten in das Zimmer zu meinem Schwager. „Die Nachricht, daß Sie glücklich verheirathet wären, liebe Frau," fing ich wieder an, „hat mir große Freude gemacht. Aber nun sind die Flitterwochen vorüber. Sagen Sie, sind Sie noch immer glücklich?" — Sie warf einen frommen, freudigen Blick zum Himmel; dann hob sie die Hände gefalten auf, und

sagte: O, lieber Herr, so glücklich, so höchst glücklich, ach, daß ich manchmal fürchte, es ist zu viel für dieses Leben! — Dabei rollten Thränen einer dankbaren Freude über ihre schönen Wangen. Nun machte sie eine sehr rührende und erhebende Beschreibung ihres Glückes, nahm ihre beiden ältern Kinder auf den Schooß, und sah sie dabei von Zeit zu Zeit mit Blicken an, die nur das Auge einer Mutter hat. O, sagte sie endlich; Sie müssen meinen Mann kennen lernen. Er ist nach Hamburg zu meinem zweiten Vater gereist, kommt aber schon in einigen Tagen wieder. Wissen Sie denn auch alles, was mir begegnet ist?

„Ich weiß alles ganz genau.“

Nun denken Sie, theurer Freund, wie ... Mein Pflegevater brachte mich hierher. Ich saß an dem Fortepiano, gegenüber auf dem Edelhofe; und als ich mich umsah, trat mein Mann herein. — Ach! es war, als ob die Erde unter mir wegrückte. Und dann, als ich Mutter wurde, und wieder, und noch einmal! — Sie benetzte ihre Kinder mit Freudenthrä-

nen; dann stand sie auf, und verließ in freudiger Rührung das Zimmer.

Nun fing mein Schwager an, mich zu examiniren; ich sagte ihm aber natürlicher Weise nur etwas sehr Unbestimmtes. Endlich kam Auguste mit ihrem Säuglinge wieder. „Aber,“ fragte ich, „vertragen sich auch Schwiegersohn und Schwiegermutter?“ — O, antwortete sie; mein Mann kann seine eigne Mutter nicht lieber gehabt haben, als die meinige. — Sie sprach nun mit einer höchst rührenden Ehrerbietung von ihrer Mutter. Mein Schwager flisterte mir zu: ach, wem Gott eine solche Tochter gegeben hat! Die junge Frau besorgte hierauf die Küche, und wir blieben allein.

Hier im Hause herrschen reinliche Ordnung, Einfachheit, Ruhe und Fleiß so neben einander, daß man schon durch den bloßen Anblick der Gesichter heiter werden mußte. Nach Tische bat ich die junge Frau, zu singen und zu spielen. Brauns, du hast Recht: vortrefflich! — Der Abend verging wie eine Feierstunde. Ein- oder zweimal hätte Auguste sich

beinahe verrathen; aber ich half ihr glücklich wieder in den Text.

Bruder, sagte mein Schwager, als wir uns niederlegten: welch ein glückliches Haus! Welche Eltern! welche Kinder!

„Das macht, Bruder, hier regiert Liebe die Herzen, und nicht Herrschsucht. Du weißt noch nicht, welch ein Schatz Liebe ist!"

Und nun, antwortete er seufzend, werd' ich es nicht mehr lernen! Hätte ich früher gewußt, was ich hier sehe! — Gute Nacht!

Am folgenden Morgen regierte die junge Frau das Haus, die Wirthschaft mit einer Milde, mit einer Leichtigkeit, die uns, besonders meinen Schwager, diesen großen Freund der Ordnung, in das angenehmste Erstaunen setzte. Nun gingen wir in den kleinen Garten, der sehr reitzend geworden ist. Mein Schwager fragte Augusten, wie sie es anfinge, die große Haushaltung zu übersehen. Sie antwortete lächelnd: mit Liebe und Ordnung kann man alles möglich machen. Und nun setzte sie ihm ihre Geschäfte weiter aus einander. — Du weißt, welch ein Kinderfreund ich bin. Nach

einer Stunde hingen mir die beiden Kleinen auf den Knieen. Es wundert mich noch immer, daß mein Schwager sie nicht erkannte, da sie dem Vater so höchst ähnlich sehen.

So lebten wir drei Tage, und mein Schwager sagte: hier ist der Himmel! — Endlich kam auch der Wunsch aus seinem Herzen: Gott, wenn ich solche Kinder hätte! — Nun jagte ich deinen Reitknecht mit dem Zettel an dich nach Hamburg.

Zwischen meinem Schwager und der jungen Frau herrschte eine sehr angenehme Vertraulichkeit, und er schien in ihrer Gesellschaft sogar sein Unglück zu vergessen. Wir plauderten eben nach Tische, da ging die Thür auf, und mein Neffe trat mit seiner Schwiegermutter herein. „Ach, liebster Mann!" rief Auguste mit Entzücken, und flog ihm entgegen. Er und sein Vater wurden bleich, als sie einander erblickten. Furchtsam, schweigend, näherte sich der Sohn dem Vater, der ängstlich um sich her sah, als ob er ein Vertheidigungsmittel suchte. O, mein ehrwürdiger, geliebter Vater! stammelte der Sohn,

und sank langsam, als ob ihn eine schwere Last niederdrückte, auf die Kniee. In eben dem Augenblicke stürzte Auguste herbei, und rief: dein Vater? Sie ergriff des alten Mannes Hand, und sank vor ihm nieder. „Vater! Vater!" nur dieses einzige Wort wurde gesagt; und es war mir, als ob ein himmlischer Geist Segen und Heil über das Menschengeschlecht herabriefe. Die beiden Kinder, die ihre Eltern knieen und weinen sahen, kamen nun auch herbei, und umfaßten die knieende Mutter. Auf einmal entriß mein Schwager in heftiger Bewegung seinen Kindern die beiden Hände, die sie mit Thränen und Küssen bedeckten, und hob sie gen Himmel. Als ob er fürchtete, daß man seine Empfindungen falsch auslegen würde, rief er: mein Sohn! meine Tochter! O Gott! Gott! So blieb er einen Augenblick noch immer mit aufgehobnen Händen stehen. O, mein Sohn! sagte er dann; kannst du mir vergeben? Sohn und Tochter schlangen mit einem Ausrufe des Entzückens ihre Arme um den Greis. Nun

schlug seine Brust zum erstenmale in Liebe, und sein Auge hob sich in Freudenthränen.

O, mein theurer Wilhelm, sagte er aufs neue: vergieb mir! vergieb deinem harten, ungerechten Vater! — Der Sohn und Auguste verschlossen ihm den Mund mit Küssen. Endlich war der Taumel der Freude, der Rührung, des Entzückens vorüber. Nun kamen denn Fragen: „warum sagten Sie mir nicht, daß er mein Vater wäre?“ — „Warum verschwiegst du mir, daß ich bei meiner Tochter war?“ Ich lös'te ihnen denn das Räthsel auf; doch, wie du denken kannst, mit Behutsamkeit und mit Schonung für meinen Schwager.

Nun kam noch eine kleine rührende Scene nach. Mein Schwager hob die Kleinen auf, und liebkos'te ihnen. Das ist dein lieber Großvater, sagte die Mutter zu dem Mädchen. „Ist er denn nun schon todt, Mutter?“ fragte das Kind. Die Mutter erröthete. Das Kind wiederholte seine Frage, und setzte hinzu: „denn du sagtest ja immer, wenn er todt wäre! Ist er nun todt?“ — Mein

Schwager sah mich an, setzte das Kind an die Erde, und hatte, wie ich sehr deutlich merkte, den bittersten Verdacht in seinem Herzen. Ich nahm schnell seine Hand, führte ihn zu einem Stuhl, und setzte das kleine Mädchen auf seine Kniee.

Nun fragte ich das Kind: wenn der Großvater todt wäre — was sollte dann werden? was sagte dir die Mutter?

„Dann," antwortete das Kind unschuldig; „dann, sagte die Mutter, sollte ich dem Großvater die Hand und den Mund küssen, wenn er todt wäre, und sollte ihm sagen, daß ich ihn so lieb gehabt hätte, und der Vater auch, und die Mutter auch, und August auch."

Warum denn aber erst, wenn er todt wäre?

„Sieh," antwortete das Kind; „die Mutter sagte immer: ich sollte den Großvater recht lieb haben; er wäre so gut, und hätte uns so lieb, und alles, was Vater und Mutter, und Großmutter, und ich und August hätten, das gäbe uns der Großvater. Und

da hatte ich ihn auch so lieb, und da fragte ich die Mutter recht oft: wann wird denn Großvater kommen, daß ich ihm die Hand küssen kann? Dann weinte die Mutter, und sagte: er wohnt weit, weit von hier! Aber sehen wirst du ihn; sey nur gehorsam und gut. Wenn er todt ist, dann sollst du ihm die Hand und den Mund küssen, und dein Vater auch, und wir Alle; und wir wollen vor ihm hinknieen und ihn bitten, uns lieb zu haben, wie wir ihn! Sieh, Großvater, das sagte die Mutter."

Meine Herzens-, Herzenstochter! sagte mein Schwager schluchzend; Gott vergebe es mir, daß Sie so sagen mußten! — Er stand auf, und nahm seinen Sohn an seine Brust, dann seine Tochter, dann die Kinder, dann uns Alle. Ich sah, daß seine Empfindungen seinem Herzen zu mächtig wurden, und führte ihn weg. Als wir allein waren, fiel er mir um den Hals, und sagte: „Bruder, welch ein Mensch bin ich gewesen! O, lieben sie mich denn wirklich? Können Sie mich lieben?" — Sieh, alter Brauns, dies

harte Herz habe ich noch weich gemacht. Nun laß den Engländer, den Tod, kommen; ich bin bereit.

Ganz wollte sich die harte Rinde des Argwohns noch nicht von dem Vaterherzen ablösen. Da saß er schon am folgenden Tage, und horchte; aber die ehrerbietigste Liebe spricht aus allen Bewegungen seiner Kinder: sie entlocken seinem Herzen auch die leisesten Wünsche, erfüllen sie, und sind offenbar dadurch glücklich. Das sieht er, und sein Herz zerschmilzt. „Bei Gott!“ sagte er gestern zu mir: „hier ist die Liebe Herr im Hause, oder ich bin es. Ach, wäre ich doch nun noch reich!“ — Bist du es nicht, Bruder? fragte ich lächelnd. Hattest du je mit allem deinem Gelde den Schatz der Liebe, wie jetzt? Er faltete die Hände, und hob sie auf: „ja, ich war ein elender Bettler, Bruder. Jetzt bin ich reich!“

Sieh, nun will ich hier das reitzende Schauspiel erst mit einer Posse endigen; und dann, alter Brauns, komme ich zu dir nach Hamburg, in deinen Armen zu sterben, oder dir die Augen zuzudrücken.

Was ich dir sagte: dein Sohn will leben, wie wir gelebt haben. Er wird die Ruhe, die sanften Freuden der verborgenen Wohlthätigkeit erst dann suchen, wenn er, wie wir, die ganze Erde durchzogen ist und nichts gefunden hat, was die Mühe des Suchens lohnt, als Liebe und Stille. Laß ihn ziehen mit seiner Frau; du hältst ihn doch nicht. Aber siehst du nun wohl, daß die einfache Auguste nicht für sein ungenügsames Herz paßte? Laß ihn ziehen; Richter, dein ältester Freund, kommt. Wir wollen die Unglücklichen aufsuchen, sie trösten, und dann einmal mit dem Bewußtseyn unsres Lebens in die stille Seligkeit gehen. Adieu. Ich sinne auf die Dekoration einer Posse. Wie man doch immer ein Mensch bleibt! Adieu.

Richter an Brauns.

Plauenberg.

Du bist wieder entadelt, Bruder Brauns. Ich trallalle lustig im ganzen Hause umher über die vergnügten Gesichter, die ich sehe,

und über die großen Augen, die sie Alle machten. Auch Judith ist hier; ich habe sie indeß hinüber in das Pächterhaus gewiesen, und sie soll mir das zweite Wort von dem goldnen: bete und arbeite! noch erfüllen. Das Hetzen wird sich geben: denn hier giebt es keinen Menschen, der sich hetzen läßt; und allem Anschein nach hat sie sich gebessert. Ist es keine Radikal-Kur, so muß sie nach Hamburg in ein Stift; das weiß sie.

Also — Doch, lieber Brauns, ich bin wahrhaftig noch ein eitler Geck, so alt ich auch bin. Sieh, ich ließ aussprengen, Herr Brauns von Plauenberg käme. Da wurde der Edelhof umgekehrt, und den Bedienten die Staatslivree angezogen. Die schönen Möbels waren mir nicht schön genug, und es kam noch ein Wagen voll. Sieh, ich alter Thor zog einmal wieder meine Uniform an, und ließ sie Alle in deinem Nahmen herüberbitten. Sie wurden von prächtig gekleideten Bedienten empfangen, und die breite Treppe hinan geführt. Die Flügelthüren sprangen auf, und ich stand mitten im Zimmer gravitätisch da, wie ein

Engländer, wenn er einigen Nabobs Audienz giebt. Sieh, und als sie herein kamen, wollte ich mich ausschütten vor Lachen, weil ich mich freuete und — schämte.

Ich wurde wieder ernsthaft, da sie mich Alle so verwundert betrachteten, und nicht wußten, wie sie die Sache zu nehmen hätten. Nun übergab ich meinem Neffen das Dokument, das ihn zum Herrn von dem schönen Plauenberg macht. Er las, sah mich an, las wieder, und sah mich wieder an. Ich begreife nicht, sagte er: Plauenberg . . .? — „ist dein." — Und Sie? — „Ich bin dein lieber Oheim." — Aber Herr Brauns — „bin ich." — Mein Gott! theurer Oheim; aber Sie — „ich bin Herr Brauns. — Kinder," sagte ich endlich, „lacht mich nicht aus. Dies Plauenberg bekommt ihr von mir zum Geschenk. Ich bin reich, sehr reich. Wir, ich und Brauns, mein Herzensfreund, retteten Augusten aus Schochers Händen, und dich, Wilhelm, aus der Willmanns Netzen. Ja, ich habe alles gethan. Und nun Kinder, macht mir die Freude, und nehmt Plauenberg, oder

viel-

vielmehr behaltet es, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Nun fielen sie mir Alle, einer nach dem andern, um den Hals, die alte Judith nicht ausgenommen. Und die schöne Kutsche mit den vier Isabellen? fragte diese. — „Sind auch euer.“ — Nun, so soll mir Gott helfen, sagte sie jauchzend, daß ich noch einmal darin nach L * * * fahre! — „Und vor dem Hause meiner Nichte vorüber, nicht wahr? . . . Judith wollen Sie nicht endlich vergeben lernen!“

Nun erhob sich ein fröhliches Getümmel der Bauern, des Amtmanns, des ehrwürdigen Predigers, die alle bestellt waren. Wir aßen im großen Saale, und Abends wurde getanzt. Ich fragte meinen Schwager, ob er seine Handlung wieder etabliren wolle. Er schlug mein Anerbieten aus, legte sich in die Arme seiner Schwiegertochter, und sagte: hier will ich leben lernen, und lieben.

Morgen fahre ich nach L * * *, und hole die Tochter der Mamsell Willmanns aus einer Pension, wo sie vortrefflich erzogen wird. Dann komme ich zu dir nach Hamburg. Ich

bringe dir also wieder ein Kind mit, daß wir nicht unter den Runzeln des Alters zu ernst werden. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

Ich schicke dir noch diesen Zettel, durch Augustens Bruder, einen weichen, lieben jungen Menschen. Gieb ihm Empfehlungen nach London mit. Dahin soll er ein Jahr, um in dem Strudel der großen Menschenmasse etwas fester zu werden. Das Gerücht von meinem Reichthum war mir schon vorausgelaufen; vermuthlich hatte Judith es in Gang gebracht. Meine Nichte kam zu mir; sie bedauerte, und so weiter. „Liebes Kind,“ sagte ich; „ich wünschte, du hättest deinen alten Vater geliebt. Jetzt willst du Geld von deinem reichen Onkel. Sieh, Geld habe ich nicht für dich; doch Liebe, Rath und Mitleiden mit deinem Herzen und deinem Unglück. Du bist recht sehr zu bedauern, Kind, daß du keinen Menschen hast, den du liebst. Wahrhaftig, ich weiß dir nicht zu helfen. Ich wollte, du wür-

deſt beſſer! Bei allem meinem Reichthume lebte ich Jahre lang äußerſt dürftig und abhängig; aber dennoch war ich glücklich, weil ich die Menſchen um mich her liebte. Geld ohne Liebe macht nicht glücklich, nur geitzig. Ich wünſchte, du würdeſt blutarm, und hätteſt dann, wenn es nicht anders ſeyn könnte, nur einen Mops ſo lieb, wie Judith den ihrigen, es wäre doch etwas. Kind, du biſt die Tochter meiner ehrwürdigen, guten Schweſter. Ich wollte, du hätteſt, anſtatt deines Geldes, ihr Herz. Lieber Gott! (mir ſtiegen die Thränen in die Augen, daß ich ſo hart reden mußte) ſieh, dieſe Thränen weine ich dir. Ich werde dich wiederſehen; und Gott gebe, daß du dann beſſer, menſchlicher, tugendhafter biſt! Adieu."

So gingen wir aus einander. Ich glaube, ein Goldſtück wäre ihr lieber geweſen, als meine Thränen. Lieber Gott! meiner Schweſter Tochter! — Adieu. In drei Tagen reiſe ich von hier ab. Den fünften bin ich in Hamburg, in den Armen meines alten lieben Brauns! Adieu.

Inhalt.

I. Die Strafe im Alter, oder die Folgen des Leichtsinns . . . Seite 3

II. Die väterliche Gewalt . . . 195

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Moralische Erzählungen

Bd.: 4. 1798.

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940507-9